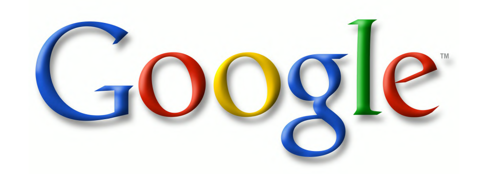
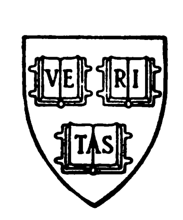



Google


VE RI
TAS

Schiller und Goethe.

Schiller und Goethe
im Urtheile ihrer Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte und Notizen,
Schiller und Goethe und deren Werke betreffend,
aus den Jahren
1773—1812,
gesammelt und herausgegeben
von
Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter.

Zweite Abtheilung:
Goethe.
Dritter Band:
1802—1812.

Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1885.

Goethe
im Urtheile seiner Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte, Notizen,

Goethe und seine Werke betreffend,

aus den Jahren

1802—1812,

gesammelt und herausgegeben

von

Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Goethes Werken.

C

Berlin.

Verlag von Friedrich Luckhardt.

1885.

Vorrede.

Mit vorliegendem Bande, welcher die Kritiken aus den Jahren 1802—1812 über Goethe's Schriften enthält, gedachte ich s. Z. diese Sammlung zu beschließen. Ich habe keine Mitarbeiter gehabt, nennenswerthe Vorarbeiten, auf die ich mich hätte stützen können, existiren nicht, ich war also beim Zusammentragen des Materials lediglich auf meine eigene Bemühung angewiesen. Nun glaube man ja nicht, daß die vergilbten, bestaubten Zeitungsbände auch stets an dem Orte ihres Erscheinens zu haben seien! In dieser Hinsicht wird die Erwartung oft bitter getäuscht, und man wird oft jahrelang auf den deutschen Bibliotheken Nachfrage halten müssen, bis der Zufall uns das Gesuchte in die Hände spielt.

Bei der Eigenart dieses Sammelwerks ist es demnach nur zu erklärlich, daß der vorliegenden Ausgabe, weil in jedem Sinne eine erste, mancherlei Mängel anhaften, die früher abzustellen ich ganz und gar nicht im stande war. Ich bin daher in die Nothwendigkeit versetzt, einen Ergänzungsband folgen zu lassen. Derselbe soll enthalten: die wesentlichsten Zeitungskritiken, namentlich aus den frühern Jahren, die ich theils übersehen, theils rechtzeitig nicht habe beschaffen können; ferner Quellenangabe sehr vieler anderer Artikel, die wegen Raummangels auch in den Ergänzungsband nicht aufzunehmen sein werden; ferner ein Verzeichniß der benutzten Zeitungsorgane und deren Redacteure, die Namen der

Verfasser der einzelnen Kritiken nebst kurzen biographischen Nachrichten und schließlich ein ausführliches Personen- und Sachregister. Dieser Band dürfte also des Interessanten mancherlei bringen und für die Besitzer der früheren Bände schwerlich zu entbehren sein.

Zunächst will ich hier gleich folgendes bemerken:

von Karl August Böttiger stammen her die Artikel:

„Was wirkt das tragische Theater", pag. 7—8, und

„Die natürliche Tochter", pag. 63—65;

von Ludwig Ferdinand Huber:

„Ueber Göthe'ns Uebersetzung von Mahomet und Tancred", pag. 19—21;

„Leben des Benvenuto Cellini", pag. 38—39;

„Die natürliche Tochter", pag. 79—83 und

„Tancred", „Mahomet", pag. 92—93;

und von Kotzebue:

„Eine Begebenheit, von welcher wir wünschten, daß sie erdichtet wäre", pag. 12—14;

„Alarcos auf der Weimarischen Bühne", pag. 16—17 und

„Ueber einen Zwist", pag. 34—38.

Ich hoffe, daß es mir gelingen werde, die Namen der Recensenten, wenigstens in ihrer Mehrzahl, und soweit es sich um die Verfasser der bedeutenderen Artikel handelt, ausfindig zu machen. Die Lectüre der ästhetischen, literarhistorischen u. s. w. Schriften und Werke der damaligen Dichter, Gelehrten, der nachmals veröffentlichten Briefwechsel und Biographien hervorragender Männer (und auch Frauen) jener ewig denkwürdigen Zeit wird mir, sofern mir dies nicht schon jetzt bekannt ist, reichliches Material zuführen. Und doch dürfte eine vollständige, befriedigende Lösung dieser Aufgabe selbst dem angestrengtesten Fleiß, der sorgfältigsten Nachforschung kaum möglich sein. Man dürfte z. B. fragen, wie der hellsehende Mann geheißen und was er gewesen sei, dem wir die erste Räuberkritik (Schiller I. Band, pag. 1—7) zu verdanken haben, derselbe, der unterm

24. Juli 1781 in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung zuerst schrieb: „Haben wir je einen teutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser"? Vor kurzem fiel mir das betreffende Redactionsexemplar jener Zeitung in die Hand, in welchem mit Farbstift, wie üblich, unter jedem anonymen Artikel der Name des Autors verzeichnet stand. Dem Zufall also verdanken wir den Namen, denn der gelehrte Herr hat sich auf andere Weise in der literarischen Welt nicht ausgezeichnet. Solche und ähnliche Zufälle mögen nicht nur mir, auch andern, noch öfter begegnen. Ich würde daher jedermann, der mir durch Mittheilungen in dieser Richtung behülflich sein könnte, auch für die geringste Bemühung von Herzen dankbar sein.

Schon in den Jahren 1823 und 1828 haben zwei deutsche Gelehrte, Varnhagen von Ense*) und Alfred Nicolovius**) Versuche gemacht, derartige Sammelwerke, wie die meinigen, speciell wenigstens über Goethe, ins Leben zu rufen. Varnhagen sammelte zumeist literarische Curiositäten, auf Goethe bezügliche Toaste, kleinere Kritiken, Quellen von Zeitungsartikeln u. s. w., und Nicolovius gab Auszüge aus Briefen, selbständigen Schriften, und auch aus Zeitungen heraus — aber nur lobende Kritiken.

Nach Nicolovius ist Goethe über jeden Tadel erhaben; Goethe zu tadeln, sei ein unwürdiges Beginnen. Varnhagen hatte ein Gelegenheitsschriftchen zur Feier von Goethes Geburtstag veröffentlichen wollen und innerhalb dreier Wochen dasjenige Material auf etwa 250 Seiten vereinigt, was ihm durch seine Freunde rasch zugetragen war. Das Büchlein ist höchst splendid gedruckt und enthält oft auf einer Seite nur die Angabe einer Quelle.

In der Vorrede zu seinem einbändigen Werk bittet Nicolovius die deutschen Gelehrten und Buchhändler, ihm zum Zwecke der Fortführung seines Unternehmens alles Material zuzuschicken, was sie an Beurtheilungen über Goethesche Schriften besäßen oder noch fänden. Ein zweiter Band ist jedoch nicht erschienen.

---

*) Goethe in den Zeugnißen der Mitlebenden. Berlin.

**) Ueber Goethe. Literarische Nachrichten. Leipzig.

Diese beiden Werke haben der Wissenschaft wenig Nutzen gebracht. Im Druck erschienene Briefe und selbständige Schriften sind ohnehin für jedermann leicht zugänglich. Etwas anderes ist es jedoch um die Beschaffung von Kritiken, die in den Tageszeitungen gestanden haben. Die Zeitungen aus jener entfernten Periode, oft nur in wenig Exemplaren vorhanden und über ganz Deutschland zerstreut, nicht einmal immer im Staatsbesitz befindlich, sind nur mit großem Aufwand an Zeit und großen Kosten in der Hand eines einzigen zu vereinigen. Und zudem ist es nicht jedermanns Sache, Tausende und aber Tausende solcher Bände durchzulesen, selbst wenn er dieselben besäße, noch weniger aber, die Artikel, wie dies zum Zwecke der Drucklegung nöthig war, Wort für Wort zu excerpiren.

Goethe hat beide oben angeführten Schriften gekannt, denn er macht (sämmtl. Werke XXVII. Band, pag. 521 der Cottaischen Ausgabe in 40 Bänden, 1856) folgenden

„Vorschlag zur Güte."

„Man hat einen Octavband herausgegeben: „Goethe in den „wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden." (Er meint Nicolovius': „Ueber Goethe. Literarische Nachrichten.") Nun würde ich „rathen ein Gegenstück zu besorgen: „Goethe in den mißwollenden „Zeugnissen der Mitlebenden."

„Die dabei zu unternehmende Arbeit würde den Gegnern „leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde sie einem „Verleger, dem Gewinn von allen Seiten her guten Geruch bringt, „sichern Vortheil gewähren.

„Zu diesem Vorschlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da „man mich aus der allgemeinen Literatur und der besondern der „Deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht los werden wird, „es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm sein muß, „auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unsern Tagen „ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet.

„Mir selbst würde ein solches Unternommene bei dem Rückblick „auf mein eigenes Leben höchst interessant seyn; denn wie sollt'

„ich mir läugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt „geworden und daß diese mich auf ihre Weise dem Publicum vor„zubilden gesucht.

„Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar „gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununter„brochener Thätigkeit erhalten und sie, wiewohl angefochten, bis „an mein Ende durchgeführt habe."

Sofort nach Goethes Tode erhoben sich, im Hinweis auf die Werke von Varnhagen und Nicolovius die gewichtigsten Stimmen mit der Aufforderung, die Sammlung von Zeitungskritiken, Goethe betreffend, nun systematisch in Angriff zu nehmen.

Kein Geringerer als Schelling war es, welcher damals, 1832, sagte:

„Jetzt, da er heimgegangen, der Unsterbliche, jetzt ist der wahre „Zeitpunkt gekommen, die testimonia auctorum vollständig zu „sammeln und abzuschließen, welche über den Dichter von seinem „frühesten Auftreten bis zu seinem Ableben so vielfältig erschienen „sind, und unter welchen die gediegensten und gehaltvollsten Blätter, „die reichsten Kommentare zu seinen Werken und zu seinem Leben, „in jedem Falle aber die Zeugnisse einer langen Stufenfolge lite„rarischer Bildung sich entfalten."

Auch Johann Friedrich Ancillon, Königlich preußischer Staatsminister, suchte durch seinen mächtigen Einfluß die gute Sache fördern zu helfen. Von ihm rühren die Worte her:

„Fürwahr, nichts könnte für den Heros unserer Literatur, aber „zugleich für das deutsche Volk ehrenvoller sein, als eine solche „Sammlung gehaltvoller Urtheile, die da beweist, daß von seinem „ersten Erscheinen bis zum späten, schönen Abend seines genialischen „Lebens der große Dichter sich immer gleich und die Nation immer „seiner würdig geblieben ist. Es ist herzerhebend, zu sehen, daß „es eine Vortrefflichkeit giebt, die über den Neid, so wie über „jeden Wechsel der Zeit den Sieg davon trägt, daß das Allgemein„gültige auch manchmal das Allgemeingeltende ist, und daß der „Mann, der die Vielseitigkeit, die Tiefe und die Höhe des deutschen

„Genius am herrlichsten repräsentirte, auch von der ganzen Nation „als ihre immer sich verjüngende Ehre und ihre unsterbliche Zierde „anerkannt und gepriesen werde."

Das Tübinger Morgenblatt, welches diese Worte Ancillons zuerst brachte, fügte damals hinzu:

„So soll es auch fortan bleiben, und sich bewähren zur Freude „aller Braven, zum Verdruß und zur Schmach aller bornirten und „eiteln Schwächlinge."

Aber weder damals noch später ist ein erneuerter Versuch zur Herstellung eines solchen umfassenden Sammelwerks gemacht worden, obwohl unsere angesehensten Literarhistoriker immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit derselben hinwiesen. Namentlich war es Rudolf von Gottschall, der sowohl in seiner „National-literatur" als in den von ihm herausgegebenen „Blättern für literarische Unterhaltung" und „Unsere Zeit" mit regstem Eifer für die Verwirklichung dieser Idee eingetreten. Nun ja, wer die Schwierigkeiten einer derartigen Arbeit und deren Undankbarkeit kennt, hält sich davon fern. Das Schicksal hatte mich zu diesem Geschäft ausersehen, und es steht mir nicht an, wegen dieser Prüfung zu murren. Einer mußte sich doch einmal zuerst in die Bresche werfen! In derselben Zeit, in der ich diese neun Bände (inclusive Lessing) geschaffen, mit demselben Maß von Leidenschaft und Begeisterung, das zur Inangriffnahme und Beendigung dieser wenn auch nur compilatorischen Arbeit nöthig war, hätte ich, meiner ursprünglichen Neigung folgend, wohl zehn historische Tragödien schreiben können, und ich würde wahrscheinlich geräuschvollere Erfolge damit erzielt haben als mit diesem Werk. Aber ich war von meiner Idee dermaßen gepackt, daß alle anderen künstlerischen Pläne vollständig zurücktreten mußten.

„Die große Arbeit", so läßt Rudolf von Gottschall, meines „Heldenmuthes" gedenkend, nachträglich unterm 11. September 1884 in seinen „Blättern für literarische Unterhaltung" schreiben, „ist um so dankenswerther, weil der Verfasser „vielleicht nicht einmal die Erwartung hegen darf, verdiente Würdigung und Dank zu empfangen."

Und Otto von Leixner schreibt in Nr. 15 der „Deutschen Romanzeitung" desselben Jahres: „Es ist nicht nur der unend„liche Fleiß, welchen wir bewundert haben, als die Selbstlosigkeit; „ein solches Werk durchzuführen, das heißt vom Beginn an auf „einen nur im Geringsten entsprechenden Lohn für unendliche Mühe „verzichten — Opfer zu bringen, welche nur mit der Anerkennung „eines sehr kleinen Kreises belohnt werden. .... Eins ist gewiß: „erschiene eine solche Arbeit in Frankreich oder England — natürlich „auch dort einem Schriftsteller gleichen Ranges geweiht, dann ...."

Nun liegt die Frage nahe: Kann diese Kritikensammlung, außer dem durchaus persönlichen Genuß, den sie dem Literaturfreund gewährt, der Allgemeinheit von irgend welchem thatsächlichen Nutzen sein? Ich erwidere hierauf mit aller Bestimmtheit: „Ja!"

Boas sagt, die Deutschen seien das gründlichste Volk der Welt, aber in Beziehung auf die Schillerforschung seien sie das ungründlichste. Man wird doch zugeben müssen, daß uns ein erschöpfendes, letztes, endgültiges Lebensbild sowohl von Schiller als auch von Goethe bis jetzt noch fehlt.

Und wenn alle Momente darin berücksichtigt worden wären, die Kritik als solche ist bisher nicht, oder doch kaum berücksichtigt worden. Wie in der konstitutionellen Monarchie, dieser, für den Deutschen wenigstens, idealsten Erscheinung der Staatsform, neben dem König auch das Parlament gehört werden muß, so muß in der künftigen Schiller- und Goethe-Biographie nicht nur der Dichter, auch die Nation gehört werden. Goethe und Schiller und die deutsche Nation sind ein untheilbares Ganze geworden und es genügt uns nicht mehr, neben den Mittheilungen über die Lebensumstände unserer beiden Dichter und der Aufzählung ihrer Werke — das alles, nebst den Grundregeln der Religion, wissen wir ja schon von Kindesbeinen an — nur die Reflexionen Nachgeborener zu lesen und seien die entwickelten Gedanken noch so treffend und geistreich! Mit der zunehmenden Bildung sind wir freier und anspruchsvoller geworden; wir sind auch urtheilsfähig geworden. Zudem kann an der souveränen, festbegründeten Stellung Goethes

und Schillers in unserer Literatur ganz und gar nichts geändert werden. Jede neue Forschung ist nur geeignet, ihren Ruhm zu vermehren, niemals zu vermindern. Wir verlangen demnach ein reicheres, volleres, satteres Bild ihres Lebens und Wirkens. Die Nation selbst muß jetzt zu Worte kommen, in den eigenen Worten der Nation wollen wir es lesen, wie die deutsche Volksseele unter dem ersten Eindruck der unvergleichlichen geistigen Genüsse einst gebebt, gezittert, geweint, gejauchzt hat. Wir wollen nicht nur Kenntniß haben von den Bezeugungen der Liebe, der Freundschaft, der Bewunderung, des innigsten Verständnisses, die unseren Nationalheiligen, als sie noch auf Erden wandelten, entgegen gebracht worden, wir wollen auch die Aeußerungen und Ausbrüche des Neides, des Hasses, der Thorheit, ja, der Tollheit! Alle diese Erscheinungen erleben wir in der Lectüre der vorliegenden Sammlungen — wir werden selbst Zeitgenosse und können nebenbei auch noch ersehen, inwiefern die Kritik selbst auf die nachfolgenden Productionen unserer Dichter eingewirkt.

Die großen, wahrhaft bedeutenden Aufsätze sind von den ersten Gelehrten, den erleuchtetsten Köpfen jener Zeit verfaßt. Neben den großen Geistern tummeln sich natürlich auch kleine und kleinere. Die bekanntesten Recensenten sind u. a. die Schlegel, Wieland, Herder, Körner, Fichte, Schütz, Ersch, Woltmann, Böttiger, Huber, Engel, Eschenburg, Garve, Schink, Klingemann, Archenholz, Campe, Bertram, Musäus, Merck, Stollberg, Maimon, Fernow, Martiny, Moritz, Goeze, Jacobi, Fries, Salomon, Ramdohr, Schreiber, Bode, Meyer, Wittenberg, Walch, Nicolai, Brandis, Varnhagen, Manso, Reinhart, Henning, Schatz, Vulpius, Biester, Merkel, Kotzebue, Schubart, Heinse, Biedermann, Witte, Langer, Knigge, Becker, Apel, Voß, Claudius, Gleim, Schmid, Petersen u. s. w. u. s. w.

Und es sollte sich nicht lohnen, in neuen Biographien die prägnantesten, wissenswerthesten, einerlei ob dem Sinne nach wahren oder falschen oder gar barocken Stellen jener Autoren in nuce der

deutschen Leserwelt vorzuführen? Können wir über Goethe und Schiller nicht ein ähnliches Werk verlangen, wie wir z. B. über Lessing bereits eines von Danzel und Guhrauer besitzen? Diese beiden Gelehrten hatten freilich dreißig und einige Mitarbeiter. Dem zukünftigen Goethe- oder Schiller-Biographen ist die Arbeit leicht gemacht!

Durch die nicht dankbar genug anzuerkennende gütige Intervention Seiner Excellenz des Herrn Staatsministers Dr. von Goßler ist das Erscheinen dieses Bandes zu stande gekommen und die Herstellung eines Ergänzungsbandes ermöglicht.

Der Umstand, daß nunmehr das Goethe-Archiv zu Weimar der Benutzung erschlossen ist, läßt vielleicht schon jetzt die Fortführung meines Werkes bis zum Jahre 1832 nicht nur räthlich, sondern sogar nothwendig erscheinen.

Berlin, den 20. September 1885.

Julius W. Braun.

Inhaltsverzeichniß.

1804.

1805.

1806.

1807.

1808.

1809.

1810.

1811.

1812.



1802.

Etwas Unglaubliches. 1802.

Eigentlich sollte nichts mehr in der Deutschen neuen Literatur unglaublich sein. Denn was ist nicht bloß neu und unerhört, sondern widersinnig und verkehrt genug, welches einzuführen, ja woran ihr Publikum zu gewöhnen, nicht in unsern Tagen einige Schriftsteller versucht hätten? Allein, daß Dinge vor unsern Augen geschehn, beweist noch gar nicht, daß sie *glaublich* sind. Wer einen Taschenspieler einen Stein in eine Taube verwandeln, oder eine Uhr aus der Pistole schießen sieht, wird, wenn er gleich die Gaukelei nicht zu erklären versteht, doch nie glauben, daß die Gesetze der allgemeinen Physik auf diese Art umgestoßen werden können. Soll es mit den Gesetzen des gesunden Menschenverstandes anders sein? Man wendet sehr richtig diesen Sprachgebrauch sogar auf die Regeln des konvenzionellen Anstandes an. Es giebt Kleidermoden, und Menschen welche sie tragen, die mit einem gut erfundenen Ausdruck incroyables heißen, obgleich sie leibhaftig unter uns weilen.

Einen solchen Schriftsteller-Taschenspieler, einen literarischen *Unglaublichen*, will ich den Lesern vorführen. Es wäre möglich, daß des Wunderdinges schon irgendwo erwähnt stände. Ich habe es noch nirgend gefunden; und da die ganze Sache mit wenig Worten abzumachen ist, so brauche ich um so weniger lange um Verzeihung zu bitten.

Mir fiel kürzlich ein Büchlein in die Hand:

1802. Die Eumeniden, oder Noten zum Text des Zeitalters. Zürich, 1801.

Es ist in einem so wilden wüthigen Tone geschrieben, daß die furchtbaren Göttinnen, welche der Titel nennt, wirklich die Musen des Verfassers gewesen zu sein scheinen. Er ist voll Wuth im Lobe, voll Wuth im Tadel. — Folgende Stelle steht daselbst Seite 21.

„So ungemein schätzbar mir auch der Eifer der „Gebrüder Schlegel ist, der wahren Poesie wieder „aufzuhelfen, indem sie immer nur auf den einzigen „durchaus vollendeten deutschen Dichter aufmerksam „machen; so ist doch nur zu sehr zu fürchten, dass „die erschlafte Menge sich auch an den Namen Göthe „gewöhnen werde. Man sollte diesen Namen nicht so „häufig aussprechen, und den Juden folgen, die statt „Jehova Elohim sagen, um Jenem seine ganze unend-„liche Heiligkeit zu bewahren. Ich würde für den „Namen: Göthe, etwa Αὐτός oder Αὐτότατος vorschlagen“.*)

*) Αὐτός, ipse; Αὐτότατος, ipsissimus, Er; er selbst.

<u>Biester, Neue Berlinische Monatschrift, Berlin, 1802, April, pag. 298—300.</u>

Lauchstädt, den 29. Junius. Am 26sten dieses ward unser neues Theater, das unter der Direction des Hrn. Geheimen-Rath von Göthe in weniger als drei Monat von Grundaus neu erbaut und äußerst bequem und zierlich eingerichtet worden, mit sehr glücklichem Erfolg eröfnet. Göthe hatte ein ganz originelles bedeutungs- und inhaltreiches Vorspiel dazu gemacht: Was wir bringen; in welchem viele der vorzüglichsten Schauspieler des Weimarischen Hoftheaters vortheilhaft erscheinen, und das auch durch den schönen und kunstreichen Gesang der Demoiselle Jagemann angenehm belebt wurde. In der darauf folgenden Oper: Titus, von Mozard, erschien diese vortrefliche Sängerin und Schauspielerin in der Rolle des Sextus aufs allervortheilhafteste. Das Publikum, welches das geräumige Schauspielhaus ganz anfüllte, nahm sehr lebhaften Antheil an der Vorstellung, und zeichnete sich dabei durch musterhafte Ordnung und Aufmerksamkeit aus. Man sahe deutlich wie ein anständiges Lokal und zweckmäßige Anordnung auf den Ton der Gesellschaft wirkt. Ein großer Theil der Gesell-

schaft bestand aus Hallensern, die dem Anordner und Dichter dadurch 1802.
auf sehr bedeutende Weise ihre Aufmerksamkeit und Dankbarkeit bezeigten, daß sie es sich selbst angelegen sein ließen, während der Vorstellung auf Stille und Ordnung zu halten. Nach dem Vorspiel, in welchem auch auf sehr schickliche feine Weise des Churfürsten von Sachsen als Landesherrn, des Herzogs von Weimar, als Erbauer des Theaters, und des benachbarten guten Königs als Förderer und Beschützer der Künste und Wissenschaften gedacht ward, rief das Parterre dem Herrn Geh. Rath von Göthe ein dreimaliges Vivat zu, in welches die ganze ansehnliche Versammlung laut einstimmte. So ward ihm zu Ehren auch nachher, in dem schön erleuchteten Versammlungssaal, von der sehr zahlreichen Gesellschaft die Gesundheit ausgebracht: Was bringen wir dem Freudenbringer? Unsern Dank! rief alles aus vollem Herzen. Nach dem Souper ward bei einer glänzenden Beleuchtung der ganzen Promenade und aller öffentlichen Badgebäude, lustig getanzt. Die sehr brave Weimarsche Hofschauspielergesellschaft fährt jetzt täglich fort, eine Auswahl der interessantesten Stücke zu geben.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1802, 6. Julii.

Englische Literatur 1799—1800.

XII. Schöne Künste.

2. Dichterwerke.

— Von den Uebersetzungen führen wir hier, mit Uebergehung einiger nicht bedeutenden französischen Romane, nur die aus dem Deutschen an, die bey Weitem den größern Theil ausmachen. Schon im J. 1799 war von Werthers Leiden eine Uebersetzung erschienen; diese war aber nach einer französischen bearbeitet; jetzt erschien eine neue von einem in England nationalisirten Deutschen: The Sorrows of Werther, of Baron Göthe, translat. from the last german Edition, by W. Render, D. D. being the first translation of this Story, which has been made from the Language in which it was originally written. L. b. Phillips. 1800. 12. (4 sh.) 8. (7 sh. 6 d.)

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena, 1802, 18. September.

1802. **Nationaltheater.**

Am 1. Oktbr. wurde zum drittenmale bei einem sehr vollen Hause gegeben: Don Ranudo de Colibrados, oder Armuth und Hoffarth, nach Holberg von Kotzebue. —

Als Nachspiel wurde Jeri und Bäteli von Göthe, componirt von Reichardt, gegeben.

Gemeine Naturen sehen in diesem alten Singspiele nichts, als eine unterhaltende Bagatelle, der man, vorzüglich um der lieblichen Musik willen, gern verzeiht, daß ihr Hauptcharakter eine naseweise, zänkische Bauerdirne ist, und daß ihre Entwickelung durch eine Balgerei herbeigeführt wird. Den erleuchteten Blicken höherer Naturen bleibt es dagegen nicht verborgen, daß sich in diesem Stücke die Göttlichkeit der poetischesten Poesie der Poesie, in ihrem eigentlichsten Mittelpunkte stralend offenbare. Vorzüglich wird wohl niemand, der den hohen Sinn, mit welchem die Ochsenheerde in die Totalität der Katastrophe einschlägt, recht zu erwägen vermag, in Abrede sein, daß dem erhabnen Dichter, nach dem Ausspruche eines seiner neuesten Verehrer, „die naiven Motive aller Art, unbedingt zu Gebote stehn." R.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1802, 21. October.

Mahomet, Trauerspiel in fünf Akten, nach Voltaire von Göthe.

Wenn das Meisterstück eines großen Dichters, von einem großen Dichter übersetzt, oder wie der Titel sagt, nachgebildet wird, so ist man berechtigt, diese Nachbildung mit hohen Erwartungen in die Hand zu nehmen. Diesmal werden sie indeß getäuscht.

Göthe hat eigentlich nur übersezt: seine Veränderungen sind im Grunde nichts weiter, als daß er einige der schönsten Verse überging, andere verfehlte; eine einzige Rede Mahomets, im ersten Auftritt des 4ten Aktes, veränderte, und die Schlußrede des Stückes wegließ. Diese lezte Abänderungen zu würdigen ist hier nicht der Ort. Hier ist es genug, Proben von dem zu geben, was wegblieb, oder wie der Sinn verfehlt wurde.

(Folgen einige Proben.)

O weh! T.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1802, 26. October.

Nationaltheater. 1802.

Am 27sten Dezbr. gab man

Iphigenia in Tauris, von Göthe, als Benefiz für Madame Unzelmann.

Schon durch den bloßen Gedanken, dem Publikum dieses Gewebe entzückend-schöner Dialogen auf der Bühne zu geben, verdiente die Künstlerin, die ihn hatte, das beinahe überfüllte Haus. Er ist äußerst lobenswerth, nicht nur weil er dem Publikum einen seltenen Genuß verschafte, auch weil er in vielen Rücksichten zur Berichtigung der herrschenden Vorstellungen dienen kann. Es ist gut, das glänzende Verdienst den Augen des Publikums so nah als möglich zu rücken: damit es von der einen Seite, es ganz schätzen lerne, von der andern, vor der Vergötterung desselben, gesichert werde.

Den Werth dieses Gedichtes auseinander setzen zu wollen, wäre sehr überflüssig: wer kennt die deutsche schöne Literatur auch nur einigermaßen, und bewundert es nicht längst? Wer kann, wenn er es einmal las, es je wieder vergessen? Wen entzückte nicht schon in der Charakterschilderung Iphigeniens, das hinreißende Bild der edelsten, zartesten Weiblichkeit? Wen bezauberte nicht die Reihe eben so lieblicher, als glänzender Gemälde, die einander in diesem Werke so nahe folgen, und die volltönende harmonische Diktion, mit welcher sie aufgestellt sind? Der einzige etwas neue Gesichtspunkt, aus dem sich Iphigenia etwa noch betrachten ließe, wäre der, ihres Verhältnisses zu eigentlichen dramatischen Werken. Sollte eine zweite Darstellung statt finden, so wird man vielleicht hier darüber etwas sagen.

Die theatralische Ausführung eines Gedichtes, wie Iphigenia, ist eine der schärfsten Proben, auf welche die Talente und die Kunst mimischer Künstler gesetzt werden können. Berlin hat die Berechtigung, auf seine Bühne sehr stolz zu sein, nachdem sie diese Probe glänzend bestanden hat.

Mdme. Unzelmann selbst machte Iphigenia. Sie nahm die Rolle nicht ganz so hoch idealisch, als sie genommen werden kann; sie gab nicht sowohl die erhabene Tugend-Schwärmerin, die nur durch die sorgfältigste Wachsamkeit über sich, ruhige Haltung gewinnt, als die edle, reine, großdenkende Frau, und dabei gewann die Darstellung gewiß. Iphigenia flößt so viel zartere Theilnahme ein. Mit der lieblichsten, rührendsten Modulation der Stimme, mit der richtigsten Deklamation und dem Mienenspiel einer Grazie, sprach sie ihre schöne Rolle. Das Detail der Costüme, so lang'

1802. es nicht zu große Verstöße enthält, und die geschmackvollen Damen es selbst wählen, ist nicht leicht Gegenstand des Kunstrichters; wenn aber das Stück so wichtig ist als die Iphigenia und das Costüme sich zu offenbar von dem guten Geschmack entfernt, so hat die Kritik darüber mitzusprechen. Iphigeniens Putz war aus grellen Farben zusammengesetzt, die Stickerei ihres Kleides nach dem Ausspruch einer sehr geist- und geschmackvollen Autorität, — geschmacklos. In Paris (und so auch in Weymar, unter den Augen des Verfassers) tritt Iphigenia in einer ganz weißen, mit Silber gestickten Tunike auf, mit einem eben so verzierten Schleier und ohne Haarschmuck. Ob dieses nicht in edlerm Geschmack ist, als eine dunkelfarbigte, sammtene Haarbinde, ein Purpur-Schleier und eine farbigte Stickerei in weißem Kleide? — Iffland ließ uns in Thoas den schmucklos-edeln, kraftvollen Mann erblicken, und verdiente vorzüglich dadurch Bewunderung, daß er, ohne irgendwo Rauhheit zu zeigen, überall anzudeuten wußte, daß sein großherziges Betragen ein mühsam bekämpfter Sieg über angestammte Rauhheit sei. — Hr. Beschort als Pylades sprach und spielte meisterhaft. Er hat überhaupt die leichte und doch feste Haltung, welche edle Charaktere dieser Art fordern, ganz in seiner Gewalt, aber nirgend hat er sie schöner angewandt und gezeigt, als hier. Ueberall stellte er den wohlgemutheten, freien, aber zugleich kräftigen Sinn dar, der für die tiefsten Gefühle Empfänglichkeit hat, aber sich selbst in keinem derselben verliert. — Herrn Mattausch fehlt noch die Gewalt über sich selbst, sich immer zu stürmischer Bewegungen zu enthalten, wo sie nicht gefordert werden: aber dieses abgerechnet, sprach und spielte er den Orest sehr gut. — Das Einzige, was den Genuß der Darstellung einigermaßen störte, war, daß der Pastor aus den Jägern den unpriesterlichen Einfall gehabt, sich in den Scythen Arcas zu verkleiden.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1802, 30. December.

Ein und funfzigster Brief.

Taschenbuch für 1802. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. (Bremen, bei Willmanns.)

— Der Zauberflöte zweiter Theil von Göthe. — Glauben Sie kein Wort davon! Ein zweiter Titel nennt es einen Entwurf zu einem dramatischen Mährchen: aber auch das ist es

nicht. Es besteht aus drei oder vier Scenen, die allenfalls errathen lassen, worin die Verwickelungen eines zweiten Theils bestehen würden, wenn Göthe ihn schriebe. Pamina hat einen Sohn gebohren, und die Königin der Nacht ihn in einen goldnen Sarg schließen lassen, den niemand öffnen kann. Papageno und sein Weiblein wehklagen, daß die gehoften Kinderchen ausgeblieben sind. — Es ist wahr, dies Fragment zeigt, was sich schon ohnehin verstand, daß ein dramatisches Mährchen von Göthe ein wahrhaftes Gedicht werden würde, aber es selbst hat keinen Werth. Wie gewöhnlich, war der Verleger zufrieden, nur Göthens Namen im Register aufführen zu können, und — leider muß ich auch hier sagen, wie gewöhnlich, — hielt Göthe das Erste seiner Papecassen, das ihm in die Hand fiel, für gut genug für das Publikum. 1802.

G. Merkel, Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, Berlin, 1802, 4. Band, pag. 20—21.

Wie wirkt das tragische Theater auf den Charakter überhaupt und vorzüglich den weiblichen?

— Selbst den schwachen Charakteren, dem wankenden Rohre, kann die schöne dichterische Darstellung einen Reiz beylegen, der grade am verführerischsten seyn muß, weil die Anzahl der Weichlinge, die keinem Eindruck widerstehen, den großen Haufen ausmacht. Weislingen, Clavigo, Fernando in der Stella: was sind sie anders, als schwache elende Menschen mit einzelnen guten Gefühlen, denen sie nur im Augenblicke folgen? Solche Geschöpfe dichterisch interessant zu machen, dazu ist freylich nur ein Meister in der Kunst im Stande; aber verschwendet ist am Ende diese Kunst an ihnen, denn einen bleibenden, recht hohen Grad des tragischen Interesses erwecken sie doch nicht: selbst der so äußerst schön geschilderte Weislingen thut das nicht. Dieses Interesse zieht nur ein entschiedener Charakter auf sich. Allein von der moralischen Seite betrachtet, ist ihre Einwirkung, zumal in der Periode, wo die Stücke, in welchen sie auftreten, neu sind, also lebhafter wirken, dennoch sehr schädlich. Das poetisch Schöne, was der große Dichter in diese Darstellungen legte, verschlimmert die übeln Neigungen des wankelmüthigen, schwachen, begierdungsvollen Haufens, dient ihm zur Beschönigung seiner Gesinnungen und Handlungen. Göthe hat wahrscheinlich das alles längst selbst

1802 gefühlt, denn in seinen letzten größern Arbeiten für das Theater, in seiner bewunderungswürdigen Iphigenia, ganz in dem Geschmack der Griechen gedichtet, kömmt kein schwacher Charakter, dem er Reize verleiht, und ihn interessant zu machen sucht, vor: und der so meisterhaft gemalte, durch die Sprache des Stücks so schön geschmückte Tasso hinterläßt einen so widerwärtigen Eindruck, daß der moralische Sinn des Lesers wohl schwerlich durch diese Schilderung verschlechtert werden kann. —

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1802, 65. Band, 2. Stück, pag. 302—303.

Aus einem Schreiben aus London.

Des Grafen **Fr. Leop. von Stolberg Hymnus an die Erde** ist von Herrn **Whitehouse**, Kaplan des Herzogs von York, sehr gut in reimfreye Verse übersetzt. Auch ist **Göthens Stella** übersetzt — denn was übersetzt man nicht jetzt in England! — Ein englisches Blatt sagt bey dieser Gelegenheit: „Stella ist in Deutschland ein „sehr beliebtes Schauspiel, und wir können aus diesem Umstande „uns einige Ideen machen, welche laxe moralische Principien „in Deutschland herrschen.“ Der englische Nationalstolz kann es nicht ertragen, daß deutsche Theaterstücke in London viel Beyfall finden, nachdem seit 6 und mehr Jahren in England kein einziges neues einheimisches Schauspiel auf die Londoner Bühne gebracht worden. — Stella kann gewiß auf die deutsche Moralität keinen widrigen Einfluß haben, da dieses Stück, weitgefehlt ein beliebtes Stück zu seyn, bekanntermaaßen bey uns längst vergessen ist.

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1802, 72. Band, 2. Stück, pag. 553—554.

Alarkos, ein Trauerspiel von Friedrich Schlegel. Berlin, bey Maurer. 1802. 4 Bg. 8. 8 gr.

Wenn der jüngere Herr Schlegel durch dieses Trauerspiel seinen noch bis auf den heutigen Tag bezweifelten Dichterruhm zu begründen vermeint hat: so ist er von seinem Genius nie übler berathen worden, als dieses mal. Einen poetischen Wechselbalg, wie dieser Alarkos ist, erinnern wir uns schlechterdings nicht gesehen

zu haben. Es ist das reinste Kunstwerk, in der schauderhaftesten 1802.
Bedeutung des Wortes rein — rein von aller Anlage, rein von allem Zusammenhange, rein von allen Charakteren, rein von aller Sprache, rein von aller Schönheit, rein von allem Interesse, kurz rein, durchaus rein. Damit unsere Leser (denn wir fürchten, daß Alarkos, trotz seiner Berühmtheit, doch noch einer näheren Anzeige bedürfe,) sich von dieser absoluten Reinheit einen etwanigen Begriff machen mögen: so wollen wir ihnen nicht die Fabel, oder die Handlung, oder den Plan des Stücks, (denn von alle dem ist keine Spur vorhanden) sondern (ein ganz treffendes Wort zu finden, ist hier unmöglich,) die wenigen historischen Substrate, auf welche eine Masse von gereimten und reimlosen, aber immer ungereimten Versen gegründet ist, mittheilen.

(Folgt Erzählung des Inhalts und Proben des Textes.)

Den Tod des Königs schildert Rikardo, wie folget:

Er schriee heftiglich, die Haare starrten;
Betheuert hoch, er will doch nicht verderben,
Die Diener scheltend, die mit Lieb' ihn warten.
Dann ruft er: Jetzt ist's Zeit, ich soll nun sterben,
Glaubt, daß sie tückisch seinen Tod erwarten,
Beklagt sein Alter, daß es ohne Erben.
Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben,
Hat wüthend so in Angst den Tod erworben.

Ein sehr glaubwürdiger Brief aus Weimar berichtet folgendes von der Aufführung dieses Stücks:

Herr von Göthe, welcher die Poesie der Poesie in diesem Trauerspiel sichtbarlich zu pflegen suchte, habe sich im Parterre, wie sonst auch wohl geschehen, voran in seinen besondern Lehnstuhl gesetzt, und zuweilen mit aufgehobener Hand das Zeichen zum Applaudiren zu geben geschienen; welches Applaudiren aber nicht recht habe zu Stande kommen wollen. Indeß habe die Achtung vor dem Jupiter tonans die Münde, welche sich ohnedieß zum Pfeifen nicht spitzen durften, wenigstens gehindert sich zum Lachen zu öffnen. Als aber Rikardo die Worte herausstieß:

Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben!

so erschallte durch's ganze Haus ein lautes Gelächter. Der Korrespondent versichert dabey, Herr von Göthe sey voll Zorn von seinem Lehnstuhl aufgesprungen, habe sich mit ausgestreckten Händen gegen die Versammlung gekehrt, rufend: St! St! St! Man soll nicht

1802. lachen! worauf sich das Lachen freylich nicht ganz gelegt habe; aber doch etwas leiser geworden sey. Wir hoffen, zur Ehre eines so berühmten Dichters, daß wenigstens der letztere Theil der Anekdote nicht ganz so gewesen sey. Denn, wenn auch die Gutmüthigkeit des Hrn. v. Göthe den Hrn. Fr. Schlegel, dessen Trauerspiel er etwa nur zum Versuche hätte wollen aufführen lassen, gern vor einer öffentlichen Beschimpfung hätte retten wollen: so hätte ihm doch auch seine eigene Empfindung sagen müßen, daß es Leuten von gesundem Verstande kaum möglich seyn müsse, über eine so grobe pathetische Absurdität nicht zu lachen. Auch hätte ihm eigentlich beyfallen müssen, welch ein unverzeihlicher literarischer Despotismus es sey, wenn ein Einziger Mann, — selbst ein Mann wie Göthe, — das Urtheil eines ganzen Auditoriums nach seiner Willkühr und Konvenienz leiten, und es hindern wollte, nach eigner Empfindung zu loben oder zu tadeln. Man trägt sich ohnedieß mit der Sage, (die auch in öffentlichen Schriften fortgepflanzt worden, ohne je widerlegt zu werden,) daß im Journal des Luxus und der Moden eine sehr gelinde Kritik über das in Weimar aufgeführte Trauerspiel Jon des Hrn. A. W. Schlegel eingerückt worden sey, und noch dazu von einem Manne, welchem man die Fähigkeit und die Kompetenz nicht absprechen kann, über eine Tragödie, die offenbar eine Nachahmung eines griechischen Stücks ist, sein Urtheil zu sagen. Diese Kritik, sagt man, habe auf Befehl des Hrn. v. Göthe aus der Buchdruckerey müssen weggenommen, und dagegen eine von Hrn. v. Göthe verfaßte lobende Anzeige des Jon eingerückt werden, wobey zugleich angezeigt wurde, die Nachrichten vom Weimarschen Theater würden künftig von der Direktion, d. h. vom Hrn. v. Göthe, im Journal d. Lux. u. d. M. besorgt werden. Wir wünschen nochmals zur Ehre des Hrn. v. Göthe, daß es nicht wahr seyn möge, daß er Dünkel und Parteylichkeit so weit getrieben habe, dem Weimarschen Parterre zu verbieten, über eine klare Absurdität zu lachen, und einem Schriftsteller zu verbieten, ein zu Weimar aufgeführtes Stück im Journal des Luxus u. d. Moden seiner Ueberzeugung gemäß zu beurtheilen. Oder, wenn es wahr seyn sollte, daß er sich so weit vergangen hätte: so hoffen wir, er werde sich selbst so sehr schätzen, um nie wieder auf diese Art despotisiren zu wollen. Denn wenn er ferner so fortführe, würde er nicht nur bey allen rechtlichen Leuten sehr an Achtung verlieren; sondern auch das Weimarsche Theater, wovon so oft in Zeitungen und Journalen so viel Rühmens gemacht worden, als wäre es das Erste in der Welt, würde zu einem

Winkeltheater herabsinken, wo Schauspieler und Zuschauer durch 1802.
die Hand eines Einzigen, wie Marionetten sich in Bewegung setzen.
— Wir würden uns bey einem Stücke, das mit einem wahren Trauerspiele durchaus nichts weiter gemein hat, als die Abtheilung in Akte und Scenen, nicht so lange aufgehalten haben, wenn nicht die Herren von der Partey der neuen Zeit und à la tête Herr August Wilhelm Schlegel sich vernehmen ließen, daß in diesem Alarkos, gerade wie in der theuren, bald nach ihrer Geburt entschlafenen Lucinde, ganz etwas Besonderes verborgen liege; das aber freylich zu entdecken nur auserwählten, durch die innere Anschauung gewaffneten Augen vergönnt sey. Wir wollten also den Lesern der A. D. B. doch einigermaßen einen Begriff machen, wie es mit diesem Alarkos eigentlich beschaffen sey. Vorbesagter Herr A. W. Schlegel würde sich um seinen Bruder ein wahres Verdienst erwerben, wenn er, als der ältere, und, wie Jeder überzeugt ist, sechsmal klügere, den jüngern Brausekopf nicht durch alberne Lobeserhebungen in seinem poetischen Wahnwitze bestärkte, sondern ihn vielmehr davon zu heilen suchte. —

Doch warum sollte der Bruder das Lob eines Stücks nicht verbreiten, das Göthe, credite posteri! in Weimar auf das Theater gebracht hat, ob es gleich, seiner Protektion ungeachtet, nicht zum zweytenmal hat können gespielt werden? Es ist wahr, boshafte Seelen wollen in dieser Gefälligkeit bloß eine dankbare Aeußerung für die ihm erwiesene Ehre der Zusammenstellung seiner Werke mit Shakespeare und Tieck, oder gar nur die Absicht, mit faunischer Freude das Publikum zum Besten zu haben, wahrnehmen. Da wir jedoch nicht zu den boshaften Seelen gehören: so lassen wir diese Vermuthung, wie billig, auf sich beruhen, und wünschen vielmehr, daß Göthe sich wie Göthe, und nicht anders zeigen möge. Bedauern aber müssen wir die Schauspieler, die, sey es auch aus welcher Ursache, dem Eigensinne eines Vorgesetzten fröhnen, und einem so elenden Machwerke, wie Alarkos ist, Zeit und Kraft schenken müssen. Q.*)

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1802, 74. Band, 2. Stück, pag. 356—362.

---

*) Martyni-Laguna, Gelehrter auf seinem Landgute an der Pöhlau bei Zwickau.



1803.

1803. **Eine Begebenheit, von welcher wir wünschten, daß sie erdichtet wäre.**

Im vorigen Winter brachte Herr von Göthe das Schauspiel Jon, nach dem Euripides, von Herrn A. W. Schlegel, in Weimar auf die Bühne. Ueber den Werth dieser Bearbeitung können wir noch nicht urtheilen, da sie bis jetzt ungedruckt ist. Nach dem zu schließen, was der Herr Verfasser selbst und seine Freunde in öffentlichen Blättern davon äußern, ist kaum je etwas Aehnliches hervorgebracht worden. Indessen gibt es Andere, die zwar der Bearbeitung mehrere Vorzüge nicht absprechen, aber auch große Fehler darin zu bemerken glauben.

Herr Ober-Consistorialrath Böttiger in Weimar, der wie bekannt, mit dem Geiste wie mit der Sprache der Griechen sehr vertraut ist, verglich den Deutschen Jon mit dem Griechischen Originale, fand, oder — wenn man lieber will — glaubte zu finden, daß der erstere dem letzteren weit nachstehe, und nahm sich vor, in dem Journal des Luxus und der Moden, dessen Redakteur er ist, einige Worte darüber zu sagen. Er that es mit der ihm eigenen Urbanität: er ertheilte der Direktion, und zwar in den lebhaftesten Ausdrücken, das ihr gebührende Lob, daß sie, an ihrem Theile, keine Kosten gescheuet, daß sie Alles gethan, die Vorstellung zu heben, und innige Bekanntschaft mit dem Costume und den Sitten der Griechen bewiesen habe; er dankte der Schauspielern, besonders der Demoiselle Jagemann (Jon), für die offenbare Anstrengung, mit welcher sie

dieses neue Produkt dargestellt hatten. Nachdem er auf diese Weise, nicht ohne eigenes Vergnügen, Gerechtigkeit geübt, ging er auf das Stück selbst über, stellte es mit dem Originale zusammen, zeigte die oft unglücklichen Abweichungen (besonders darin, daß Apoll anstatt der Minerva untergeschoben worden), nahm seinen alten Vertrauten, den Euripides, in Schutz, und verweilte mit leisem, anständigem Spotte bei mehreren Unschicklichkeiten. 1803.

Diese Beurtheilung ließ er in dem Stücke des Moden-Journals abdrucken, welches eben unter der Presse war. Herr von Göthe erfuhr das zufälliger Weise. Er schrieb sogleich ein Billet an den Herrn Legations-Rath Bertuch, Herausgeber des Journals, mit dem Ersuchen, ihm die bereits fertigen Bogen zur Durchsicht zu schicken, ehe das Journal ausgegeben würde. Dies geschah noch an demselben Vormittage; und schon in der Mittagsstunde erhielt Herr Legations-Rath Bertuch ein zweites Billet, des drohenden Inhalts: „daß, wenn „dieser schon gedruckte Bogen nicht sogleich kassirt werde, Herr „von Göthe zu dem Herzoge gehen und um seine Entlassung von „der Direktion des Theaters ansuchen wolle.“ — Dabei wurde ein peremtorischer Termin, nehmlich bis 4 Uhr Nachmittags, angesetzt, mit der wiederholten Drohung, daß, wenn man bis dahin sich dem Willen des Herrn von Göthe nicht gefügt habe, alsdann der Gang zu dem Herzoge wirklich gemacht werden solle.

Wir glauben nicht zu viel vorauszusetzen, wenn wir vermuthen, daß der Empfänger dieser Billets sich sehr darüber wunderte. Er ging sogleich selbst zu dem Herrn von Göthe, um ihn durch Vorstellungen, die wir wohl nicht anders als vernünftig nennen können, auf andere Gedanken zu bringen; aber vergebens. Herr von Göthe äußerte vielmehr einen so unbegreiflichen Zorn, daß er dadurch bewies: der größte Dichter sey nicht immer der größte Philosoph.

Herr Legations-Rath Bertuch sah sich nun — aus Rücksichten, die in seiner Lage sehr begreiflich und verzeihlich sind — genöthigt, nachzugeben und den Bogen wirklich zu kassiren. Herr von Göthe fügte noch das Verlangen hinzu, daß künftig im Modejournal über das Weimarische Theater nichts Anderes mehr gesagt werden solle, als was er selbst schreibe, und was folglich die höchste Glaubwürdigkeit habe.

Auch hiermit noch nicht zufrieden, erklärte er, daß überhaupt in Weimar nichts dergleichen gegen seinen Willen gedruckt werden solle. Und da er sich zu rechter Zeit erinnerte, daß Herr Böttiger auch Redakteur des Deutschen Merkur ist, so schrieb er sogleich

1803. an den Herrn Hofrath Wieland, und beschwor ihn, nicht zuzulassen, daß die verurtheilte Recension im Merkur erscheine. — So wurde sie denn auch wirklich in keinem von beiden Journalen abgedruckt.

Dies ist das Faktum, dessen Wahrheit wir, leider, verbürgen können. Man wird leicht glauben, daß in Weimar nur Eine Stimme darüber war, und daß selbst die zahlreichen Verehrer des Herrn von Göthe den Kopf mißbilligend schüttelten. Einige sonst getreue Unterthanen, die es gewiß gern sehen würden, wenn das Fürstenthum Weimar ein großes Königreich wäre, wünschten sich doch dieses Mal Glück, daß die Grenzen, auf welche Herr von Göthe sein Interdikt einschränken mußte, nicht allzu groß wären. Andere fragten: wie Herr von Göthe es aufgenommen haben würde, wenn seine etwas derbe Satire, Götter, Helden und Wieland, oder seine noch derberen Xenien (die er in reiferen Jahren geschrieben hat) im Manuskript, durch einen Machtspruch ohne alle Gründe, unterdrückt worden wären? Noch Andere machten ein etwas boshaftes Dilemma. „Entweder," sagten sie, „ist die Recension des Herrn Ober-Consistorialrath Böttiger schlecht, oder sie ist gut: im ersteren Falle wird ein großer Mann, wie Göthe, sich nicht darum bekümmern; im zweiten sollte dieser große Mann sie nicht unterdrücken". Endlich gab es in Weimar auch noch einen nicht unbeträchtlichen Theil von getreuen Unterthanen, die an der Sache selbst weiter keinen Theil nahmen, aber aus Patriotismus wünschten, Weimar, welches so oft das Deutsche Athen genannt wird, möge nicht durch eine seiner größten Zierden in den üblen Ruf kommen, daß man sich daselbst nicht unterstehen dürfe, ein öffentlich ausgestelltes Kunstwerk freimüthig, ohne Verletzung des Anstandes, zu beurtheilen.

Wir wünschten von ganzem Herzen, daß Herr von Göthe selbst zu seiner Rechtfertigung etwas über diesen außerordentlichen Vorfall bekannt machen möchte. Hierzu fordern wir ihn im Nahmen seiner durch ganz Deutschland zerstreuten Verehrer auf, die untröstlich darüber seyn würden, wenn sie von ihrem Lieblingsdichter eine Handlung glauben müßten, die wir — freimüthig gesprochen — weit lieber von einem Großvezier erzählt haben würden.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 4. Januar.

Nationaltheater.

1803.

Am 31. December wiederholte man

Iphigenia von Göthe.

(Folgt Kritik der Darstellung.)

Der Beurtheiler hat versprochen, etwas über das Verhältniß dieser bewundernswürdigen Dichtung zu den wirklichen Dramen zu sagen. Er hatte die Absicht, darüber ausführlich zu reden; aber da schon bei der zweiten Aufführung das Haus ziemlich leer war, muß er befürchten, einem großen Theil des Publikums durch weitläuftige Erörterung einer abgemachten Sache, lästig zu werden. Er begnügt sich also, eine einzige Bemerkung aufzustellen.

Es ist gar keine Leidenschaft in dem ganzen Stück: denn dem gelassenen, kaltblütigen Wunsch des Königs, Iphigenien zu heirathen, wenn sie keine Gelegenheit finden sollte, nach Hause zu reisen, gebührt dieser Name nicht; und die einzige Verwickelung, was nehmlich über die Bildsäule Dianens zu beschließen sey, fließt nicht aus einer Leidenschaft, sondern aus einem Mißverständnisse her, und wird den Augenblick durch die Entdeckung gelöst, daß das Orakel wieder einmal ein schlechter Stiliste gewesen, die Schwester, statt deine Schwester gesagt habe. — Die ganze Oekonomie des Stücks ist darauf berechnet, eine Reihe hinreißender schöner Erzählungen und Reden einzuleiten und sie ohne zu ermüden, mittheilen, und halten zu lassen. Sie sind entzückend, diese Erzählungen und Reden: aber ihr Gewebe bildet kein Drama.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1803, 4. Januar.

Tancred, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Voltaire. Von Göthe. Tübingen b. Cotta 1802. 134 S.

Die Fabel des Stücks fesselt und fixirt den Leser beynahe noch mehr als Mahomed, und der geistreiche Uebersetzer hat dieser Tragödie dieselbe Sorgfalt und Kraft gewidmet, wie jener. In seiner Hand gewinnt der sonst träge und schwerfällige Jambe Leben, und besonders da, wo glänzende Stellen vorkommen, eine gewisse Raschheit und Gewandtheit, die man ihm kaum hätte zutrauen sollen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Schon die trockene Erzählung läßt den poetischen Gehalt und Fruchtbarkeit des Stoffs ahnden: und Voltaires glänzendes Genie

1803. drang ihm alles ab, was er geben konnte. Man stößt auf eine Menge erhabener Stellen und Situationen, die im Deutschen mit gleicher Stärke, Klarheit und Würde wiedergegeben sind. Man glaubt ein deutsches Original zu lesen — so frey und ungezwungen fließt alles; und sieht sich doch, wenn man das französische dagegen hält, bey aller Verschiedenheit der Sprache und des Syllbenmaßes, von einer auffallenden Treue überrascht. —

Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung, München, 1803, 8. Jäner.

Alarcos auf der Weimarischen Bühne.

Wir erinnern uns, in öffentlichen Blättern gelesen zu haben, Alarcos, dieses drollige Marionettenspiel von Friedrich Schlegel, habe auf der Weimarischen Bühne Glück gemacht. Zur Steuer der Wahrheit, muß ein Augenzeuge erklären, daß jene Behauptung eine Verläumdung für die geschmackvollen Einwohner von Weimar enthält. Es sind zwar seit einiger Zeit verschiedene Versuche mit ihnen gemacht worden, die zum Theil auch recht gut abgelaufen sind; aber das Experiment mit dem Alarcos war doch zu stark. Die Sache verhält sich, der lautern Wahrheit gemäß, also:

Das Weimarische Publikum hatte schon so viel von Alarcos schwatzen hören, daß es allerdings mit großer Neubegier zu der ersten Vorstellung strömte. Ehe wir aber weiter erzählen, müssen wir den Leser mit einigen Einrichtungen des dortigen Schauspielhauses bekannt machen. Alle lauten Zeichen des Mißfallens sind verboten; man darf nur klatschen. Auch hieran nehmen die Logen selten Theil; das Parterre allein klatscht, oder schweigt. Vor Pochen, Pfeifen oder Zischen haben sich also weder Autor noch Direkteur zu fürchten. Das ist aber nicht genug; bei gewissen Stücken ist auch das finstre Schweigen von unangenehmer Bedeutung.

Um nun mit Anstand ein gebührendes Klatschen zu bewirken, hat der Herr Direkteur, ungefähr in der Mitte des Parterre, sich einen ausgezeichneten runden Sessel machen lassen, auf welchen er sich im Nothfalle setzt, die Arme so hoch als möglich in die Höhe streckt und so laut als möglich das Signal zum Klatschen giebt. Da nun der Herr Direkteur zugleich in andrer Rücksicht bedeutenden Einfluß hat, so geben alle diejenigen wohl auf ihn Acht, die jenen Einfluß scheuen, oder gern benutzten; und sobald das Signal erschallt, stimmen sie pflichtschuldigst ein. Da

aber doch der Alarcos jedem Gefühl des Beifalls gar zu offenbar widerstrebte, so konnte die eifrigste Bemühung, die man dem Herrn Direkteur nachrühmen muß, es an diesem Abend nicht weiter bringen, als daß höchstens sechs bis acht Paar Hände dann und wann sich verstohlen hören ließen; denn die Eigenthümer dieser Hände konnten eine gewisse Scham doch nicht überwinden. Das ganze übrige Publikum blieb still und ernst, und war durch nichts in seinem Verzweiflung erregenden Schweigen zu stören. — So wurde denn das Stück ruhig fortgespielt, bis gegen das Ende. Am Ende aber, da sie Alle hinsterben wie die Fliegen, kommt unglücklicher Weise ein Bote, und erzählt von dem König: 1803.

„Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben."

Diese Zeile durchzuckte die ganze Versammlung wie ein elektrischer Funke: es war ein allgemeines Erstikken zu befürchten, wenn man das Lachen noch länger zurück zwingen mußte; und in dieser höchsten Noth vergaß man den runden Stuhl, sammt dem, der darauf saß: durch ein lautes schallendes Gelächter machte das Publikum sich plötzlich Luft. Umsonst wandte der Herr Direkteur sich ganz gegen das Publikum (Referent hat es selbst gesehen); umsonst gebot er mit zornigen Blicken und lautem Zischen Ruhe:*) er mußte den Sturm austoben lassen; und erst nachdem die Thränen des Lachens getrocknet waren, n.igte sich das Stück ruhig zum seligen Ende. Als der Vorhang fiel, wurde das Signal wieder von allen denjenigen befolgt, die es für ihre Pflicht hielten, und deren wohl ein Dutzend seyn mochten. Die übrigen sahen einander an, zuckten die Achseln, und gingen still nach Hause.

— Im Ganzen mögen aber doch alle Schauspiel-Direktoren an dieser löblichen Einrichtung des Weimarischen Schauspielhauses lernen, wie sie ihr Publikum zu führen haben.

*) In einem gewissen Journal, wo dieser Unfall gleichfalls erzählt wird, heißt es, er habe gerufen: „Man soll hier nicht lachen!" — Möglich ist es, aber der Referent hat es nicht gehört.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 10. Januar.

1803. **Coblenz, b. Lassaulx: Les annés d'apprentissage de Guillaume Meister, par Goethé. Roman traduit de l'allemand, Tome premier. An IX.** 150 S. (10 Gr.)

— Daß Göthes Wilh. Meister eines von den Meisterstücken unserer Literatur wäre, die dem gebildeten und uneingenommenen französischen Publicum in seiner Sprache bekannt gemacht werden könnten, davon war Rec. längst überzeugt, und er ist mehr als einmal durch die Beystimmung von Männern, die ganz vorzüglich zu jenem Theile des französischen Publicums gehörten, in seiner Meynung bestärkt worden. Wenn man bey der Uebertragung dem Nationalsinn französischer Leser nicht geradezu trotzen wollte: so würde dieses Werk zuverlässig so auf sie wirken, daß sie von ihrer Seite Annäherung genug stattfinden lassen würden, um demselben einen entschiedenen Geschmack abzugewinnen, und manches feine Urtheil über dessen eigenthümliche Verdienste zu fällen.

Leider aber sind diese Betrachtungen nur im Allgemeinen durch die Existenz einer französischen Uebersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren veranlaßt; auf den vorliegenden Versuch können sie so wenig angewendet werden, daß vielmehr zu besorgen ist, ein so armseliges Gewand, wie dieser Uebersetzer unserm Wilh. Meister umgeworfen hat, werde ihn den Franzosen auf immer verleidet haben. Zwar hat Werther ehemals sehr schlechte französische Uebersetzungen bestanden, bevor er durch eine gute auch in Frankreich sehr allgemeinen Eingang fand; allein habent sua fata libelli, und bey der größeren Vielseitigkeit und Ausdehnung der Lehrjahre könnte einer bessern Uebersetzung allenfalls nur der Umstand einst zu Statten kommen, daß etwa kein Franzos von der gegenwärtigen mehr als die ersten Seiten hätte lesen mögen. Sein deutsches Original hat der Uebers. noch so gut verstanden, wie man eben ein solches Werk verstehen kann, wenn man fähig ist, bey einer solchen Unkunde der Sprache, in die es übergetragen werden soll, die Arbeit dennoch zu unternehmen.

(Folgen Proben der Uebersetzung.)

Diesem Uebers., der nichts anders geliefert hat, als ein durch und durch zu corrigirendes Schulexercitium, war freilich nicht zuzumuthen, was gewiß jedem, der einigen Beruf zu dieser Arbeit gehabt hätte, eingefallen seyn würde: daß entweder der deutsche Vorname des Helden, nach dem Beyspiel unserer englischen, und gerade auch des Vornamens William, der in französischen Romanen gäng und gäbe ist, beybehalten, oder ein andrer gewählt,

jener aber, der im französischen unedel und platt klingt, in keinem 1803.
Falle übersetzt werden müßte. So hatte Gibbons Freund, der verstorbene Deyverdun, in seiner französischen Uebersetzung von Werthers Leiden sich wohl gehütet, den Freund, an welchen Werthers Briefe gerichtet sind, Guillaume zu nennen, wie er in einer frühern, höchst elenden Uebersetzung hieß.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1803, 17. Januar.

Ueber Göthe'ns Uebersetzung von Mahomet und Tankred.

Schiller hat in einer Epistel an Göthe schön erklärt, was dieser große Dichter, als er Voltaire's Mahomet und Tankred für unsre Bühne bearbeitete, dabei dachte — oder doch denken konnte. Der unsterbliche Verfasser des Götz von Berlichingen, des Egmont, der Iphigenia, wollte seine Nation nicht zur conventionellen Beschränktheit der Französischen Tragödie zurückführen; er wollte nicht, undankbar gegen die Schule Lessings, ohne welche er selbst seinen hohen Schwung nicht genommen haben würde, die todte Nachahmung, die geistlose Regelmäßigkeit wieder aufbringen, welche einst die Wiege unsrer dramatischen Kunst schwer drückte. Doch, wenn über unsre tragischen Meisterstücke eine freiere Muse waltet, als über die Französischen, wenn in jenen ein reicheres, innigeres Leben wohnt, als in diesen, so droht dafür unsrer theatralischen Kunst das entgegengesetzte Extrem der Formlosigkeit, durch welches sie endlich um den Nahmen einer Kunst zu kommen Gefahr laufen könnte; und damit das anch' io son pittore nicht gar zu vielstimmig bei uns erschallen möchte, konnte ein Eingeweihter, wie Göthe, es gerathen finden, solche Theaterstücke wieder hervorzusuchen, die wenigstens dazu gemacht sind, die Schwierigkeiten der Kunst zu bewähren.

Dies wäre ungefähr, in Prosa übersetzt, was uns Schiller in schönen Versen von Göthen's Absicht gesagt hatte, ehe noch seine Bearbeitungen Voltairischer Stücke im Publikum erschienen waren. Nun sind sie da — vergebens aber sucht man darin die zum Lied sich erhebende Sprache, das Reich des Wohllauts und der Schöne, das festliche Gebiet, aus welchem der Natur nachlässig rohe Töne verbannt sind; vergebens sucht man alles das, wovon Schiller uns gesagt hatte, daß darum Göthe uns die Kunst des Franken wieder vor die Augen brächte.

1803. Unpoetischer wurde wohl nie ein Poet übersetzt, als Voltaire von Göthe, und, statt aller andern Absichten, die diesem zugeschrieben worden sind, geräth man in Versuchung, ihm den göttlich erhabnen Zweck zuzutrauen, daß er durch die hölzernste und farbeloseste Sprache, deren er nur immer mächtig war, Voltaire'n heimgeben wollte, was dieser einst mit seinen sogenannten wörtlichen Uebersetzungen an Shakespeare verbrochen hatte.

Ein Kunstrichter unsrer Zeit, der in Uebersetzungssachen wirklich competent seyn könnte, wenn er bei seinem Leisten bleiben wollte, äußerte neulich, bei Gelegenheit der Darstellung von Corneille's Rodogüne auf dem Berliner Theater, daß eigentlich jedes poetische Werk in der Versart des Originals, und also auch eine Französische Tragödie in ihren gereimten Alexandrinern, übersetzt werden müßte. Zur rechten Zeit besann er sich indeß, daß Göthe zwei Voltairesche Trauerspiele in Jamben übersetzt hat, und er modificirte seinen Ausspruch, so gut es ihm gelingen wollte, der in Modifikationen von Aussprüchen keine sonderliche Uebung, in Aussprüchen aber eine desto bewundernswürdigere besitzt. Er fügte nehmlich hinzu, daß Göthe seine Uebersetzungen für eine Uebung der Schauspieler bestimmt habe. Wer nun das Weimarische Theater kennt, mag entscheiden, ob es auf demselben Schauspieler von so schwerer Zunge giebt, daß ihnen solche Jamben etwa die nehmlichen Dienste thun könnten, welche dem Demosthenes die Steinchen leisteten, die er in seiner Jugend bei dem Probiren seiner Reden in den Mund nahm.

Auch von Gotter sind ehemals Voltairesche Trauerspiele metrisch übersetzt worden, und diese Uebersetzungen konnten zu einer solchen Uebung für die Schauspieler allerdings nicht gebraucht werden. — Sollte es vielleicht gar ein Hofmannsstückchen seyn, daß von Gotter in diesen letzten Zeiten mit absprechender Verachtung gelegentlich Meldung gethan wurde?

Das Schlimmste an dem Deutschen Mahomet und Tankred ist freilich wohl dieses, daß Göthe'ns Name davor steht, und daß man durch jene Schillersche Epistel darauf vorbereitet wurde. Wäre es bloß das Werk eines Impressario in angustie, hätte sich etwa eine Theaterdirektion, die mit allerlei sonderbaren, kurz- und langweiligen Einfällen den Beifall ihrer Vorgesetzten zu verscherzen, in Gefahr gestanden hätte, damit helfen, und auf diese Weise dem Hofgeschmack schmeicheln wollen, der, wie man aus einer der vortrefflichsten Stellen im Wilhelm Meister weiß, sich gern

zur Französischen Tragödie neigt: — so würde man diese Uebersetzungen für das, was sie seyn sollten, gelten lassen, und sich wenig darum bekümmern. — b — 1803.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 21. Januar.

Nationaltheater.

Am 20sten gab man:

Tancred, Trauerspiel nach Voltaire von Göthe.

Eins von den großen Stücken, die es beweisen, daß die dramatische Poesie bei den Franzosen eine Reife erlangt hatte, nach der wir erst hinstreben, — und die wir, wenigstens in Einer Rücksicht, vielleicht nie erreichen. — Von dem zauberischen Wohlklange der Verse des Originals, ist in dieser Uebersetzung fast keine Spur geblieben: sie giebt unleidliche Härten, wo jenes die lieblichste Melodie hat. Doch von ihrem Werthe — oder Unwerthe, — in einem der nächsten Blätter: hier mag es genug sein, von der Aufführung zu sprechen.

Madame Fleck stellte Amenaide dar, wie man nur wünschen konnte, sie zu sehen. Schwerlich giebt es ein höheres Lob für eine Schauspielerin, als daß sie den Forderungen Genüge leistete, die Voltaire, der große Voltaire, an seine Heldinnen that: und Mdme. Fleck hat es verdient. Ihr Spiel war durchaus wahr und hinreisend schön; ihre Sprache bezaubernd, und überall in Accentuation und im Tone richtig. Ihre sanfte Stimme, der sie die süßeste, gefühlvollste Modulation zu geben weiß, und ihre reizende Gestalt, unterstützten ihre Kunst auf eine Weise —: schwerlich ist irgend ein Zuschauer nicht auf die mannigfaltigste Art gerührt worden. Eine einzige Rede misglückte ihr zum Theil: die in der sie nach Tancreds Tod Verwünschungen über Syrakus und dessen Regenten ausschüttet. Sie sprach diese nur heftig, anstatt wahnsinnige Zerrüttung, entweder hohe Wuth, oder, was mehr gewirkt hätte, die Erschöpfung einer Sterbenden zu zeigen. Doch in dieser Rolle Eine Rede, die zu einer Krittelei Anlaß geben konnte: welch ein Nichts ist sie! — Herr Mattausch machte den Tancred trefflich, wiewohl man in mancher Scene, z. B. der mit Orbassan mehr ruhige Würde hätte wünschen sollen. Auch Herr Böheim spielte den Arsir brav. Die übrigen Rollen wurden unausstehlich falsch gesprochen.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1803, 22. Januar.

1803. **Eingesendeter Brief an den Redacteur.**

Mein Herr!

Tancred gehörte von jeher zu den Dichterwerken Voltairens, die mir am theuersten waren, und die ich oft, sehr oft wieder las. Mit lebhafter Freude begab ich mich daher letzthin ins Schauspiel: eine der schönsten Schöpfungen, die je meine Phantasie beschäftigt hatte, sollte vor mir verwirklicht werden! — Aber ich fand Mißvergnügen, statt Genuß, Aerger statt Rührung. Sie hatten Recht, Mdme. Fleck mit Wärme zu loben, denn sie spielte in der That vortrefflich: doch, ach! was hat Göthe aus Voltairens Meisterwerk gemacht! Ich glaubte ein Frauenzimmer, das ich als reizende siebzehnjährige Schönheit verlassen hatte, als runzlichtes Großmütterchen wiederzufinden. So bald ich zu Hause war, grif ich nach dem Original, um jenes widerliche Bild aus meiner Seele wegzuschaffen, und tröstete mich, wenigstens hier noch unverändert zu finden, was mich so oft entzückt hat. Am folgenden Morgen erhielt ich das Blatt des Freimüthigen, in welchem die Uebersetzung beurtheilt wird. Ich durchlief es mit einer Art von rachgieriger Freude: aber ich muß Ihnen gestehen, es hat mir nicht Genüge gethan. Die Beurtheilung ist gut geschrieben und enthält manchen witzigen Gedanken: aber grade die Hauptsache läßt sie unberührt. Es ist wahr, Göthens Verse sind schlecht, er hat sogar oft den Sinn verfehlt: aber das sind noch die kleinsten Versehen, die er gegen den unsterblichen französischen Dichter beging: er hat die Charaktere verdorben, verfälscht, zur Gemeinheit herabgewürdigt, — und das konnte der freimüthige Beurtheiler übersehen?

(Folgen Vergleiche des Originals mit der Uebersetzung.)

D—n.

<u>**Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1803, 25. Januar.**</u>

Theater zu Weimar.

— Einer der erfreulichsten Schauspieltage war uns der erste Jänner, an welchem wir Göthe's vortreffliches Vorspiel: Paläophron und Neoterpe aufführen sahen. Demois. Jagemann gab die Neoterpe mit einer ihr eigenen und allbekannten Grazie, und Hr. Haide spielte den Paläophron so, daß er uns nichts

zu wünschen übrig lies. Der Verf. hatte das Stück zur Feier des Ersten Tages im Jahr, mit einem neuen Schluß versehen; ein Genius schwebte vom Himmel hernieder und brachte Kränze; diese, wurden bedeutend, mit herzlichen Wünschen, dem Publikum dargebracht, indem es dem Manne, der es so vielfältig erfreut, seine guten Wünsche eben so herzlich zuklatschte. Ihm, dem unsere Bühne Ordnung, einen edlern Ton, Erhebung zum Bessern, dem unser Publikum so viele geschmackvolle Unterhaltung, und so viele Schauspieler ihre Bildung, ihren Ruf ꝛc. verdanken, kann wohl die Weihe des Danks aus reinerem Gemüth nicht entstehen. Wir empfinden so tief, was wir, auch in Rücksicht des Theaters, so wie in mancherlei andern Dingen und Kunstgeschmacks-Sachen, waren, und was wir jetzt — durch Ihn, — sind, daß wir ihm gern diesen Dank bezeugen, da er über Lob viel zu weit erhaben ist. Ihm haben die Musen die Lorbeerkränze, die ihm gehören, schon längst gereicht, und sie werden wohl fortblühen, wenn die Strohkränze der Volksbelustiger sich längst von ihren platten Stirnen abgeschillert haben werden. — 1803.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1803, 3. Februar.

Mahomed. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Nach Voltaire von Göthe. Tübingen, bey Cotta. 1802. in 8.

— Das Stück hat durchgehends griechischen Zuschnitt, griechische Einheit, Korrektheit und Würde. Von der Erhabenheit, Stärke, und dem Feuer des Originals ist im Deutschen nur wenig verloren gegangen, und man stößt auf Stellen, die sich in den besten Stücken Shakespeares nicht hinreißender und erschütternder finden. Schrecken, und tiefes Mitleid wirken hier abwechselnd, und man kann sich der Thränen über das unselige Loos der liebenswerthen Geschwister kaum erwehren.

Mahomed erscheint in seiner vollen Größe: ein die ganze Menschheit umfassender Geist; ein himmelanstrebender Ehrgeitz; Schwärmerey, Wohllust, Grausamkeit, List — machen die Bestandtheile seines tiefliegenden Charakters aus. — Edler Stolz, hohe Gesinnung, würdevolles Benehmen, und feuriges Bewußtseyn seiner Macht bezeichnen den Charakter Sopir's. — Omar zeigt sich uns als das furchtbarste Werkzeug des Tyrannen, ihm blindlings zugethan, und an jedes Wort seines Herrn einen Donnerkeil heftend.

1803. Mahomeds Interesse ist so ganz sein eigenes, als machte er mit ihm nur Eine Person aus, als wäre er nur das Organ einer gemeinschaftlichen Seele.

Im Lesen macht diese Tragödie großen Effekt: zum Studium ist sie vortrefflich, und die Verdeutschung verkündigt die Hand eines Meisters, der unsere Litteratur mit ähnlichen Werken beschenkt hat. Bey der theatralischen Darstellung dagegen verliert sie viel von diesem Interesse, und läßt oft gerade da kalt, wo die Lektüre am mächtigsten gewirkt hatte. Wir sind, dünkt uns, durch die dramatischen Meisterwerke der Britten und unserer eigenen Nation, zu sehr an Reichthum, Handlung und Mannichfalt auf unserem Theater gewöhnt, als daß wir der griechischen Einförmigkeit noch Geschmack abgewinnen könnten. Die Engländer selbst, die so manches nach dem Modell der Griechen geschriebenes Trauerspiel besitzen, verbannten dieses Stück längst von ihren Bühnen ins Studien- oder Lesezimmer, und kehrten immer wieder zu der großen Shakespear'schen Manier zurück. Auch möchte es schwerlich einem Zweifel unterworfen seyn, daß mehr Genie und Kraftaufwand dazu gehört, einen Julius Cäsar, Lear, Othello, Hamlet, zu dichten, als eine Elektra, Iphigenie, Hecuba. Dort bewegt sich eine Welt vor uns, und reißt uns in ihre Strudel hinab, zu ihren Höhen hinan; hier umwandeln wir beständig drey glänzende Säulen, für deren enge Peripherie jeder noch so reiche Stoff zugeschnitten werden muß.

Das moderne Genie hat längst gezeigt, daß es Tragödien in der Manier der Griechen hervorbringen könne, die mit ihren Mustern wetteifern. Wir schätzen und studiren diese Werke gleich ihren Originalen; manche von ihnen sind so gelungen, daß sie uns von unserer Ueberschätzung der Alten zurückgebracht, und mit den Neuern ausgesöhnt haben. Das aber können wir uns bey aller Verehrung nicht bergen, daß oft in einem einzigen Shakespearschen Stück mehr Genie, mehr Abwechselung der Charaktere und Leidenschaften, mehr Handlung und festhaltendes Interesse herrscht, als in einem ganzen Bande von Sophocles oder Euripides, von Racine oder Voltaire.

Dies mag der Grund seyn, warum die griechische Tragödie bis jetzt weder auf dem englischen noch deutschen Theater Glück gemacht hat, und warum wir sie lieber, wie der Künstler seine Antiquen, studiren und beherzigen, als aufführen sehen.

Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung, München, 1803, 12. Februar.

1803.

Tagebuch des hiesigen Königl. National-Theaters vom 1. Dec. 1802 bis zum 15. Jan. 1803.

Am 27sten (December). Zum Benefiz für Madame Unzelmann, zum ersten Mal: Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel in fünf Akten, von Göthe, und ebenfalls zum ersten Mal: Alexis, ein Singspiel in einem Akt, aus dem Französischen, mit Musik von d'Aillarac.

Das außerordentliche Zuströmen des Publikums, das nicht zur Hälfte in dem Schauspielhause Platz finden konnte, muß allerdings hauptsächlich der Vorliebe für Madame Unzelmann zugeschrieben werden; aber doch schien auch ihre Wahl des Stücks, die große Erscheinung der götheschen Iphigenia auf der Bühne, Sensation gemacht, und einen bedeutenden Antheil daran zu haben. Der Erfolg hat gezeigt, daß ein großes, vollendetes Kunstwerk wohl die Neugier der Menge — es ist merkwürdig, wie wenig Iphigenia bekannt war — wecken, aber ihr keinen Genuß geben kann, daß der vornehme und geringe Pöbel noch bei weitem der zahlreichste ist, und nur Sinn und Gefühl für den materiellsten Stoff, für moralische Fratzen, die das gute Herz und das Mitleid immer bar in der Hand haben, für Empfindeleien, und für sogenannte Handlung, das heißt, wo eine Begebenheit die andere überrascht, ein Zufall hinter dem andern purzelt, und Donner, Kanonen, Pauken und Trompeten, Waffengeklirr und Schlachtgetümmel, Märsche und Aufzüge, Kinder und Kindergeschrei wild mit einander konzertiren, so wie auch für alles das hat, was man interessant und was man Situationen nennt, was jedermann in allen lafontainischen und andern Romanen, in allen kotzebueschen Schauspielen hundert Mal gelesen hat, und was seinen eigenen Kreuz- und Querzügen auf Ressourcen, Bällen und Landparthien, in öffentlichen und geheimen Verhältnissen, so ähnlich ist. Mit allen, oft den grellsten Farben, muß der Sinn der Menge eingenommen, ihr Geschmack durch das Pikante gereizt, und ihr Gefühl durch einen Schwalch von Edelmuth, der das Edle noch überredet, gewonnen werden; nur mit allem, was seltsam und neu ist, will man die Einbildungskraft und das leere Gemüth anfüllen, und mit abentheuerlichen oder kindischen Bildern spielen, schlaffe Begierden stacheln, stumpfe Sinne kitzeln und rohen Lüsten schmeicheln: und — Poesie heißt, was dies alles am stärksten bewirken kann. Nur das Außerordentliche, das heißt, was ihr außerordentlich dünkt, dieser Mann im Monde für

1803. das Kind, gaft die Menge an und bewundert sie. Für das hohe ewige Schöne, das unabhängig von allem Wahn und allen Wirbeln der Zeit, ohne Wandel bleibt, für das rein Menschliche, das eben darum der Anschauung das Göttliche ist, für das Ideale, und damit ich mit einem Wort alles sage, für Iphigenien, wie sie Göthe dichtete, haben nur wenige ein Gemüth. Diese sanft gehaltenen Charaktere, diese feinen Schattirungen der Leidenschaften, diese hohe Güte in den Gesinnungen, diese einfache Größe der Handlung, diese gedankenschwere Diktion, und diese liebliche Fülle und himmlische Grazie des Ganzen sind nicht für die trägen Herzen, die blöden Augen und dicken Ohren des Volks, und eben so wenig für die verzärtelten, verwöhnten und verbildeten Schwächlinge, die in unsern vornehmern, männlichen und weiblichen Zirkeln mit der Litteratur faseln. Wie ein Fremdling aus einer höhern Welt erscheint Göthe in dem Zeitalter der Mode, das bald trunken vor seinen Götzen kniet, bald wieder nüchtern geworden, ihre Bildsäulen zerschlägt; mit der ganzen Kraft seines Gemüths will er nur das Ewige, strebt nur nach Uebereinstimmung und Befriedigung in seinen Werken, blickt nur aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß, prägt sein Ideal aus in geistige Formen, und wirft es schweigend in die unendliche Zeit. Und gewiß, sie wird kommen die Zeit, wo man seine unsterblichen Werke als die köstlichen Geschenke eines höhern Geistes, der mitten in den Launen und Wirbeln der Anarchie seines Zeitalters ohne Manier blieb, und in selbstständiger Schönheit erschien, mit harmonischem Gemeinsinn und andächtiger Stimmung des Gemüths aufnehmen und bewahren wird; denn die Freiheit der Kunstbildung, diese nothwendige Bedingung, um zum Ziel des Schönen gemeinschaftlich zu gelangen, ist gegeben, und kann nicht wieder genommen werden. — Ich sage nichts von den Ausstellungen, die ganz neuerlich gegen Iphigenia als Drama und gegen die Haltung einzelner Charaktere gemacht sind; die plumpen Mißgriffe verurtheilen sich von selbst, und wozu überhaupt die Apologie eines solchen Werks gegen irgend einen Angriff? ich möchte auch mit der gelungensten zur Ehre meiner Mitwelt nicht auf die Nachwelt kommen.*)

(Folgt Kritik der Darstellung.)

Brennus, Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland, Berlin, 1803, Februar, pag. 217—221.

---

*) Verfasser: Friedrich Schulz.

Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur.*) 1803.

„Man streute wohl ehemals Göthen Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Göthe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Wilhelm Meister, und Herrmann und Dorothea nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen seyn? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sey etwas bläßer dadurch geworden. Uebrigens gehört den Deutschen der Ruhm dieser neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk sie ihnen streitig machen wollen."

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 10. März.

(Aus einem Briefe von Leipzig.)

„Göthe hat ein neues Drama geschrieben: Eugenia, das auch schon in Weimar gegeben worden ist. Nach dem Zeugnisse von Männern, die selbst zu groß sind, um seine oder irgend jemandes Anhänger zu seyn, soll es die höchste klassische Simplicität mit echt genialischer Kraft und Erhabenheit verbinden, im Geist der großen Tragiker des Alterthums gedichtet seyn, ohne die (man muß es endlich wohl gestehen,) unvollkommene Form ihrer Werke nachzuäffen. Es spielt in unsern Tagen. Sein Plan ist äußerst einfach. Eugenia, die Tochter eines Pairs, soll legitimirt werden, da sie doch bis jetzt von ihrer fürstlichen Mutter nicht anerkannt wurde. Ihr Bruder glaubt dadurch beeinträchtigt zu werden, und komplottirt gegen sie. Nur durch die Treue ihrer Hofmeisterin entkommt sie den Gefahren, mit denen man sie umringt. Das herrschende Gefühl im Stück ist nicht Geschlechts-, sondern die zarteste, innigste Tochterliebe. Meisterhaft soll die Handlung angelegt, fortgeführt und entwickelt seyn. Das Stück schließt sich zwar zur vollkommensten Befriedigung, dennoch wird der Dichter einen ganzen Cyclus schaffen und im großen Geist des Aeschylus, in noch zwei Stükken die Geschichte seiner Heldin vollenden."

*) Cöln, 1803. Verfasser: Friedrich Maximilian von Klinger.

1803. Welche eine erfreuliche Neuigkeit! Der große Dichter hat sich also seiner Kunst wiedergegeben? Bald wird er auch das Herz und die Bewunderung seines Publikums wieder gewonnen haben! Das sicherste Mittel, allgemeine Huldigung zu erwerben und zu erhalten, ist daß das Genie durch erhabne Schöpfungen beweißt, sie gebühre ihm, — und wenn es ruht, mit Würde ruhe. Entspricht Göthens Eugenia der Erwartung, welche diese Anzeige erwecken muß, — und der Verfasser jenes Briefes verdient durchaus Zutrauen, — wie bald werden alle Beschwerden, die Göthe seit ein paar Jahren veranlaßte, so gegründet sie sind, vergessen seyn! Wie beschämt werden die Erbärmlichen dastehen, die damit anfingen, ihn mit übertriebenen Adorationen zu vergöttern, und damit aufhörten, daß sie sich für Seinesgleichen ausgaben, ihn dadurch beschimpften, daß sie ihre Namen zu dem seinen sezten. Sie, sie waren es, die ihn in den Augen des Publikums dadurch verkleinerten: sie werden auch, wenn er sich wieder in seiner Größe zeigt, und so ihre lächerliche Winzigkeit am unverkennbarsten darthut, die einzigen sein, die es versuchen, sie verkennen zu lassen. Die Armen, mit ihren Kunstgrimassen.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Berlin, 1803, 23. April.

Hoftheater in Weimar.

Die Anzeige von der Aufführung eines neuen Stücks von Göthe: „Die natürliche Tochter“, auf dem Hoftheater zu Weimar hat sich zufälliger Weise verspätet. Es ist ein Trauerspiel in Jamben, in fünf Aufzügen, und ward am 2. April zum ersten Mal gegeben. Der Korrespondent sagt, es athme durchaus einen reinen, schönen Geist der dramatischen Dichtkunst — (von welchen Götheschen Stücken ließe sich das nicht sagen? —), und Göthe schiene darin den ganzen Schatz von Lebensweisheit und Erfahrungen, die er als Kunstkenner, Dichter, Hofmann und Mensch in den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens gesammlet, den Zuschauern ans Herz legen zu wollen. Da dies nur der erste Theil ist, so läßt sich wohl über den Plan dieses Schauspiels nur dann erst etwas Bedeutendes sagen, wenn der andere gegeben seyn wird. Eine große Weltbegebenheit, sagt der Korresp., scheine die Basis der Fabel des Stücks zu seyn.

Eugenie wurde von Mlle. Jagemann meisterhaft dargestellt; 1803.
die Herren Graff (als Herzog), Haide (als Gerichtsrath), Cordemann (als König), Bekker und Oels (als Weltgeistlicher und als Sekretair), spielten sämtlich im Sinne des Dichters. Auch die kleinsten Rollen wurden mit Anstand gegeben, z. B. die des Mönchs, von Hrn. Malcolmi, die der Aebtissin von Mlle. Silie. Mad. Miller löste als Hofmeisterin eine schwere Aufgabe. — So der Bericht.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1803, 3. May.

Was ich bringe.

Die Schlegelsche Schule weis't bekanntlich immer auf einen gewissen Dichter hin, als den größten Aller, die fast in und außer Deutschland leben. Sie betheuert: man könne nicht sichrer auf dem Gipfel des Parnaßes anlangen, als wenn man in die Fußtapfen dieses Unsterblichen träte. Ich habe den wohlgemeinten Rath zu benutzen und eine vortreffliche Ballade jenes Meisters zu imitiren gesucht. Freilich ist meine Nachbildung nicht so fein gerathen, als z. B. die Musen und Grazien in der Mark (eine äußerst naive, mit ächt attischem Salze gewürzte Parodie des „göttlichen Statthalters der Poesie auf Erden", der überhaupt ein großer Parodienfreund ist) oder der Schlegelsche Wettgesang zwischen Voß, Matthison und Schmidt; aber doch beinahe eben so herzbrechend, als das Original, wird es seyn, was ich bringe. Es folgen hier beide — das unerreichbare Muster und der kühne Versuch, ihm wenigstens nahe zu kommen — einander gegenüber abgedruckt.

Das große Vorbild.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab
u. s. w.

Das schwache Nachbild.

Es war der Dichter Blume
Gar matt bis an das Grab,
Dem sterbend seine Muhme
Hans Sachsens Werke gab.

1803.

Es ging ihm nichts darüber,
Er las sie stets zu Haus;
Die Augen gingen ihm über
So oft er las daraus.

Und als er kam zu sterben,
War er an Versen reich;
Gönnt' alles seinen Erben,
Hans Sachsen nicht zugleich.

Er saß mit finstrer Miene,
Geneckt durch manchen Schwank
Am rauchenden Kamine,
Auf einer harten Bank;

Dort saß der Dichter Blume
Gerieth in heil'ge Wuth,
Und warf den Hans der Muhme
Hinunter in die Gluth.

Er sah ihn stürzen, blinken
Im hellen Flammenmeer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Las nie einen Buchstab mehr.*)

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 13. Mai.

Schreiben eines Weimeraners an den Herausgeber.

Was machen Sie, lieber Freund? — warum greifen Sie uns in Ihren Blättern an? — Haben wir das um Sie verdient? — Haben wir Sie nicht freundlich und gastfrei aufgenommen? Haben wir Ihnen nicht hundert Beweise unserer Liebe, unserer Achtung gegeben? — Warum vergelten Sie uns das so? — Sie irren, wenn Sie glauben, daß Herr von Göthe aus Despotie handle. Zwar gebe ich Ihnen zu, daß es ganz das Ansehen davon hat; und daß nichts in der Welt ihn berechtigen konnte, dem Publikum eine bereits gedruckte und für dasselbe bestimmte Recension vorzuenthalten, bloß, weil sie einem seiner Bewunderer vielleicht weh thun konnte; (darüber ist auch hier nur Eine Stimme.) Es kommt

*) Verfasser: Kotzebue.

uns gerade so vor, als ob man jemand im Dunkeln vor ein Ge- 1803.
mählde stellen, und jeden, der ein Licht brächte, zur Thür hinaus jagen wollte. Ich gestehe Ihnen ferner zu, daß es despotisch schien, als Göthe ein Kunstwerk zu unterdrücken strebte, dessen Schöpfer einer unserer ersten Künstler, dessen Gegenstand unser erster Dichter war, bloß um einen andern ihn bewundernden Künstler zu protegiren. — (Sie verstehen mich; ich mag die Sache nicht näher berühren, Sie wären sonst im Stande, im Freimüthigen gleich wieder eine allzu pikante Sauce darüber zu machen, und das verbitte ich mir gar sehr.) Endlich will ich Ihnen auch noch bekennen, daß die Verstümmelung Ihres Lustspiels, die Kleinstädter, weil darin einige Thorheiten seiner Anbeter gerügt waren, gleichfalls einer Despotie so ziemlich ähnlich sieht; aber trotz alle dem behaupte ich doch ganz ernstlich, daß weit edlere Bewegungsgründe ihn bestimmten. Der Kräftigste unter den Deutschen Dichtern hat natürlich auch das kräftigste Gefühl für Freundschaft. Ja, nur aus Freundschaft und Dankbarkeit konnte ein Mann, wie G., einen Augenblick vergessen, was er sich und der Welt schuldig ist. Die Leute, die nicht blos, wie wir Alle, an den ächten Werken seines Genies, an einem Werther, der Iphigenie, dem Tasso u. s. w. sich ergötzen, sondern ihn auch in der Nachtmütze bewundern; die Leute, die allenfalls auch das, was er im Schlafe spricht, eine Fortsetzung der Zauberflöte, eine Weissagung des Bakis, einen Groß Cophta u. s. w. zu poetischer Poesie erheben, müssen ihm natürlich lieber seyn, als wir kältern Erdensöhne, die wir so eifersüchtig auf seinen Ruhm sind, daß wir gern leugnen möchten, er habe jene tauben Blüthen fallen lassen. Die Hand aufs Herz, lieber Freund, das ist eine menschliche Empfindung, und — so groß auch Göthe ist, so bleibt er doch Mensch. Als Freund, als dankbarer Mensch nahm er den Jon und den Alarcos in Schutz, und bediente sich derjenigen Macht, die ihm Gott verliehen, die neugebohrenen Kindlein seiner Freunde bei Ehren zu erhalten. — Ich weiß recht gut, daß Sie mir einwenden werden: noch vor wenigen Jahren habe Herr von Göthe einen heftigen Widerwillen gegen jene Verfasser geäußert; aber, lieber Freund, ist nicht gerade die Versöhnlichkeit ein neuer schöner Zug in seinem Charakter? — Kaum ist Wilhelm Meister zur Tendenz des Jahrhunderts erhoben worden, so vergißt er edelmüthig das Vergangene, reicht ihnen die Hand und deckt sie mit seinem Panier, sie, die des Deckens so sehr bedürftig sind. Ich könnte Ihnen noch mehrere dergleichen Beispiele anführen, aber

1803. man muß vergessene Dinge nicht wieder aufwärmen. — Gesetzt nun aber auch, es war nicht immer Freundschaft, nicht immer Dankbarkeit, welche unsern großen Dichter irre leitete. Warum Sie denn dem Zorne gar keine Gewalt einräumen? jenem edlen Zorne, von welchem Fr. Schlegel singt:

Deine schöne Flamme, heiliger Zorn!

und bald hernach:

In Lieb' und Zorn blüht alle Lebenskraft!

Soll denn nur Göthe diese heilige Lebenskraft entbehren? — Nein, sie blüht auch in ihm, und wir verdanken ihr, mit so manchen andern großen Eigenschaften verbunden, die unvergeßlichsten Wirkungen.

Hören Sie also auf, lieber Freund, uns in Ihrem Freimüthigen anzutasten, und machen Sie eine Uebereilung wieder gut, die wir hier sämmtlich laut tadeln müßen, wenn wir auch im Stillen u. s. w. X.

Antwort des Herausgebers.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, daß Sie mir Veranlassung geben, mich über Ihren sogenannten Angriff noch einmal zu expectoriren, denn wirklich, es scheint um der Schwachen willen nothwendig. Zuerst bezeuge ich gern und mit freundlichem Gemüthe, daß ich viele Schriften des Herrn von Göthe sehr hoch schätze, und das wahrhafte Genie in ihm aufrichtig bewundere. Ein blinder Anbeter bin ich freilich nicht. Er hat mit unter sehr schwache Produkte geliefert, und ich kann nun einmal meinem Geschmack so harte Fesseln nicht anlegen, Alles schön zu finden, was ihm so entschlüpft. Aber ich weiß auch sehr wohl, daß das allen großen Genies aller Jahrhunderte zuweilen wiederfahren ist, und ich würde folglich darauf nicht die geringste Rücksicht genommen haben, wenn nicht H. v. G., durch Weihrauch ein wenig betäubt, einen Ton in der gelehrten Republik angenommen hätte, der in einer Republik auch dem Ersten nicht geziemt. Fern sey es von mir, Göthe, den liebenswürdigen Verfasser der Iphigenie und des Tasso verkleinern zu wollen, aber Göthe, den Despoten des Geschmacks, darf ich nicht ehren. Und wenn, wie Sie selbst gestehen, Niemand widerlegt hat und Niemand widerlegen kann — daß alle die gehässigen Dinge, deren ich ihn beschuldigt, buchstäblich wahr sind; dann dürfte und müßte der Freimüthige schweigen? — Die unbestrittenen Lorbeeren, die Herr

von Göthe um seine Schläfe gewunden, geben ihm das Recht, uns Schellenkappen aufzusetzen? — Ei mit nichten! — Was er sich erlaubt hat, läßt sich durch keinen Tasso und durch keine Iphigenie entschuldigen, und es ist daher gut und nothwendig, (auch bereits von ganz Deutschland, Weimar vielleicht ausgenommen, dafür anerkannt worden) daß dergleichen, durchaus nicht ins Privatleben eingreifende Anekdoten, bekannt gemacht werden, damit das Publikum seine Stimme laut erhebe, und Herr v. G., dadurch aufmerksam gemacht, das steife Gewand eines litterarischen Despoten von sich werfe, und uns nur die Gestalt des allgemein geliebten und verehrten Dichters wieder vor Augen stelle. 1803.

Was soll ich aber von meinen lieben Landsleuten sagen? die, gerade so wie Sie, alle Augenblicke rufen: man greift uns an! wir werden angegriffen! — Zeigen Sie mir doch, ich bitte, auch nur ein einziges Wort in allen bis jetzt herausgekommenen Blättern des Freimüthigen, welches auch nur die kleinste beleidigende Anspielung auf irgend einen Weimaraner enthielte. Meine Landsleute sollten doch längst wissen, daß ich sie liebe und hochschätze; auch werde ich ihre freundliche Aufnahme nie vergessen; aber mein Gott! sie müssen nur nicht jedes Wort, das gegen Göthe gesprochen wird, als gegen sich selbst gesprochen ansehen. Göthe ist ja nicht der Herr Christus, von dem sie als gute Christen allein sagen dürfen: in ihm leben und weben und sind wir. Glauben Sie, daß Göthe unrecht geschehen ist, wohlan, so trete Einer auf und widerlege mich durch Gründe, aber nicht durch Schimpfen. — Zwar Sie selbst gestehen ein: Die Wahrheit der angeschuldigten Dinge leugne Niemand, man solle nur nicht davon sprechen. — So? und warum denn nicht? — Das müssen sich ja oft gekrönte Häupter gefallen lassen, warum denn nicht auch ein gekränztes? — Sobald G. wieder etwas Lobenswerthes thut, sollen Sie sehen, wie herzlich ich ihn loben werde.

Bitten Sie also in meinem Nahmen meine lieben Landsleute, nicht ohne Ursach auf mich zu zürnen und sich die verzweifelte Manier abzugewöhnen, per wir zu sprechen; denn kurz und gut, ich hab' es mit Niemanden zu thun, als mit Göthe, und auch mit dem nur, wenn er fortfährt, uns als Kinder zu behandeln, die sich weiß machen lassen, ein Pfefferkuchen sei eine Mandeltorte.

Kotzebue.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 13. Mai.

1802.

Ueber einen Zwist
welcher durch das Lustspiel, die Deutschen Kleinstädter, zwischen Herrn von Göthe und Herrn von Kotzebue entstanden.

Es laufen so viel schiefe und alberne Gerüchte von dieser übrigens unbedeutenden Begebenheit im Publicum herum, daß es doch, zur Ehre beider Theile, von Nutzen seyn wird, sie ungeschminkt vorzutragen. Man hat aus guten Gründen damit so lange gewartet, bis die Deutschen Kleinstädter im Druck erschienen sind, und folglich jeder, der etwa Interesse an der Sache nimmt, sie selbst nachschlagen kann. — Seit mehreren Jahren machte sich Herr von Kotzebue ein Vergnügen daraus, dem Hoftheater zu Weimar seine Manuscripte mitzutheilen, ein Vergnügen, das Theils aus der Hochachtung und Bewunderung entsprang, die er schon seit seinen Knabenjahren für das Genie des Herrn von Göthe hegte, Theils aus der Liebe zu seiner guten Vaterstadt und der edlen Fürstenfamilie, die sie beglückt. So gab er denn auch die Deutschen Kleinstädter, strich aber vorher sorgfältig aus, was etwa den Einwohnern von Weimar, oder Herrn von Göthe selbst, hätte anstößig seyn können. So hatte er, um nur Ein Beispiel anzuführen, die Erwähnung des Rinaldo Rinaldini bereits vertilgt.

Das Stück wurde von der Direktion gütig aufgenommen, die Rollen wurden ausgeschrieben, und nach des Verfassers Angabe vertheilt. Bald nachher wurde er auch ersucht, die Leseprobe selbst zu halten, um den Schauspielern denjenigen Ton anzugeben, aus welchem er das Stück gespielt wünschte. Herr von Kotzebue hatte diese Gefälligkeit; die Leseprobe und noch andere Proben wurden gehalten, die Dekoration des vierten Aktes war gemahlt, und sogar schon der Tag der ersten Vorstellung angesetzt. Wenige Tage vorher kam Herr von Kotzebue zufällig in einer Gesellschaft mit Herrn von Göthe zusammen, der ihn bei Seite nahm, und ihm ganz höflich erklärte, er habe manches in den Deutschen Kleinstädtern streichen müssen, habe auch deshalb die sämmtlichen Rollen zurückgefordert, um die Weglassungen anzumerken. Herr von Kotzebue war nicht wenig befremdet; er meinte bereits Alles gestrichen zu haben, was den Umständen nicht angemessen sey; sollte aber auch wirklich etwas dergleichen stehen geblieben seyn, so glaubte er doch, es sey nun zu spät, es wegzustreichen, nachdem man ihn Lese- und andere Proben habe halten lassen, denn er werde dadurch im Angesicht der Schauspieler geringschätzig behandelt; nach seinen Begriffen müsse eine Direktion das Stück vorher lesen, ehe sie es

sey, und daß zweitens, wenn auch der Zuschauer sogleich diese 1803.
ausschreiben und austheilen lasse, u. s. w. — Herr von Göthe versetzte hierauf: es sey Grundsatz bei ihm, nichts auf seiner Bühne aussprechen zu laßen, was irgend eine Parthei bezeichne, oder überhaupt Beziehung auf neuere Litteratur habe. — Kotzebue bemerkte dagegen: das sey wohl nicht immer des Herrn von Göthe Grundsatz gewesen, da er z. B. in der Oper die theatralischen Abentheuer ausdrücklich durch den berühmten Herrn Vulpius eine Scene einschalten lassen, in welcher die Gurli*) persifflirt werde. — Dies überraschte Herrn von Göthe, er wurde verlegen, und sagte, um doch etwas zu sagen: „Der Charakter der Gurli gehöre schon gleichsam der ganzen Welt an." — Kotzebue verstand zwar nicht recht, was das eigentlich heißen sollte, meinte aber doch, das ließe sich wohl von jeder Rolle sagen. Es wurde noch einiges hin und her gesprochen, dessen Resultat dahin ausfiel, Herr von Kotzebue solle doch die gemachten Veränderungen nur erst selbst beaugenscheinigen, welches er denn auch versprach. — H. v. G. hielt Wort, und sandte Kotzebue'n das Stück zu, in welchem er eigenhändig gestrichen und wieder geschaffen hatte. K. erstaunte über die Menge und gänzliche Unbedeutenheit der meisten dieser Veränderungen. Er sah nach kurzem Ueberblick, daß es ihm unmöglich sey, ohne Beschämung vor allen, die das Stück schon kannten, dasselbe so mißhandeln zu laßen. Er erklärte diese seine Meinung. Herr von Göthe beharrte bei der seinigen, und meinte, es sey ein unbestrittenes Recht aller Direktionen, die Stücke, die sie aufführen lassen wollen, nach Gefallen zu streichen. Kotzebue gab ihm dieses Recht bei gedruckten Stücken zu, aber nicht bei Manuskripten, die der Verfasser noch keineswegs dem Publikum abandonnirt hat, und bei deren Ueberlassung er wohl allerdings Bedingungen machen darf. Herr von Göthe glaubte das nicht. Kotzebue, der aus hundert Ursachen, weder mit Herrn von Göthe zu zerfallen, noch dem Weimarischen Publikum entfremdet zu werden wünschte, beschloß, nachzugeben, so viel nur immer möglich sey, erbot sich, auf halbem Wege entgegen zu kommen, und fast alle Veränderungen gelten zu lassen, wenn man, damit er doch nicht zu sehr kompromittirt werde, dagegen nur einige aufopfern wolle — umsonst! Endlich bestand Kotzebue sogar nur auf einer einzigen Stelle, nehmlich der Erwähnung der Ehrenpforte am Schluß des Stücks. Er führte an, daß erstens ja nicht geradezu jenes famöse Pasquill bezeichnet

*) Eine Rolle in „Die Indianer in England" von Kotzebue.

1803. Auslegung machen sollte, der Verfasser der Ehrenpforte*) ja selbst die noble Bescheidenheit gehabt habe, sie in öffentlichen Blättern für ein Kunstwerk zu erklären, er sich also keineswegs durch Erwähnung derselben beleidigt finden könne. Ueberhaupt genommen, dieses oder jenes Buch mit satyrischem Rückblick auf der Bühne zu nennen, sey ja durch Herrn von Göthe's eigene Authorität zu einem Rechte gestempelt, maßen er sich wohl noch erinnern werde, wie er einst eine geflickte Braut ausweiden laßen, deren ganzer Bauch voll Bücher steckte, die, so gut sie auch zum Theil waren, eben nicht artig behandelt wurden. — Alle diese Gründe vermochten nichts über Herrn von Göthe, und es blieb also Herrn von Kotzebue nichts anders übrig, als sein Stück zurückzunehmen. Das ist der wahre Hergang der Sache, der, was auch sonst darüber geurtheilt werden mag, Herrn von Göthe als einen warmen Freund seiner Freunde darstellt. — Damit aber das Publikum doch selbst urtheilen möge, ob die Sache eines solchen Aufhebens werth war, wollen wir die hauptsächlichsten Veränderungen aus der eigenen Handschrift des Herrn von Göthe hier mittheilen.

Erstens ist jedesmal, wo Räuber und Bandit steht, statt dessen Zauberer oder Hexe gesetzt worden. Kotzebue hatte freylich selbst geglaubt, aus Schonung, den Rinaldo Rinaldini ausstreichen zu müßen, aber daß um Herrn Vulpius willen jeder Räuber und jeder Bandit contreband geworden, das konnte er nicht voraussetzen.

Bei Kotzebue sagt Herr Staar:	Bei Göthe:
„Sperling ist kein übler Dichter. Besonders weiß er mit den Sonetten umzuspringen; da müssen die Reime herbei, und sollte er ihnen alle Haare ausraufen."	„Sperling, und ich, wir üben uns Abends im Schauerlichen, und probiren um die Wette, wer den andern zu fürchten machen kann. Da sollten Sie hören, was Sperling für köstliche Einfälle hat."
Bei Kotzebue: „Er hat die neuere Aesthetik studirt, konnte alle Tage Collegia darüber lesen."	**Bei Göthe:** „Alles gelingt ihm, was er nur angreift."
Bei Kotzebue: „Schreibt allerlei poetische Exercitia."	**Bei Göthe:** „Hat die schönsten Anlagen zum Schriftsteller."
Bei Kotzebue: „Herr Sperling macht wohl gar noch ein Sonett auf mich."	**Bei Göthe:** Statt Sonett — Gedicht.

*) Friedrich von Schlegel.

1803.

Bei Kotzebue:	Bei Göthe:
„Nichts als Räuber, Banditen, romantische Dichtungen und fromme Almanache.“	Ganz weggestrichen.
„Wir lesen Wieland und Engel nicht mehr.“	Dito.
„Morgen will ich die Kraftgenies loben, ärger als sie sich selbst.“	„Morgen will ich das Unnatürliche loben.“
Antwort. Das möchte Ihnen schwer werden. —	Weggestrichen.
„Um Ihren Besitz wage ich das Schwerste.“	„Um Ihren Besitz handle ich auch wohl einmal gegen meine Natur.“
Bei Kotzebue:	**Bei Göthe:**
„Herr Olmers bildet sich viel auf seine philosophischen Floskeln ein.“	„Herr Olmers bildet sich viel auf seine großstädtischen Redensarten ein.“
Bei Kotzebue:	**Bei Göthe:**
„Ich habe ihr dann und wann einen Banditen oder so ein Ungethüm zugesteckt, auch wohl ein neues geistliches Lied nach Jacob Böhm, daran hat sie sich erbaut.“	„Ich habe ihr dann und wann einen Wagehals zugesteckt, daran hat sie eben gelernt, wie man sich auf und davon macht.“
„Sperling: Was soll nun werden aus meinen Kunstwerken? Ein Sonett hab' ich gedichtet auf die Delinquentin, und ein Triolet auf den Galgen den dreibeinigen —“ (Bei dieser Wortfügung mag ein zartes Gewissen sich besonders gerührt haben.)	„Wozu nun meine Vorbereitungen? meine schönen Gedichte?“
Bürgermeister: „Ich wollte, daß ihr Alle daran hingt.“	
Endlich zuletzt bei Kotzebue:	**Bei Göthe:**
„Warte nur, eine Ehrenpforte will ich dir schreiben, ein Kunstwerk, u. s. w.“	„Warte nur, eine Strohkranzrede sollst du haben! Ja, sogleich will ich mich darauf vorbereiten. Eine Strohkranzrede ist eine schöne Gelegenheit, der ganzen Gesellschaft etwas abzugeben. Sie können sich in Acht nehmen. (Gleichsam gegen das Publikum.) Sie können sich sämmtlich in Acht nehmen!“

Ende.

Das sind die Hauptveränderungen des Herrn von Göthe. Man sieht, daß es nicht immer Verbesserungen sind. Indessen

1803. möchte es hingehen, wenn er seinem einmal aufgestellten Grundsatze nur getreu geblieben wäre. Aber in seinem neuen Vorspiel: Was wir bringen, führt er aus mehreren Lustspielen des Herrn von Kotzebue ganze Stellen an, und der Zusammenhang läßt leicht errathen, wohin er sie gern klassifizirt haben möchte. Es muß ihm also doch mit seiner Versicherung „nichts auf seiner Bühne aussprechen zu lassen, was eine Parthei bezeichne, und überhaupt auf neuere Litteratur Bezug habe“, nicht so ganz Ernst gewesen seyn. Umstände verändern freilich die Sache.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 20. Mai.

Leben des Benvenuto Cellini u. s. w. Uebersetzt, und mit einem Anhange herausgegeben, von Göthe.

Cellini's höchst originelle Lebensgeschichte ist aus den Horen bekannt. Sie interessirte damals das größere Publikum nicht so sehr, als sie es verdiente; nach und nach in einer poetischen Schrift erscheinend, konnte sie sich nicht als Tageslektüre empfehlen, die man doch dort suchte, und vielleicht hätte der Uebersetzer wohl gethan, einiges von dem, was er jetzt in seinem geistvollen Anhange sagt, damals vorauszuschicken, um die Leser auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus sie der Fortsetzung in jedem Hefte freudig entgegen gesehen haben würden, anstatt daß der ehrliche Benvenuto Cellini in den Horen ziemlich allgemein als ein Lückenbüßer betrachtet wurde. Als ein eigenes Werk wird nunmehr diese Autobiographie ihre Wirkung ohne Zweifel weniger verfehlen; das lebendige Bild menschlicher Natur und Sitte in längst vergangenen Modifikationen, wird jeden Leser von einiger Empfänglichkeit ansprechen. Die Uebersetzung ist meisterhaft durch die täuschende Treue, mit welcher sie die naivsten Eigenthümlichkeiten einer fremden Nation in einem entlegenen Zeitalter ausdrückt. Unter den fragmentarischen Aufsätzen, aus denen der Anhang besteht, ist die flüchtige Schilderung florentinischer Zustände sehr merkwürdig. Göthe's Muse skizzirt hier mit dem Griffel der Geschichte. — Der Widerspruch, der in diesem Bilde ist, paßt vielleicht nicht so übel auf den Charakter des Aufsatzes: ein wahrhaft antiker Styl, eine hohe, klare Ansicht, ein kräftiges und besonnenes Ergreifen des Stoffes, aus welchem die höchst geistige Essenz gewonnen wird; dabei eine Flachheit und Einförmigkeit, die freilich Flachheit und Einförmigkeit des Genies

ist, und in dieser Rücksicht dem Genusse mit zum Grunde liegt, 1803.
welchen der Aufsatz gewährt, die aber auch den Poeten bezeichnet, vor dessen Augen das krause grelle Bild der Weltbegebenheiten, nachdem er seinen Blick darauf haften ließ, allmählich ein glänzend heiteres Colorit und sonst allerlei Kennzeichen eines Kunstwerks erhielt. — b —

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 24. Junius.

Chronik des Nationaltheaters.

Am 12ten Julius gab man:

Eugenia, oder die natürliche Tochter, ein Schausp. in 5 Aufz., von Göthe.

(Folgt Erzählung des Inhalts.)

— Vielleicht hat die deutsche Bühne kein anderes Stück, dessen Ausführung so schwierig wird, als dieses, das eine fortlaufende Reihe von inhaltschweren, höchst bedeutenden Situationen und Scenen ist, und vielleicht ist noch keines hier so vortrefflich dargestellt worden. Iffland spielte den Herzog auf eine Weise, daß es wahrlich dem Berichtenden mühsam scheinen muß, darüber zu sprechen: denn welche Ausdrücke wären hinlänglich stark, um dem großen Künstler volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! Sein Wehklagen bei der vermeinten Leiche seiner Tochter im ersten Akt, die tiefe Rührung bei der Trennung von der Wiedererwachten, sowie verschlossene Verzweiflung, bei der Nachricht von ihrem Tode: die Worte die er zu sagen hat, wurden nur sehr untergeordnete Züge in dem Ganzen, das sein Blick, sein Ton, sein Gang, sein Gebährdenspiel vor uns aufstellte. Heute einmal trat der höchst seltene Fall ein, daß den meisten empfindenden Zuschauern jede laute Aeußerung des Beifalls eine Entheiligung schien. Nur dann und wann flüsterte ein leises „Bravo! Vortrefflich!" durchs Haus, und erst am Ende des Aufzugs wurde die Versammlung lauter. Nach künftigen Vorstellungen ausführliches Detail. — Mdme. Fleck spielte die Eugenia mit so großer, so kräftiger Vollendung, daß selbst ihre Reize neben der Kunst die sie heut zeigte in Schatten traten. Bewundernswürdig wußte sie den Heroismus der in Eugeniens Charakter liegt, mit holder Mädchenhaftigkeit zusammenfließen zu lassen. Der Ton ihrer Stimme war tiefer als gewöhnlich; ihr

1803. Schritt, ihr rasches Gebährdenspiel, die Bedeutendheit ihrer Miene, alles verkündigte den höhern männlichen Geist, der sich hier in die Brust einer reizenden Schönheit verirrt hat, und mit dem Geschlechte ringt. Vorzüglich hinreißend gelang ihr das stufenweise Erwachen aus der Ohnmacht, und der Uebergang aus der Mattigkeit zum Enthusiasmus, zu dem sie das Benehmen des Königs entflammte; — das weibliche Selbstgefühl, mit welchem sie im dritten Akt sich in ihrem Schmucke sieht; — die Entschlossenheit endlich, mit welcher sie in den beiden letzten Scenen des Stückes über ihr Schicksal entscheidet. — Herr Mattausch spielte den König mit hoher Würde, mit Kraft und Gefühl. Von den übrigen künftig.

Bei der innern hohen Schönheit des Stückes und der fast durchgehend meisterhaften Darstellung desselben, mußte es äußerst unangenehm überraschen, am Ende, indeß der größte Theil der Zuschauer applaudirte, einen andern pochen zu hören. Sollte das, wie es wahrscheinlich ist, die Wirkung einer Kabale sein? Das wäre so erbärmlich, daß man in dem Fall wohl mit Gewißheit annehmen könnte, sie rühre von ehemaligen blinden Anbetern Göthens her: denn nur die entschiedene Charakterlosigkeit, die in der einen Periode abgeschmackt vergöttert, ist fähig in der andern, so grundlos zu verhöhnen; — auch liegt es im Charakter der Schwachen, so bald sie der Unterdrückung entgangen sind, selbst unterdrücken zu wollen. Der selbstständige wahrhaft Starke trägt kein Joch, und verlangt nie, andern eines aufzubürden. — Sollte es nur von Leuten hergerührt haben, die bloß keinen Sinn, keine Empfänglichkeit für das Große besitzen, das den Werth der Eugenie ausmacht: — ja, dann wär' es nicht übel, wenn die Direktion künftig im ersten Akt unter lauter Jagdmusik ein halb Dutzend erlegter Hirsche und Schweine über das Theater tragen ließe, u. s. w. Liegen bleiben darf dieses Prunkstück, trotz seinen Fehlern und — seinen Gegnern, nicht.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Berlin, 1803, 14 Juli.

Mahomet. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire von Göthe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchh. 1802. 102 S. 8. (12 gr.) Obgleich wir Lessings Urtheil (in s. Dramaturgie) über die französische tragische Bühne überhaupt, und nament-

lich über Voltaire's Tragödien, für sehr gegründet halten, so haben 1803.
diese an sich auf einer niederen Stufe stehenden Werke der tragischen Kunst doch einige Eigenschaften, die ihnen in anderer Hinsicht einen Werth geben, und es ist, unseres Erachtens, nicht unwichtig, auch zuweilen zu ihnen zurückzukehren, da die abgemessene Eleganz und Regelmäßigkeit derselben uns vor gewissen Abwegen bewahren hilft, auf welche die Kunst des tragischen Dichters und der Geschmack des Lesers und Zuschauers gar leicht geräth. Bei der Einseitigkeit des Geschmacks, die einen Theil unseres Publikums beherrscht und von einem Theile unserer Kunstrichter befördert wird, und bey dem Ungeschmack eines andern großen Haufens ist es dankenswerth, daß G. sich dem Geschäft unterzogen hat, den Mahomet von neuem unter uns zu verpflanzen. Daß ihm dies nicht mißlungen sey, wird jeder von selbst erwarten. Doch Eines hätten wir gewünscht, nämlich daß der Schluß ein wenig abgeändert und für die tragische Beruhigung gesorgt wäre, die von den großen tragischen Dichtern nicht vernachlässiget wird und die namentlich der Uebersetzer in seinen eigenen Werken so meisterhaft zu bewirken weiß. Palmirens Tod und letzte Rede scheint uns hier nicht ganz zu genügen.

Tancred. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire von Göthe. Tübingen in der J. G. Cottaisch. Buchh. 1802. 104 S. 8. (12 gr.) Was wir vom Mahomet im Allgemeinen gesagt haben, das gilt auch vom Tancred und dessen Uebersetzung. Gewünscht hätten wir, daß der Verdeutscher Tancred's Glauben an Amenaide'ns Untreue noch ein wenig besser motivirt und es wahrscheinlicher gemacht haben möchte, daß sie zu keiner Erklärung kommt.

Gothaische gelehrte Zeitungen auf das neunzehnte Jahrhundert, Gotha, 1803, 16. Julii.

Chronik des Nationaltheaters.

Am 13ten Julius wiederholte man

Die natürliche Tochter, Schauspiel in 5 Aufz. von von Göthe, und zwar mit ungetheiltem, lebhaftem Beifall, der sich erhalten und steigen muß, wenn der etwas schwer aufzufassende Sinn und Charakter des Stückes wird geläufiger geworden sein.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1803, 16. Juli.

1803. **Königliches Nationaltheater.**

Vorstellung der natürlichen Tochter. Schauspiel von Herrn v. Göthe, auf dem Nationaltheater zu Berlin.

In diesem Werke redet der Geist den Erden-Pilger an, wie einst die Stimme aus dem feurigen Busche erschollen ist. Wer dieses Gedicht eigen besitzt, mag aus der Fülle der Kraft, aus dem Schatze der Menschenkunde und Lebenserfahrung, Begründung, Führung und Erhebung nehmen, wie aus einer Hausbibel. Die Geschichte unserer Tage ist in diesem Gedicht dramatisch behandelt, und wie das Regen und Treiben des Geistes der Zeit entfaltet ist, wie der tiefe Sinn das erst Vergangene in eine Summe ordnet, und auf das Nächstkommende deutet; so steht das Ganze wie eine Prophezeiung ernst und feierlich vor der Seele des Hörers! Wie viel man sich auch jetzt in allen Klassen mit Politik befaßt, so haben doch nur wenige einen Ueberblick der Begebenheiten; die meisten sind bei einzelnen Thatsachen stehen geblieben, sind von diesen irregeführt, und durch kein Resultat ins Klare gekommen. Man darf annehmen, daß dieses Gedicht, und die Folgen, welche dasselbe nothwendig macht, aus dem Sturme der Meinungen und Selbstsucht zu einem festen, beruhigenden, wohlthätigen Resultat führen sollen. Ob politische Schauspiele überhaupt wirken, ob ein deutsches Publikum leicht und gern in ein solches Interesse eingeht? Daran ist fast zu zweifeln. Wir sind an deutliche Geschichte in einer Folge von Begebenheiten, welche vor unsern Augen vorgehen, gewöhnt; wir verlangen Zeitvertreib, Witz oder Rührung — Unterhaltung der Sinne. Wir sind gewöhnt an breite, prunkende, donnernde Helden; wo Spieße, Felsen, Glocken, Zugbrücken, Harfen, Leichen, Märsche, Mondschein, Federbüsche, lange Liebe, Humpen, Verzweiflung und vorgeschnittene Epigramme uns aufrütteln, wach erhalten, und die Empfindung so oft anschlägt und wieder anschlägt, bis endlich ein minder bedeckter Nerve getroffen wird, der dann die Zuckungen treibt, in welchen die Masse das Vergnügen findet. Der gediegene Verstand in feinem Schimmer der Empfindung ergreift die Einzelnen, erfüllt und befriedigt sie. Das Nachsinnen, die Vereinigung einzelner Züge in ein Ganzes erhebt sie zu Mitarbeitern des Dichters, und vermehrt den sanften Genuß der Imagination. Eben darin aber, daß die meisten ohne Mitarbeiter empfangen wollen, darin liegt es, daß Schauspiele wie die natürliche Tochter, Egmont und Iphigenia nur auf einen ausgesuchten Zirkel wirken und nicht auf die Menge. Mag denn die Menge

an diesen vorübergehen und den Wenigen ihren stillen Genuß ruhig 1803
lassen, wenn jene die Billigkeit beobachten, das, was auf die Mehrheit wirkt, in Frieden dahin gehen zu lassen, ohne den Genuß einer achtbaren Klasse, die nicht so fein besaitet ist und sein darf, durch Witzeleien oder Spott zu verkümmern. Die Bitterkeit, womit ein Theil dem andern seine Langeweile in Rechnung bringt, erzeugt den Partheigeist, welcher heut das Volksvergnügen stört und morgen den feineren Sinn der gebildeteren Klasse trübt.

Nimmt man nun noch an, daß das feine Gewebe der großen Welt einer sehr geringen Zahl nur faßlich ist, daß das Treiben der ungemessenen Ambition für Viele widerwärtig ist, wie der Anblick überwachter Menschen, so ist die Stimmung leicht erklärbar, welche während der Vorstellung der natürlichen Tochter hin und her schwankte. Dieses Schauspiel enthält eine lebendige Charakterschilderung, nicht aber einen lebendigen Gang der Begebenheiten. Es fordert bemessene, getragene Sprache; indem der ausgewählte Hörer dadurch befriedigt ist, wird der gewöhnliche Hörer dadurch aufgehalten, und nennt das Stück zu lang. Nach der großen Wahrheit

„Durch Trauren wird die Trauer zum Genuß"

wiederholt der tiefe Kummer Ideen, Bilder und Worte in mancherlei Gestalten. Diese treue, starke Einheit, womit der Seelenmaler das Heiligthum der Empfindung ausstellt, ist keinesweges ein Einerlei, aber es wird begreiflich, wenn die Menge es dafür hält und ausruft: „zu lang!" — Die Eigenthümlichkeit des Versbaues erschwert dem Schauspieler den Vortrag, und was dem Hörer schwer zu fassen ist, verwechselt er leicht mit dem, was zu kostbar genannt wird.

Der Drang der Verhältnisse, welche in den beiden letzten Akten die verfolgte Eugenie bestürmen, kann im Lesen, wo die Phantasie von all dem Drängen und Treiben der großen Hafenwelt umgeben ist, mehr und sehr bestimmt auf den Punkt hinwirken, als bei der Darstellung, wo das Bild dieser Unruhe nicht gegeben werden kann, ohne die feinere Handlung aufzulösen, und wo gleichwohl, eben weil es nicht gegeben werden kann, eine Lähmung, ein Stillstand über dasselbe ausgebreitet ist. Die Einzelnen, bei denen Eugenia Hülfe sucht, werden wirksam und interessant, wenn man sie aus der Volksmasse herauswählt. Ist die Bühne leer und sieht man Schiffe ohne Leben, einen großen Platz ohne Hafengewühl: so werden alle diese Einzelnen, die nach und nach auftreten, angeredet werden, antworten, gehen um wieder neuen Antwortern Platz zu machen, zu Spaziergängern herabgesetzt,

1803. beschäftigen als Einzelne die Aufmerksamkeit zu viel, und entfremden von der Hauptsache.

Diese Zerstreuung der angespannten Masse, die von dem Genius so lange schon in Respekt gehalten worden ist, wirkt fast gewöhnlich nachtheilig. Ein einziges Lächeln, welches hörbar wird, theilt sich elektrisch mit, und wenn es niedergedrückt wird, artet es aus in üble Laune.

Während ein Theil der Versammlung ganz im Genuß des Meisterwerks lebt, und durch jede Störung des stillen, starken Mitgefühls empfindlich verletzt wird, läßt die Unbehaglichkeit der Langeweile Unruhe entstehen, die nach dem Maaß bedeutend wird, worin die Selbstliebe empfundene Langeweile als wohlgegründet geltend machen möchte. Die Unbefangenheit ist dahin, der Krieg der Meinungen beginnt; ein Sektirer darf nur den Stock auf den Fußboden aufstoßen, so ist, da mit Scharren und Pochen am leichtesten wie am lautesten abgeurtheilt wird, der Bilderstürmerkrieg auf dieses Zeichen im feurigen Gange. Der heiligste Name schützt nicht vor diesem Anfall. Bildsäulen und Denkmahle sind bei uns mehr als bei andern Völkern der Verstümmelung ausgesetzt, und es mag eine Kraft bedeuten sollen, daß die Namen großer Männer auch für Rohheit nicht schützen können. Es gab eine Zeit, wo es anders war, und man darf glauben, daß der wohlthuende Sinn für das Schöne die edlere Sitte wieder zurückführen werde.

Wenn der Verfasser sich nicht an die Regeln hat binden wollen, welche der Effekt des Schauspiels fordert, weil diese Regeln den Flug des Genies hemmen, und dem Sinn, den er verbreiten will, entgegen stehen, so wird man ihm die Form erlassen, und das große Gedicht mit Verehrung empfangen, was von der Fülle seiner Kraft ausgegangen ist.

Die erste Vorstellung der natürlichen Tochter bewies das ernste Nachdenken der Künstler, ihren Fleiß und ein erhöhtes Bestreben, dem Genius, der hier waltet, eine Feier darzubringen. Fast alle waren in ihrer besten Stunde ans Werk getreten. Die Sorge, nichts zu überschreiten, veranlaßte hie und da eine unsichere Ausführung. Die zweite Vorstellung war sicher, hatte mehr Verbindung und enthielt mildere Uebergänge. Man hat das Wagestück begangen, das Schauspiel bei der zweiten Vorstellung etwas abzukürzen. Ueberhaupt ist das schwerlich zu rechtfertigen; hier that es indeß eine gute Wirkung. —

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung, Berlin, 1803, 16. und 19. Julius.

Der bekannte Roman, Stephanie de Bourbon, ist von Göthe unter dem Titel: Eugenia oder die natürliche Tochter dramatisch bearbeitet worden. Das Ganze wird, wie man sagt, fünfzehn Akte füllen. Bis jetzt sind erst fünf erschienen, die freilich auch darin dem ersten Theil eines Romans gleichen, daß ihr Schluß den Zuschauer unbefriedigt läßt. Man sagt, Göthe habe die Resultate seiner Beobachtungen über die Revolutionen hier niederlegen wollen. Das muß denn wohl in den folgenden zehn Akten geschehen seyn; denn bis jetzt ist von dem allen noch nichts sichtbar: eine natürliche Tochter soll legitimirt werden, und ihr Bruder, ein Bösewicht, sucht es zu verhindern und die Schwester auf die Seite zu schaffen. Das ist der Inhalt, und vor der Hand weiter nichts; den scharfsehenden Leuten, die mehr auf diesem neuen Planeten erblicken, wünsche ich Glück zu ihren Teleskopen. Die Heldin des Stücks interessirt bis jetzt gar nicht. Sie ist eine Närrin, die sich zu Pferde vom Felsen stürzt, um ein Paar Minuten früher als ihre vernünftigern Begleiter bei einem erjagten Hirsch anzulangen; sie putzt sich wie eine Närrin, und macht über das Glück, nächstens bei Hofe vorgestellt zu werden, ein Sonett wie eine Närrin. Einzelne vortreffliche Stellen entschädigen nicht für die lange Weile, die mit bleiernem Fittig über dem Ganzen schwebt. Beim Lesen mag dieser dramatisirte Roman mehr Genuß gewähren, doch die Sprache ist auch größtentheils steif und preciös. Zum Exempel: 1803.

Der Neid versetzt ein fieberhaftes Blut,
Und übergiebt dem Kummer seinen Kranken.

Oder, wenn die Heldin beschrieben wird, mit ihrem Pferd in eins gewachsen:

Im Vollgefühl centaurischer Doppelkräfte.

Oder, wenn sie an der Toilette die Halsschnur von Perlen mit den Worten begehrt:

Jetzt leihe mir der Perlen weißes Licht.

Das ist ja der alte Lohenstein, wie er leibt und lebt:

Wer auf der Brüste Fels, auf die Korallen-Lippen
Der Augen Irrlicht führt, der strandet an den Klippen.

Nach der ersten Vorstellung hier in Berlin pochte ein Theil der Zuschauer. Das war freilich nicht recht. Man sollte die Achtung und Dankbarkeit nie vergessen, die man auch jetzt noch einem alternden Geiste schuldig ist, der einst in seiner Jugendkraft einige Meisterwerke schuf.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 22. Julius.

1803. Correspondenten aus Leipzig melden Folgendes: Am 4ten Juli waren wir in Lauchstädt im Theater, wo Göthe'ns Eugenia aufgeführt wurde. Nach der Vorstellung trat Haide auf und kündigte an: Am 6ten werden wir geben: Die Verwandtschaften, ein Lustspiel in fünf Aufzügen von — hier hielt er inne, und mit spöttisch lächelnder Miene setzte er hinzu: von Kotzebue. — Die Correspondenten fügen hinzu, daß Jedermann über diese Unverschämtheit indignirt gewesen sey. — Einem Menschen ohne Erziehung wie Haide kann man so etwas freilich wohl verzeihen; daß aber die Direction dergleichen ungerügt läßt, ist doch wohl eine erbärmlich kleine Rache.

Ueberhaupt sollte das Weimarische Theater von nun an gar keine Stücke von Kotzebue mehr spielen, erstens, weil sie viel zu schlecht für eine so erhabene Bühne sind, und zweitens weil bei dieser Stimmung der Direction und ihrer Künstler à la Haide sie doch nur mit Fleiß verhunzt werden. Können sie sich aber doch nicht ohne die elenden Kotzebueschen Stücke behelfen; so muß der Verfasser wenigstens im Angesicht von ganz Deutschland, gegen jedes Urtheil protestiren, welches auf eine solche Darstellung gegründet werden möchte.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 22. Julius.

Einige Ursachen des Verfalls der Litterarischen Kultur der Deutschen.

— Göthe hat in einigen seiner früheren Schriften, in der Iphigenia, dem Tasso und in mehreren kleinen Gedichten gezeigt, daß er wirklich Geschmack besitzt, was man jetzt kaum glauben sollte. Auch an Lebhaftigkeit und Erfindungskraft fehlt es ihm nicht. — Was fehlt ihm also, der erste Deutsche Schriftsteller zu seyn? Bescheidenheit und Achtung für das Publikum und seinen eigenen Ruhm. Als er den Werther und Göz von Berlichingen schrieb, fehlte es ihm noch an reifem Urtheil, und so viel Vortreffliches beide Kunstwerke haben, so sind sie doch nichts weniger als vollendet; besonders letzterer ist oft sogar roh, widerlich, und, statt originell zu seyn, Nachahmung des Schlechten im Shakespear. In der Folge bildete sich dies Genie mehr aus; aber somit glaubte er sich zum Pabstthum in der Deutschen Litteratur berechtigt, sah Wieland mit scheelen Augen über sich, und trachtete, ihn herab, und sich über

alle hinauf zu ziehen. — Er wollte darum das unsichtbare Oberhaupt einer neuen Geschmacksschule und zugleich der Mäcen talentvoller Deutscher Dichter werden, die eines Mäcen bedurften. Vielleicht hatte er noch andre, ernsthaftere Zwecke. Vielleicht glaubte er, es sey besser, daß der zur ewigen Unmündigkeit geborne große Haufe der Menschen sich dem ärgsten Mysticismus unbedingt in die Arme werfe, als daß er dem Irrlichte des Skepticismus noch länger nacheile und so völlig alles verliere, was ihm noch einigen Werth geben kann; und er associirte sich mit trüben Schwindelköpfen, denen es nicht gänzlich an Talent fehlte, den großen Haufen wider die Aufklärung und für solchen Mysticismus zu gewinnen. Es läßt sich wenigstens kaum denken, daß auch Schiller und einige andere gute Köpfe seine Plane befördert haben würden, wenn sie offenbar bloß selbstsüchtig gewesen wären. 1808.

Genug, Göthe machte sich zum Vereinigungspunkt der Dichter und Dichterlinge, die mit oder ohne tiefern Zweck dem Geschmack der Nation, der vielleicht hätte gebildet werden können, wenigstens auf dem Wege dazu war, verbilden, auf trübe Schwärmerei hinleiten, von den Sätzen Kants und seiner Afterjünger in den Künsten einen sehr seltsamen Gebrauch machen und den gesunknen Kredit der Deutschen Litteratur bei denkenden und gebildeten Menschen völlig vernichten. Er selbst führt Apotheker- und Schenkwirths-Naturen in die Dichterwelt ein, stellt verunglückte Theaterhelden als Romanideale dar, und läßt sich dafür von den Seinigen für den größten aller Dichter erklären. Männer von Schillers Geist schildern Charaktere, wie Mortimer, und religiöse, von Gott gesandte Zauberheldinnen; das Athenäum, Alarkos und Lucinde werden von ihm geschätzt und gepriesen, und das litterarische Bedlam steht fertig neben dem philosophischen da. Eine Menge Jünger dieser edlen Dichtungsart lallen G.'s Lob in Sonnetten, und für sie ist er das unsichtbare Oberhaupt der neuen Kirche — des Apollo? nein! des Marsyas, weil sie, die nichts wissen, nicht einmal wissen, daß sie seinen Planen dienen. Der Genius des deutschen Geschmacks sieht sich verlassen von denen, die er zu seinen Priestern erkohr, und flieht vor dem Weihrauchsdampfe, mit dem man Göthen und die neue Parthei beräuchert. Jeder Vernünftige wendet mit Unwillen das Gesicht ab, und verzweifelt an der Möglichkeit, eine Nation zu bilden, bei der solche Dinge Bewunderer finden.

Nicht, als wenn es in Deutschland gänzlich an Männern fehlte, die diesem Unfug widerstehen, und bessere Muster von Geschmack geben: aber diesen Männern fehlt es an einem Vereinigungspunkte.

1803. Sie werden von jener Parthei verschrieen, und setzen der Partheiwuth Mäßigung entgegen. Werden sie endlich obsiegen? Werden sie nicht zuletzt im Kampfe mit solchen Gegnern ermüden? Wird nicht die Verachtung, in welche die ganze deutsche Litteratur sinkt, auch ihnen nachtheilig werden?

Laßt uns einen glücklichen Ausgang wünschen, und unter Lessings Büste schreiben, was man einst unter des ältern Brutus Statüe schrieb: utinam viveres!!! N—n.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 5. August.

Tagebuch des Königlichen Nazional-Theaters
vom 16. Juli bis zum 1. August 1803.

Am 12ten. Zum ersten Mal: Die natürliche Tochter, ein Schauspiel in fünf Akten von Göthe.

Dies geniale Werk des großen Dichters wird an einem andern Orte dieses Journals ausführlich angezeigt, und dort auch das Spiel der Schauspieler beurtheilt werden. —

Eine kleine Anzahl von Personen, worunter ein — berühmter — Bildhauer gewesen seyn soll, erlaubte sich — vielleicht nicht aus den reinsten Absichten — am Schlusse der Vorstellung zu pochen. — Dieser Gemeinheit würde, zur Ehre dieser Personen, nicht gedacht, und sie lieber der ewigen Vergessenheit übergeben werden, wenn man nicht besorgen müßte, dem großen Dichter und den wahrhaft Gebildeten Deutschlands mögte die Unverschämtheit einiger bedauernswürdigen geistlosen Geschöpfe, als die Stimme Berlins, über sein göttliches Werk zu Ohren gebracht werden, und — darum muß jeder, dem die Achtung und der Ruhm Berlins theuer ist, der nicht will, daß dieser Name mit Schande gebrandmarkt werde, die Sache anzeigen, wie sie sich wirklich verhält. Die große Mehrheit, entrüstet über jene Frechheit, gab nun ihren Beifall desto wärmer und lebendiger zu erkennen.*)

Eunomia, Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland, Berlin, 1803, August, pag. 961—962.

---

* Verfasser: Friedrich Schulz.

Aus einem Briefe an Md. S—n in K . . . 1803.

An Göthe's Eugenia.

Versteh' ich Dich Du Wesen sonder Gleichen,
Dem Meer der reinsten Phantasie entquollen?
Versteh' ich Dich, Dein Thun, Dein höh'res Wollen?
Nur ahnend kann die Seele dich erreichen.
Das wahre Große redet nur durch Zeichen,
Geheimnißvoll verhüllt sich uns das Morgen,
Denn ewig greift, doch ewig uns verborgen,
Das Rad der Welt in seine ehr'nen Speichen.
Und wie im Drang die Quelle zu ergründen
Aus der dies All sich schöpferisch ergossen,
In Ahnungen sich alle Geister heben,
Vom Lichtgewölk der Phantasie umflossen,
In Träumen ihren schönsten Himmel finden, — —
Eugenia, so wirst Du ewig leben! —*)

Brennus, Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland, Berlin, 1803, August, pag. 1060—1061.

Ermano E Dorotea
Poema Tedesco
del
Sign. di Goethe
Tradotto in versi italiani sciolti
dal
Sign. Jagemann
Consigliere e Bibliotecario della Corte di Weimar
e Accademico Fiorentino.

Von dieser italiänischen Uebersetzung des vortrefflichen Göthe-schen Gedichts in wohllautenden toskanischen Versen, woran Herr Rath Jagemann in Weimar mehrere Jahre gefeilt hat, erscheint gegen Weihnachten in endesunterzeichneter Handlung eine Ausgabe in Taschenformat, auf Velinpapier mit Didotschen Lettern gedruckt und mit passenden Kupfern versehen, zu einem Weihnachtsgeschenk für die Liebhaber und Kenner der italiänischen Literatur bestimmt.

*) Verfasser: von Berg.

1803. Das Exemplar davon kostet 2 Rthlr. 12 gr. praenumerando, und es werden nicht mehrere Exemplare dieser Art abgedruckt, als von hier bis zum ersten November 1803 bey uns bestellt werden. — Von einer andern Ausgabe kostet das Exemplar 1 Rthlr. 8 gr.

Halle den 18ten Julius 1803.

Die Ruffsche Verlagshandlung.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung, Jena, 1803, 31. August.

Uebersicht der deutschen Romanen-Literatur.

— Während der Herrschaft jener Spukgeschichten war Göthe hervorgetreten mit Wilhelm Meisters Lehrjahren. Wir halten es für unmöglich, über das Ganze dieses Werks in so wenigen Zeilen, als uns verstattet sind, etwas allenfalls Genügendes zu sagen. Alle bisherige Versuche der Kunstrichter, Einen Standpunct aufzufinden, von welchem aus sich alles gleich gut übersehen ließ; ein Centrum, in welches sich alles, als wohlgeordneter Theil eines, in sich selbst beschlossenen Ganzen sammlete — sind nicht gelungen. Diejenigen, welche einen solchen Punct bisher haben angeben wollen, sind, ihn zu behaupten, genöthigt gewesen, entweder vieles in das Buch zu tragen, was denn doch nicht darin ist, oder (in der Opposition) vieles des Vorzüglichsten zu übersehen und zu entstellen. Wer demnach nur seine individuelle Ansicht geben will, dem kann es wenigstens nicht verübelt werden, wenn er, bis auf weiteres, annimmt, es gebe gar keinen solchen Standpunct, (und eben darum sey es unmöglich, etwas allenfalls Genügendes in der Kürze über das Ganze zu sagen,) sondern der Verfasser der bekannten Recension in der Jenaer Literat. Zeitung,†) der allerdings auch nur seine individuelle Meynung gegeben hat, habe darin Recht, daß er der Geschichte der Entstehung dieses Werks einen entscheidenden Einfluß — besonders auf die Structur desselben zutheilt. Nimmt man dieses an, so ist das Unverhältnißmäßige in der Ausführung verschiedener Theile, so ist der übereilte Schluß, nach welchem das Buch nicht fertig erscheint*) — so ist auch noch so manches Andere, was einer Erklärung bedarf, erklärt, und der Tendenz des Ganzen, so wie den Theilen, die alles übertreffen, was bisher in Romanen

---

†) Vom 1. und 2. Januar 1801.

gegeben worden, widerfährt kein Unrecht. Unter den hervorstechendsten Vorzügen des Werks sind, theils der Sache selbst, theils ihres Einflusses auf den Gang der Romanliteratur wegen, zwey hier auszuheben: die herrliche Individualität, nach welcher so viele, und so ganz verschiedene Charaktere, Stände ꝛc., nach welcher nicht nur die Hauptpersonen der reichen Gruppe, wie Mignon, die Gräfin, Natalie, Mariane, Aurelie, Philine, der immer schwankende Meister, der Harfner, Lothario, Jarno, Serlo ꝛc. sondern auch die Nebenfiguren, wie Therese, Werner, Laertes, Herr u. Madam Melina, der Graf, und herab bis zum alten Polterer, mit unübertroffener Wahrheit und Lebendigkeit sich vor uns bewegen; und die Erörterungen über Kunst und Poesie, wodurch das Buch zu einem Codex für denkende Schauspieler geworden, und wo vornähmlich über Shakspeare und seinen Hamlet so tief und wahr gesprochen wird, daß Göthe's Aeußerungen, durch die aller Wahrheit inwohnende Kraft, fast unvermerkt in das Urtheil aller Gebildeten übergegangen sind. 1803.

*) Das Buch, nicht aber den Wilhelm selbst darf man etwa zum Helden irgend einer Art, fertig gebildet zu sehen wünschen.

Neue Leipziger Literaturzeitung, Leipzig, 1803, 12. September.

Jena. Obgleich Herr Prof. Schütz und Ersch nach Halle gehen, geht die Jenaisch. Literat. Zeitung doch auch nicht ein. Mit dem 1. Januar 1804 erscheint das erste neue Blatt. Es ist zu der neuen Zeitung ein großer Fonds da, und Göthe und Schiller haben sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt. Eichstädt wird Redakteur und die vornehmsten Gelehrten Deutschlands sind Mitarbeiter.

Gothaische gelehrte Zeitungen auf das neunzehnte Jahrhundert, Gotha, 1803, 24. September.

Verkündigung.

Es ist kürzlich in Berlin ein Pasquill zum Vorschein gekommen, das jeder sogleich für einen Pendant zum „Bahrdt mit der eisernen Stirn" erkennt, und worüber die Indignazion ganz

1803. allgemein ist. Der Herausgeber dieser Zeitung würde es sich nicht vergeben können, wenn er sein Blatt nur mit dem Titel einer solchen Scharteke besudeln wollte, bei welcher sich schwer entscheiden läßt, was darin vorherrscht: ob Schmutz und Pöbelhaftigkeit, oder Geistes- und Witzesarmuth. Dieses Pasquille ist nun vom — Herrn von Kotzebue. Er hat damit seine Karriere des Freimüthigen, die ihm ohnehin wenig Ehre einbrachte, würdig beschlossen.*)

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1803, 18. Oktober.

*) Wir geben die Schrift, ihrer Seltenheit wegen, hier wieder.

Expectorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos. 1803. (Ohne Verlagsort.)

Personen:
Göthe, der Grosse!
Falck, der Kleine.
A. W. Schlegel, der Wütende.
Fr. Schlegel, der Rasende.
Mehrere stumme, gekochte und gebratene Personen.

(Der Schauplatz ist ein Saal, in welchem rings umher die berühmten Gemählde aufgehängt sind, welche bekanntlich aus allen Ländern von den ersten Meistern zu der berühmten Weimarschen Kunstausstellung eingesandt worden.)

Erste Scene.

Göthe der Große sitzt auf einem bequemen Throne, die Hände über den Bauch gefaltet und betrachtet wohlgefällig die vielen schönen Bilder, für die er, durch gütige Vermittelung des Hochfürstlich Neuwiedschen Herrn Hofraths Spazier, gar keine Transportkosten bezahlt hat. Neben ihm liegen, statt der Pudel, zwey Greife, die, wenn Göthe es befiehlt, apportiren, über den Stock springen und unter den Stuhl kriechen.

Göthe der Große murmelt Folgendes:

Das nenn ich mir doch köstliche Dinge,
Die ich dies Jahr zu Markte bringe.
Es geht mir zwar wie den schönen Damen,
Die einst zu Eulenspiegel kamen,
Und aus gewissen schalkhaften Gründen
Dort nichts Gemahltes konnten finden,
Allein das hat nichts zu bedeuten,
In Jena wollen wir den Leuten
Vermittelst der gehorsamen Zeitung
Erklären die tiefe Bedeutung,
Wie vormals öfter geschehen
In den seligen Propyläen.
(Nach einer Pause sieht er in den Spiegel.)
Ich bin doch ein erstaunlich großer Mann!
In meinem Hause zweifelt keiner daran.

Daß ich der größte Dichter auf
Erden sei,
Ist nun einmal meine Liebhaberey,
Und dazu halt ich mir ein paar
Jungen,
Daß es mir täglich wird vor-
gesungen,
Die bekommen zum süßen Lohn
Meine allerhöchste Protection,
Dürfen der Welt ein Rübgen
schaben
Und sie mit Floskeln zum Besten
haben,
Dürfen von Kunst wie die Elstern
schwatzen,
Vor Eigenliebe wie Frösche zer-
platzen,
Dürfen an Wielands Ruhme nagen
Wie ein paar ausgehungerte Ratzen,
Dürfen dem Voltaire Schnippgen
schlagen
Und den Euripides zerkratzen,
Dürfen ihre Zoten zu Markte tragen
Wie geile Böcke oder Spatzen,
Dürfen wie Esel nach Löwen
schlagen,
Keck jeden Ruhm aus unsern Tagen
Anhauchen wie die wilden Katzen,
Ja, kurz, sie mögen voll Incon-
sequenz
All' Unsinn, Eigenlob, Impertinenz
In ihren Magazinen aufspeichern,
Wenn sie nur mich — nur mich
beräuchern! —
Ich thue dann wohlgefällig lachen,
Und will der Welt schon begreiflich
machen,
Daß ein paar höhere Kraft-Genies
Stehn, wie die Engel vor dem
Paradies,
Und zucken das Schwert auf Hieb
und Stich,
Und lassen Niemand hinein als mich.
Da geh' ich denn gemächlich spazieren,
Lasse mich gebührend veneriren,
Bey lebendigem Leibe einbalsamiren,
Thue mich auch über die Welt
moquiren.

Mein Publicum schweigt mäuschen- 1803.
still,
Muß klatschen, wenn ich es haben
will,
Denn es sind gar folgsame Gemüther.

Zweyte Scene.

Der kleine Falck und der große
Göthe.

Falck (wirft sich mit dem Gesicht
zur Erde.)

Du großer Mann und strenger
Gebieter!
Vergieb, daß ich mich thu erfrechen
Deine hohen Gedanken zu unter-
brechen:
Draußen stehn ein paar demüthige
Fremde.

Göthe.

Mein Gott! ich bin ja noch im Hemde.
Wer sind die Herren? und von
wannen?

Falck.

Es sind ein paar tüchtige Räucher-
pfannen,
Und, wie der Lohnlaquay mir ent-
deckte,
So kommen sie von Berlin directe,
Haben ihr Lämpchen dort leuchten
lassen
In Synagogen und auf den Gassen,
Haben versucht die Berliner zu melken
Auf dem Gensdarmen-Markt bei
Bölken,
Haben eine neue Aesthetik geprägt,
Den gelehrten Damen den Beutel
gefegt,
Und für zwei vollwichtige Frie-
drichsd'or
Mit Phrasen gekitzelt das horchende
Ohr.
Jetzt kommen sie zu Dir mit
frommen Herzen
Und einer frischen Ladung von
Räucherkerzen.

1808. Göthe.
Ey so laß sie doch geschwind herein,
Was lobt soll stets willkommen sein.
(Falck öffnet die Thüre.)

Dritte Scene.

A. W. Schlegel der Wütende und Fr. Schlegel der Rasende treten herein und sprechen:
Du reine poetische Poesie,
Du Poesie der Poesie.
Hier naht sich dein getreues Vieh,
Dem deine Hoheit Schutz verlieh.

Göthe.
Großen Dank ihr hyperboräischen Brüder!
Kniet nur ein wenig vor mir nieder,
Dann setzt euch wieder auf eure Steiße.
Ihr seyd wohl müde von der Reise?
Und werdet hungrig und durstig seyn?
Drum soll ein Labsal euch erfreun.
(Er spuckt aus. Falck und die Gebrüder gerathen sich in die Haare, weil ein Jeder das Gespuckte zuerst auflecken will.)

Der kleine Falck (schreyt entsetzlich.)
Weg da, ihr Herren! Das nehm ich krumm!
Das Lecken ist mein Privilegium!
Den ganzen Tag ich bey ihm sitze,
Wenn er spricht aus seiner Nachtmütze,
Und laß ihn reden ganz allein,
So sauer es mir auch oft geht ein,
Denn ihr sollt wissen, liebe Herrn,
Ich höre mich selber gar zu gern,
Es geht mir wie klares Wasser vom Munde,
Ich red' ein Buch in jeder Stunde;
Seit aber das Bisgen Witz verschollen,
Das Wieland mir einst andichten wollen,
(Er mags verantworten bei Apollen)
Seitdem muß ich in die Zeit mich fügen,
Mich an den großen Göthe schmiegen,
Und alles schlürfen in langen Zügen
Was er so etwa von sich giebt,
Wenn er schläfrig zu seyn beliebt.

Die Brüder.
Ach, Freund, wir waren auch schon oft da
Bey unserm gewaltig schreyenden Göthe,
Gab er von sich den Groß-Cophta,
Oder eine neue Zauberflöte,
Oder einer schönen Seele Bekenntnisse,
Oder der Xenien Hundebisse,
Oder ein Vorspiel was wir bringen,
Und was von derley Wunderdingen
Noch mehr gedruckt zu lesen ist,
Et caetera, et caetera,
So waren wir zu jeder Frist
Mit unsern leckenden Zungen da.

Göthe.
Man halte Ruh in meiner Schule!
Ich sitze ja auf dem runden Stuhle,
Und werde mit derley Geschenken
Gelegentlich euch Alle bedenken.
Jetzt aber hab' ich eine Tracht
Der leckersten Schüsseln euch zugedacht,
Und will euch dermassen tractiren,
Daß ihr euch sollt gesättigt verspüren.
Seht, aufgetragen wird so eben:
Ein gebratener Wieland den Anfang macht,
Ein gestoofter Böttiger steht daneben,
Ein Haché von Kotzebue gehört zur zweyten Tracht.
Ein eingepökelter Lafontaine
Und Collins Regulus noch ganz frisch,
Auch seht ihr dort für eure Zähne
Einen gesalzenen Merkel auf dem Tisch.
Ich weiß, es sind eure Lieblingsschüsseln,

So laß es euch wohl gedeihn Hygiea!
Zum Nachtisch liefr' ich euren Rüsseln
Noch eine fricassirte Adrastea.
Ihr seht, ich lasse braten und sieden,
Denn unter euch schwillt mir der
Kamm.
Hier, zum Getränk sey euch beschieden
Türkscher Fusel und Bernhardischer Schlamm.
(Er setzt sich zur Tafel.)
Ihr, fremden Ruhmes gedungene
Mörder,
Nehmt Platz, ich bitte, langet zu!
Beliebt euch etwa ein Stückgen
Herder?
Oder eine Portion von Kotzebu?
Eßt nach Gefallen mit frischer
Semmel,
Oder tunkt den Brocken in eigen
Gift,
Den man stets bey euch, ihr Neidhämmel,
Im Bläsgen unter der Zunge trift.

Die Brüder.

Wir langen zu, wir armen Schlucker,
Und jeden Bissen tunken wir flugs
In unsern ästhetischen Bleyzucker,
Dann sterben sie Alle ohne Mucks,
Dann geht es wieder ab für den
Buchdrucker,
Wir sprechen zu Vieweg: Lieber!
druck's!
Der beriecht es durch den Opern-
Gucker
Und zahlt Ducaten für den Jux.

Göthe.

So recht! Es lebe der große
Vieweg!
Ein Langohr findet überall sein
Futter.
Und nun, ihr Herren, ein Tischgespräch,
Doch nicht etwa à la Martin Luther.
Vor allen Dingen wir reden wollen
Von dem Geschmack zu jetziger Zeit
Wie wir den nun regieren wollen
Kraft unsrer Machtvollkommenheit?
Wie wir den Leuten die Mäuler 1803.
stopfen,
Nicht dulden den kleinsten Widerspruch
Und Jeden auf die Finger klopfen,
Der uns will bringen in üblen
Geruch;
Wie wir der Welt auch in Zukunft
Es mögen auf die Nase binden,
Es sey der Witz, der Verstand, die
Vernunft,
Einzig und allein bey uns zu
finden;
Wie alle die Andren nur Würmer
im Staube,
Durch unsern Fußtritt ecrasirt;
Kurz, der allein selig machende
Glaube
An Göthe und Schlegel werd'
etablirt.

A. W. Schlegel der Wütende.

Ja! Ja! Amen! Amen!
Sie müssen es glauben, besonders
die Damen,
Die sollen mich auf dem Catheder
sehn,
Mich preisen und kein Wort verstehn;
Die werden haufenweis zu mir
rennen,
Mit Cicisbeen und Ridicülen,
Ein Stündchen sitzen auf meinen
Stühlen,
Damit sie nachher sagen können:
„Als das Collegium ward gelesen,
„Bin ich auch ein paarmal dabey
gewesen,
„Und während ich strickt' an meinen
Strümpfen,
„Hab' ich lernen auf Wieland
schimpfen
„Und die Göttinger verunglimpfen,
„Und über Virgil die Nase rümpfen;
„Die ganze Aesthetik in einer Nuß
„Kostet mich nur zwey Friedrichsd'or,
„Dabey hab' ich meinen schönen Fuß
„Gezeigt der ganzen Versammlung
vor,

1803. „Und mein elegantes Negligée
„Ist auch nebenher bewundert worden.
„Was nun gedruckt wird in Süden und Norden,
„Das kritisir' ich an der Spree.
„Nach dem ächten kritischen Maasstab,
„Bey dem es immer sehr viel Spas gab."

Fr. Schlegel der Rasende.

Und ich begebe mich nach Paris,
Der Sanscülotten Paradies,
Von dort aus will ich die Welt erleuchten.
Mit meinem Thau die Steppen befeuchten,
Der deutschen Muse in meinem Europa
Gebührend zeigen jeden faux pas,
Und Jeden, der sich nicht will bücken,
Auf unser Verdienst mit der Nase drücken.
Dich nenn' ich zuerst, du großer Meister,
Und dann die übrigen großen Geister,
Den Bruder und den Herrn Vermehren,
(Der gar ein Buch schrieb mir zu Ehren)
Den göttlichen Tieck oder Franz Horn,
Des Novalis tief poetischen Born,
Die Herren Bode, Böhlendorf, Werden,
Bernhardi mit den Nußknackergeberden,
Grob sine salis grano,
Und den verzwickten Brentano,
Und den gewaltigen Röschlaub,
Der Alles tritt in Moder und Staub,
Und den erhabenen Schelling,
Den philosophischen Knipperdelling.

Der kleine Falck.

Um Gotteswillen vergeßt nur nicht
Den winzig kleinen Leipziger Wicht,
Den Neuwieder Hofrath Spazier,
Ist ein gutes gemüthliches Thier,
Läßt auf sich reiten nach Herzenslust,
Und wirft sich wohl dabey in die Brust,
Und meynt, weil er dreymal wöchentlich
Mit Zoten, Pasquillen, Klatschereyen
Das elegante Publikum thut erfreuen,
Er wäre so berühmt als du und ich.
Dem muß man seinen Dünkel lassen;
Zwar kann er unseren Geist nicht fassen,
(Videatur der elende Roman,
Genannt Carl Pilger lobesan)
Er kann aber doch mit schreyen und krakeelen,
Wenn wir unterrichten die gläubigen Seelen,
Er kann brav schimpfen und pasquilliren,
Und wen wir nur wollen mit Koth beschmieren,
Und was wir etwa gelegentlich spucken
Auf unsren Teller,
Das läßt er ohne Bedenken drucken
Und kostet uns keinen Heller,
Denn es muß zahlen und schlucken
Die elegante Welt.

Göthe.

Ja, dieser Rath uns wohl gefällt.
Wohlan, meine Söhne, vollbringet das.
Man muß den Leuten das Judicium schärfen,
Nebenher könnt' ihr auch schleudern und werfen
Mir an den Kopf das Weyhrauchsfaß.
Der Dampf verdunkle immerhin
Das Sonnenlicht,
Ich, der ich dran gewöhnet bin,
Ersticke nicht.
Doch durch Collegien allein
(Wenngleich durch Freybillets gefüllt),

Mein Durst nach Ehre nicht wird
gestillt,
Es muß auch gedruckt zu lesen
seyn.

August Wilhelm.

Ja mit dem Drucken ist es schon
schlimmer
Als mit dem neugierigen Frauen-
zimmer.
Immer seltner werden die Verleger,
Im Drucken und Zahlen immer
träger,
Sie sprechen Alle, man woll' uns
nicht kaufen;
Selbst unser neuer Almanach,
Wo wir so christlich beten und
taufen,
Dem Jacob Böhm die Federn
ausraufen,
Und jedem Heiligen nachlaufen,
Liegt da wie Bley — o Weh und
Ach!
Wir mögten platzen vor Ungeduld!
Wir schreyen vergebens und schimpfen
uns heisch;
Daran ist unter andern der
Merckel Schuld,
Der ist uns ein spitziger Pfahl im
Fleisch.
Zwar haben wir ein miserables
Sonett
Mit allerley Wortspiel auf ihn
gemacht,
Doch werden wir mager und er
bleibt fett,
Und hat uns obendrein ausgelacht.

Göthe.

Ey was! und wenn alle Hunde
bellten,
Was ich verordne das muß gelten,
Ich nehme mir selber gar nichts
übel,
Ich bin der Pabst in der Litteratur,
Und folglich bin ich infaillible
Und eine hohe Menschen-Natur!
Doch gleich wie der Pabst oft
selber lacht
Über die Heiligen, die er macht, 1803.
So muß ich freylich, ihr Lumpen-
Gesindel,
Oft lachen über euren verdammten
Schwindel.
Und wenn euer süßes Rauchwerk
nicht wäre,
Ich ließ euch stecken bey meiner
Ehre!

Friedrich.

Ach! laß dir unverholen sagen:
Fast thun wir an dir selber verzagen;
Die Leute meynen, es sei bey dir
Die Zeit der herbstlichen Sonnen-
wende,
Beschriebest zwar noch manch Papier,
Doch mit dem Genie sey es am Ende,
Das sey verdampft aus dem Gefäß,
Das Caput mortuum nachgeblieben,
Und es glühe dein Gesäß
Schon von manchen kritischen
Hieben;
Ja in dem Almanach von Bremen
Müssest du dich ins Herz hinein
schämen,
Denn besiegt sey deine Feder
Dort im Kampf mit Schikaneder!
Auch woll' es dir gar schlecht
gelingen,
Wenn du versuchest etwas zu
bringen,
Daher man zu beweisen strebt,
Du habest dich selber überlebt.

Göthe.

Was wollen die Hunde mich necken
und schrauben?
Ich sage 's ist gut, sie müssens
glauben,
Ich geb es von mir, sie müssen es
lecken,
Und muß ihnen wie Ambrosia
schmecken,
Ich verkaufe die Katze für einen
Luchsen,
Sie müssen sie kaufen und dürfen
nicht mucksen.
Kenn' ich etwa nicht das Publicum!

1803. Es ist geduldig, fromm und dumm,
Mit eignem Urtheil befaßt sichs nicht,
Schnattert nach was ein Anderer spricht.
Schreyt ihr nur immer mit großem Geschrey,
Daß ich der größte Dichter sey,
Und jedes Wort aus meinem Munde
In die Ewigkeit fahre zur selben Stunde;
Dann stehen sie Alle mit offenem Maul,
Denn selber zu prüfen sind sie zu faul,
Da stehn sie gehorsam jederzeit
Und gaffen mir nach in die Ewigkeit,
Und ich — auf Erden das achte Wunder —
Hofiere vornehm auf sie herunter.
Will das nicht helfen, so haben wir ja
Die Litteratur-Zeitung in Jena,
Die seift mir den Bart mit dicker Seife,
Denn die muß singen wie ich pfeife,
Sonst soll der Teufel den Hals ihr brechen!
Wir haben ein großes Wort zu sprechen.

Falck.
Wie aber wenn der Teufel sein Spiel hat,
(Denn sie haben's in Jena schon viel satt)
Und käm' etwa ein größerer Fürst,
Den du nicht leiten noch lenken wirst,
Der bräch' herein wie ein Gewitter,
Und versetzte die ganze Litter-Atur-Zeitung an einen Ort,
Wo sie, vor dir beschützt hinfort,
Im neuen Glanz emporstiege,
Dir zu Gefallen nichts verschwiege,
Ihr altes vernünftiges Wesen triebe,
Auf deinen Befehl keine Sylbe schriebe?

Göthe.
Das wäre allerdings sehr schlimm,
Denn leider zittern die todten Hunde*)
Vor meinem ganz gewaltigen Grimm
Nur auf zwey Meilen in die Runde.
Doch dann gründ' ich mit meiner Brut
Wohl selbst ein kritisches Institut,
So eine Art von Fortsetzung
Von der seligen Erlanger Zeitung,
Ihr Brüder seyd in hohen Gnaden
Fürs Erste dazu eingeladen,
Ich trete mit Schiller an die Spitze
Und schleudere meine kalten Blitze.

August Wilhelm.
Wenn aber das Journal der Mode
Hetzt meinen Jon zu Tode,
Und, trotz meines Jupiters drohender Wimper,
Beweist mit tiefgelehrtem Geklimper,
Ich sey gegen Euripides ein Stümper,
Weil ich den Apoll, trotz der griechischen Fabel,
Zum unverschämten Incroyable,
Die Pythia zur gemeinen Magd
Und den Xuthus zum Schöps gemacht?
Wo ist alsdann der Dom Quixote,
Der mir hilft aus solcher Nothe?**)

Göthe.
Sey unbesorgt um solches Necken,
Du mein getreues Räucherbecken!
Denn für dergleichen verwegnen Krittel
Haben wir Gott sey Dank noch Mittel.
Zwar war der Bogen schon gedruckt,
Der deinen griechischen Ruhm verschluckt,
Doch ließ ich schnell mir holen den Plunder,
Da fand ich denn mein blaues Wunder!
Mich hatte man ganz glatt gebiegelt,
Nur dich, mein Lieber, nach Würden gestriegelt,
Doch war auch dies ein gewaltiges Crimen,

Da uns verbindet ein schmeichelnder
Hymen,
Und du genießest meiner Protection,
So leid' ich nun einmal keine Recension.
Flugs thät ich dem Redacteur insinuiren,
Er solle den Bogen sogleich cassiren,
Und zwar geb ich Bedenkzeit nur
Von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr,
Sey dann mein Wille noch nicht
geschehen,
So wolle ich zum gnädigsten Fürsten
gehen,
Ihn bitten, er wolle von Obrigkeitswegen
Jedem Jonstadler das Handwerk
legen.
Sieh', solch erhabne Liebesglut
Dein Fuchsschwanz in mir erwecken
thut —
Es soll Niemand eine Meinung
haben,
Blind glauben sollen die verwegnen
Knaben,
Sie sollen schauen, klatschen und loben,
Hinten und vorne, unten und oben,
Wär's auch ein ungesalzner Brey;
Und kurz und gut, es bleib dabey!
Denn ich zwing' es, wenn es sonst
nicht geht,
Mit meiner bürgerlichen Autorität;
Es sind ja Leute in Amt und Würden,
Thäten sich Frauen und Kinder aufbürden,
Die kann man necken und kuranzen,
Sie müssen nach allen Pfeifen tanzen.

Friedrich.
Ja möchten nur Alle, Groß und Klein,
Von dir, du Größter, abhängig seyn;
Doch wie, wenn Einer nicht nimmt
Notiz
Von deinem furchtbaren Ministerblitz?
Und wenn er spräch' es sey unerhört,
Und einer tüchtigen Staupe werth,
Wenn man die Litteratur entweih'
Durch solche Despoten-Hudeley;
Am wenigsten zieme dir solcher Hohn 1803.
Gegen eine solche Recension.
Dir, dem Verfasser der Xenien,
Der Schonung verliehen gar Wenigen,
Der, ohne auf eigne Würde zu schauen,
Alles um sich her in die Pfanne gehauen,
Mit plattem Witz und rohen Späßen,
Wie solches im Almanach zu lesen.
Wie, wenn sie solch ein Lied dir
brummen,
Wirst du, o Meister! dann nicht
verstummen?

Göthe.
Was soll ich, mein Lieber, dazu sagen?
Ich denke halt, es wirds keiner wagen.

August Wilhelm.
Glaubs nicht, sie lassen dir keine Ruh.
Da ist der verdammte Kotzebu,
Den wir so gern herunter hätten
Und christlich unter die Füße träten,
Er, über dessen Glück auf Erden
Wir Alle möchten des Teufels werden!
Der Geld und Gut und Beyfall
genießt,
Wenn es uns gleich verflucht verdrießt,
Der fragt den Henker nach uns Allen,
Und wenn wir ersticken in unsern
Gallen;
Wir haben seine Geißel gefühlt,
Als er mit uns Comödie gespielt,
Seine hyperboräischen Caressen
Kann das Publikum gar nicht vergessen.
Zwar meynten wir durch ein Pasquill
Zu erreichen das schöne Ziel,
Denn nicht bloß als Schriftsteller
Behielt er nicht Ehre für einen Heller,
Sondern wir nahmen auch seine
Person,
Sein Leben und Wandel zum Plastron,
Ja die göttliche Frechheit
Trieben wir ohne Bedenken so weit,
Uns über sein Unglück lustig zu machen,
Als Exilirten ihn zu verlachen.

1803. Göthe.

Wie kams, daß ihr mit frechen
Händen
Sogar an seiner Person gemeißelt?
Da er doch nur die elenden Scribenten
In euch, meine theuren Brüder,
gegeißelt?

Die Brüder.

Du weißt, poetischer Poet,
Daß wir verachten die Humanität.
Es sprühet Flammen unser Krater,
Wir beklecksen ihn mit kräftigen Zoten,
Allein was hilfts? Auf dem Theater
Peitscht er uns dennoch wieder nach
Noten.

Göthe.

Auf meiner Bühne seyd ihr sicher
beschattet,
Da wird dergleichen nicht gestattet.
Zwar hätt' ich, auf des großen
Haufens Begehr,
Seine Stücke wohl gerne spielen lassen,
Denn sind sie gleich nicht à la hauteur,
So füllen sie doch mitunter die Cassen;
Weil er aber spöttelt über das
Sonett,
Euren Jacob Böhm, Euer
Triolett,
Ja gar über die berühmte Ehren-
Pforte,
Und was noch mehr der verwegnen
Worte,
So hab' ich dergleichen blasphemische
Phrasen
Durch einen Federstrich weggeblasen,
Die Witzeleyen ausgefegt.

Falck.

Das hat man dir übel ausgelegt,
Weil einst mit dem was Wieland
geschrieben
Du selbst auf der Bühne Possen
getrieben.
Ja, denke nur an die geflickte Braut,
Wie du Geißel geschnitten aus ihrer
Haut,
Und wie Freund Vulpius Naseweiß
Die Gurli persifflirt auf dein Geheiß.
Da hat man denn freylich wohl
gemeynt,
Was Einem recht, sey dem Andern
billig.

Göthe.

Sein Diener, so war es nicht gemeynt,
Denn was ich einmal will, das
will ich!
Und Spott ergießen darf nur mein
Mund,
Nur ich darf treten alles mit Füßen,
Denn duo si idem faciunt
Non est idem, das muß er wissen.
Der Mensch läßt sich gar nicht im-
poniren,
Will immer selber judiciren,
Was wir einmal nicht zu dulden
pflegen.
Ja, wollt' er sich zum Ziele legen,
Und auch zum Räuchern sich
gewöhnen,
So könnten wir uns mit ihm
versöhnen.
Ich habe mich schon mit Manchem
versöhnt,
Den ich vorher gar bitter verhöhnt.
Da ist der Reichardt, du lieber
Gott!
Was trieb ich nicht mit dem für
Spott!
Jetzt sind wir die allerbesten
Freunde
Und er gehört zu unsrer Gemeinde.
Da ist der Schiller, den liebt' ich
spärlich,
Bis ich sah, beym Publicum
Ward mir sein wachsender Ruhm
gefährlich,
Da dacht' ich: Holla! sattle um.
Ihr selber — wie war ich nicht erboßt,
Eh' ihr zum Räuchern euch
entschloßt?
Da hab' ich zum Exempel einmal
geschmaust
Bey Jemand, der gute Bissen auf
dem Teller

Und guten Wein hat in seinem
Keller,
Da schlug ich auf den Tisch mit
der Faust,
Und sprach — (ich werd' es nimmer
vergessen,
Auch haben viel Andre dabey
gesessen)
„So lang' ich noch gelte bey meinem
Fürsten
„Sollen die Gebrüder mir nicht
ins Land!"
Und doch seyd ihr nun von meinen
Hanswürsten
Die liebsten, die ich jemals gekannt;
Denn ihr habt die kluge Parthie
ergriffen,
Den Ocean meines Ruhmes zu
beschiffen,
Und habt mit gehorsam streichelnder
Hand
Gepflanzt mein Panier an jeden
Strand.
Drum hat der Wind auch jede Spur
Verweht von meinem damaligen
Schwur,
Und will Kotzebue ein Gleiches thun,
Zu meinen Füßen in Demuth ruhn,
Und will er dem kecken Wahn
entsagen,
Auf eigenen Beinen sich zu tragen,
Und will er nur loben mich, mich,
mich,
Und wiederum mich, und wiederum
mich,
So sey ihm verziehn, er mag
kommen,
Er ist zu Gnaden angenommen.

August Wilhelm.
Sichrer ist ihn ganz zu vertilgen,
So können wir besser das Publicum
milchen.
Wir schaun auf die gemeinen
Naturen herab,
Als sey der Poesie Zauberstab
An uns allein verliehn und ver-
pachtet,
Und außer uns alles gemein und 1803.
verachtet.
Wir müssen die Feder in Nebel
tauchen
Und allerley Kunstworte täuschend
gebrauchen,
In Bombast verhüllen gemeine
Gedanken,
Den Mist umgeben mit vergüldeten
Schranken,
Bald von Jakob Böhm eine
Phrase leihn,
Bald wieder vom verjährten
Lohenstein,
Bespötteln, verachten, so gut es geht,
Die verdammte Sittlichkeit und
Humanität.
Was edel und schön ist, loben wir nie,
Sondern nennen es spottweis
Ökonomie,
Und wenn uns etwa Niemand
begreift,
Wir selber auch im Finstern tappen,
Doch Jeder in unser Collegium
läuft,
Die tönenden Kunstworte aufzu-
schnappen;
Die bey Gelegenheit anzubringen,
Ist das bequemste unter den
bequemen Dingen.
(Sie knien nieder und beten
mit Inbrunst.)
Drum, lieber Gott! vertilge du
Mit Feuer und Schwerdt, durch
Gift und Pest,
Was sich nicht imponiren läßt,
Besonders den verwegnen Kotzebu!
Zerstöre sein verdammtes Glück,
Ehe vor Neid wir Alle bersten,
Und send' ihn auf 300 Wersten
Flugs nach Sibirien zurück!
Uns alle und unsern großen Götzen
Wollest du überhäufen mit Schätzen,
Auch das Publicum in Athem setzen,
Daß wir nicht mehr allein uns
ergötzen
An unserm Alarcos oder Jon!
Kyrie, Eleyson!

1803. Göthe.
Ey, Lieber, wenn ich recht verstand,
Hast du von einem neuen Stück gesprochen,
Das weder gehauen noch gestochen,
Und es mit Recht Infarctus genannt?

Fr. Schlegel der Rasende.
Alarcos oder Infarctus,
Du kannst es so oder so tituliren.

Göthe.
Vortrefflich! den neuen Quark muß
Ich sogleich in Weimar produciren.
Zwar werden sie dort, gar schlecht ergötzt,
Das hohe Wesen unwillig tragen,
Aber ich habe mich auf den Fuß gesetzt,
Dem Publicum ein Schnippgen zu schlagen;
Und immer thu' ich der Maxim' erwähnen:
„Sie müssen, was ich will, so lange sehn,
„So lange dabey fluchen, schimpfen und gähnen
„Bis sie es endlich finden schön."

Friedrich.
Wie aber, wenn sie mit Pfeifen drohten?
Oder mit Pochen und Gezisch?

Göthe.
Zischen und Pfeifen sind längst verboten,
Auf die Gefahr geb' ich jeden Wisch.
Ey ja doch, dürfte die Pfeife erklingen
In meinem souveränen Komödienhaus,
Wie dürft' ich den Alarcos auf die Bühne bringen?
Sie pfiffen uns ja zum Saale hinaus.

Falck.
Wenn sie nun aber nicht klatschen wollen?

Göthe.
So ist der Kamm mir hochroth geschwollen!
Dann hab' ich so meine eigne Manier
Wie ichs erzwinge ohne Bitte;
Ich setze mich nemlich in ihre Mitte
Und hebe die Hände wie ein Panier,
Und klatsche so lange mit komischer Wuth,
Und klatsche die Hände mir wund bis aufs Blut,
Und schaue umher mit grimmigen Geberden,
Bis sie furchtsam oder barmherzig werden;
Dann stehn endlich zwey oder drey
In meinen höchsten Nöthen mir bey,
Und klatschen ein wenig unter meiner Leitung;
Dann wird gedruckt in der eleganten Zeitung:
Infarctus hat den Weimaranern Allen
Ganz außerordentlich gefallen!
Es war ein seltner Theaterschmaus,
Denn es spricht Alles so rein sich aus;
Da findet man mit reinem Bombaste
Ueberall verwebt die reinsten Contraste,
Da wird in reinem Jammer erstickt,
Von reiner Teufeley die Tugend gezwickt,
Durch reine Wollust die Lieb' erdrückt,
Ein reiner Schuft als König erblickt,
Und kurz, die Weimaraner sind entzückt!

Friedrich.
Nun wohl, so sey zum lebendigen Leben
Dies reine Machwerk dir übergeben;

Beseel' es mit deinem allmächtigen
Hauch,
So will ich dir streicheln den
schwellenden Bauch.

Göthe.
So bleiben wir euch in Gnaden
gewogen!
Es werde die Welt wie immer be-
trogen,
Und ihr Getreuen wohl Achtung gebt,
Daß ihr stets schimpfend, grob und
hitzig,
Nur mich und wiederum mich er-
hebt,
Und zwar, wo möglich, mit unter
witzig.
Zwar habt ihr wenig Witz in bonis,
Doch zeugt mir auch ein saftig Sonett;
Drum räuchert nur, denn adulationis
Bonus odor ex re qualibet.

Die Gebrüder springen auf und räuchern. Göthe entschlummert in einer Dampfwolke. Jhm träumt er sey zum Pabst erwählt worden, und finde in sich das päbstliche Gemüth rein ausgesprochen. Er lächelt und schnarcht. A. W. Schlegel der Wütende setzt die Melodie seines Schnarchens sogleich auf Noten, und preis't es der Welt als rein musicalische Music und als Music der Music. Fr. Schlegel der Rasende vernimmt dasselbe als eine schickliche Ouvertüre zu seinem Infarctus. Der kleine Falck nimmt den Augenblick wahr, wo Göthe schläft, und redet über entsetzlich viele Dinge entsetzlich viel. Die beyden Greise machen ihre pudelnärrischen Künste. 1803.

Der Prolog ist zu Ende.
Der Vorhang rollt auf! —
Infarctus beginnt.

*) Siehe Schelling.
**) Dieser treffliche Reim ist aus einem Schlegelschen Sonett entlehnt.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Göthe.

Mit Ernst und Liebe bearbeitet, offenbart dieses Werk wieder einmal die heilige Weihe, von welcher die Zueignung der Göthen'schen Sammlung einst in so unnachahmlichen Tönen sang, und wird ein doppelt willkommenes Geschenk in einem Augenblick, wo um die Göttlichkeit, die dieser Dichter mit den auserlesensten Sängern aller Zeiten und Nationen theilt, durch unberufene und selbstsüchtige Vergötterer, statt des Nimbus, ein düsterer Nebel gezogen wird. So reich, so verschwenderisch ausgestattet mit den zauberischen Reitzen ewiger Poesie, war vielleicht noch keine Geburt des Göthen'schen Genius. Und reißt man sich von den Details los, um den Geist und die Oekonomie des Ganzen besonnener zu betrachten, so wird man für die Aufopferung auch belohnt, die jenes Losreißen kosten muß.

So ist denn hier wirklich alles vorhanden, was der poetischen Willkühr unbestreitbare Gültigkeit geben mag: diese Willkühr ist

1803. deutlich ausgedrückt, sie ist in sich zusammenhängend und vollendet, sie gestattet keine Anwendung eines kritischen Maaßstabes, der nicht von ihr selbst hergenommen wäre; ihre Schöpfung steht da, und nun freue man sich deren, und kann man das nicht, so — lasse man es bleiben.

Wohl! Aber ist es denn wirklich unabänderliche Nothwendigkeit geworden, daß in der höchsten Kunst jene Willkühr so empfunden werde? Liegt denn auf der Kunst selbst das Gesetz, das sie den Zeitgenossen auflegt? Hat sich denn wirklich in den Jahren, welche zwischen Göthen's älteren Meisterstücken und diesem Meisterstücke verflossen sind, eine solche Totalrevolution ereignet, der man es zuschreiben müßte, daß jene — auch den Tasso nicht ausgenommen, — die Empfänglichkeit gebildeter und unbefangener Gemüther so viel mächtiger, ungemischter, natürlicher, in Anspruch nahmen?

Eine historische Novelle, deren Handlung in den Zeiten der Französischen Revolution vorgeht, ist der Stoff, den Göthe hier dramatisch zu bearbeiten angefangen hat; die wichtigste Begebenheit der neuen Weltgeschichte ist mehr noch die Seele, als die Einfassung der Situationen dieses Drama's; dieser Begebenheit gehören die Personen desselben an — aber sie wandeln ungenannt, gleichsam symbolisch, mit einem Schleier bedeckt, der nur eben zur Erinnerung an die wirklichen Personen, die sie bezeichnen, durchsichtig genug ist, und so ist denn ihr Wandeln oftmals an die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt nicht viel mehr gebunden, als wenn es Personen eines orientalischen Mährchens wären. Mögen nun unter hundert gebildeten Lesern und Zuschauern vielleicht neunzig, in dem hier bereiteten köstlichen Genuß gestört seyn, weil sie sich, der Natur der Dinge nach, in dieses bizarre, widersprechende, ewig anziehende, und ewig zurückstoßende Verhältniß des Kunstwerks zu ihnen, nicht zu finden wissen; mag sich von den zehn übrigen vielleicht die Hälfte nur auf Treu und Glauben, oder aus Singularität und dogmatischem Eigensinn, das Verhältniß gefallen lassen: immer lebt in dieser natürlichen Tochter die Waltung eines hohen poetischen Genius, die von jedem noch so allgemeinen, noch so unvermeidlichen Eindruck unabhängig ist. Die Poesie spielt das Bizarre, das Widersprechende, in das Gebiet des Wunderbaren; sie stellt selbst dasjenige, was in jedem gewohnten Gesichtspunkt ungeschickte Vorbereitung oder Motivirung wäre, wie die Verbindung zwischen Eugenien's erstem Sturz, und der Fabel, die ihren Vater täuscht, in das Helldunkel einer antiken Schicksalswelt; ja

man könnte fast den ohnehin mit so weiser Künstlichkeit ausgeführten vornehmen Heroismus der natürlichen Tochter für die poetisch-nothwendige Ursache ihres Sonetts, und besonders auch der Gefälligkeit, mit welcher sie dasselbe betrachtet, anzusehen versucht werden. 1803.

Wenn aber ein Werk, wie dieses, durch seine innere Vortrefflichkeit alle die reinen poetischen Tendenzen, mit denen wir, unter Beziehung auf Göthe'ns Göttlichkeit, seit einigen Jahren heimgesucht wurden, vollends in ihr reines Nichts zurückwirft, so kann es vielleicht doch, und zwar mit gedoppelter Kraft, den Zweifel erneuern, der bei jenen Gelegenheiten schon verlautete: ob es etwa als ein Zeichen, daß es mit der Poesie zu Ende gehe, anzusehen ist, wenn der Sänger mit seinen Hörern in einem solchen, gleichsam feindseligen Verhältniß steht?

In einem so schönen Ende jedoch, wie sie mit einem solchen Gedicht nähme, läge immer der Keim zu einer schönen Wiedergeburt!

Eine ganz besonders merkwürdige Erscheinung der Göthe'schen Muse ist der dritte Akt dieses Drama's, durch eine poetische Leidenschaftlichkeit, die dieser Dichter noch in keinem seiner Werke zeigte, und zu der man ihm sogar die eigenthümliche Kraft um so mehr abzusprechen geneigt seyn konnte, als es gerade diese Kraft war, für welche man Schillern seinen besondern Platz unter unsern dramatischen Dichtern anzuweisen pflegte. Hat nun, wie der flüchtigste Augenschein lehrt, Göthe auf die neuere Epoche von Schillers poetischer Laufbahn einen bedeutenden Einfluß gehabt, so liegt in jenem dritten Akt ein erfreulicher und interessanter Beweis, daß zwischen den beiden großen Dichtern eine Wechselwirkung vorgegangen ist. B.

A. v. Kotzebue, Der Freimüthige, Berlin, 1803, 25. Oktober.

Die natürliche Tochter. Trauersp. von Göthe.
(Taschenbuch für 1804.)

Gleich einem holden, langerwarteten, schon in seinem Aufgange wunderbar erquickenden Stern tritt diese neueste Schöpfung unsers ersten Dichters hervor. Verworrene, mit sich selbst uneinige Urtheile der Geblendeten und Schwachen, und das Geschrei des Pöbels

1803. unsrer Literatur, das man nicht passender hätte bestellen können, mußten (wo der letztere nur etwas weniger verworfen wäre), ihr Erscheinen ehrenvoll feiern; und wenn zu dieser Feier noch etwas fehlte, so ward es durch die Weise, wie sich ein großes Parterr bei seiner Aufnahme karakterisirte, aufs vortreflichste ergänzt.

Die Zeit ist noch nicht da, über die Fülle seines Werthes zu urtheilen; die Zeit, wo er anerkannt wird, möchte noch ferner seyn. Aber — was näher liegt — daß doch wenigstens alle Gemüther empfänglich wären für die Hoheit des Plans, für den glänzenden Flor der reinsten Schönheit, der durch das Ganze hinblüht; daß es keinen gäbe unter den Gebildeten, der sich nicht ergriffen fühlte von dem Zauber dieser Ideale, von der hehren Architektur dieser Komposizion! Was sich hier weiter sagen ließe, wäre eitel, und da eine kritische Würdigung weder diesem Blatte noch diesem Augenblick angemessen seyn möchte, so bliebe nur übrig, sich an allgemeines Lob zu halten, was in mehr als einer Rücksicht jederzeit das Vortrefliche entweiht. Eher ließe es sich rechtfertigen, auf die Perlenmilde der Dikzion aufmerksam zu machen, der unsere Literatur nichts Gleiches entgegensetzen kann, es wäre denn von den Werken desselben Dichters. Man kann sich der Hoffnung mit Vertrauen nähern, daß Eugenie, vollendet, für das Drama werden wird, was Wilhelm Meister längst für den Roman ist. Wer es aber bei Lesung der Eugenie nicht lassen kann, sie durch einen Rückblick mit einer Revoluzion in Verbindung zu setzen, der blicke doch lieber vorwärts, und wähle sich, damit seine Meinung nicht ganz eitel werde, eine Revoluzion unsers Theaters zum Gegenstande seiner Konjunkturen.

Und so ziemte es sich denn vor dieses süße Füllhorn, das den reichen Balsam unbekannter Früchte, Genüsse aus der fernen Welt unsrer Ahnung vor den erstaunten Blicken ausströmt, zu treten mit der Ehrfurcht, die der Erscheinung gebührt, mit der Andacht und Liebe, die sie erfordert. Dann, — die Stille der Feier zu unterbrechen, mögten sich auch die Thoren hinzudrängen, zu verwerfen, was ihren Erdäpfeln zu unähnlich sieht.

Man hat, glaub' ich, schon von den Vorzügen der Darstellung, die das Kunstwerk auf dem Berliner Nazionaltheater verherrlichten, öffentlich gesprochen; es ist billig, daß dasselbe von der Darstellung in ihrer Heimath, auf der Weimarischen Bühne, gesagt werde. Das angestrengte Bestreben des Ersten wie des Letzten, Kraft und Vermögen der hohen Aufgabe zu weihen; die vortreffliche Harmonie des Spiels, die daraus hervorging und einen Abglanz der edlen

Ruhe der Dichtung gab — war bis zur Bewunderung auffallend. 1803.
Nach dieser Bemerkung möchte es eben so unbillig als unnöthig seyn, Einzelner zu erwähnen. Hr.*)

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1803, 1. November.

Fragment über Göthe's Eugenia.

— — Ein entscheidendes Urtheil über dieses originelle Werk schon jetzt fällen zu wollen, wäre eben so frech, als unüberlegt, da es theils von einem Meister herrührt, von dem jetzt, bei seiner reifsten Ausbildung, die tiefste Künstlichkeit zu erwarten ist; theils auch das Ganze noch unvollendet da liegt, und wir bis jetzt nur den ersten Theil erhielten. Was ich hier also auszusprechen wage, sind entweder nur Hindeutungen auf das, was uns der Dichter ahnen läßt, oder Bemerkungen über dasjenige, was schon jetzt als selbstständig und vollendet anzuschauen ist.

Dieser erste Theil kündigt sich als die Ouvertüre zu einem großen und naheliegenden Thema an, dessen Hauptgedanken in einer universellen Beziehung mit dem Wichtigsten und Bedeutendsten der Zeitgeschichte zu stehen scheint. Die Gestalten, die wir jetzt erblickten, sind alle hoch und einzeln gestellt, und ihre bestimmtere Individualisirung ist vermieden; da uns der Dichter nicht in die beschränkteren Grenzen einer einzelnen Handlung, sondern auf eine kühnere Höhe, von der sich der Gesichtskreis ins Allgemeine erweitert, führen zu wollen scheint. —

Warum er sein Gedicht unter diesen Bedingungen ein Trauerspiel nennt, ist bis jetzt noch nicht abzusehen, und das Ganze darf dies erst rechtfertigen. Der Idee der Tragödie, so wie sie aus den bisher gegebenen Mustern abstrahirt ist, liegt die schärfste Konzentrazion zum Grunde, und wir besitzen bis jetzt wenigstens kein Stück in dieser Art, das seine Grenzen so weit hinaus rückt, wie es das vorliegende zu wollen scheint; ob es gleich nicht zu leugnen steht, daß ein bedeutender Dichter seinen Standpunkt in dieser Rücksicht so hoch als möglich nehmen könnte, um den Umfang einer ganzen Epoche, die in sich selbst wieder so viel einzelne tragische

*) L. F. Huber.

1803. Objekte enthält, zu einem allgemeinen tragischen Gedichte auszubilden. Einem Dichtergenius wie Göthe, dürften wir dieses Unternehmen wohl zutrauen, und sein Werk würde dadurch eine Bedeutung erhalten, die nur die klassischsten Produkte des goldenen Zeitalters der Poesie sich anmaßen können.

Was das bisher Gesagte indeß betrift, so dürfte eine bestimmte Entscheidung in dieser Hinsicht erst nach der Vollendung des Ganzen zu erwarten seyn. — Ueber die Darstellung hingegen läßt sich Mehreres schon jetzt mit Gewißheit ausmachen. Es ist unläugbar, daß sie eine Reife und Gediegenheit besitzt, wie wir sie wohl bei den meisten dramatischen Werken vergeblich suchen möchten. Im Glanze und der Kontinuität hat die Dikzion bei dem ersten Anblicke etwas Aehnliches mit dem Versbaue der französischen, und namentlich der Voltaireschen Tragödie; ob sie doch gleich als der absolute Gegensatz davon zu betrachten ist, indem bei dieser das Lobenswerthe nur die am meisten äußerliche Politur und Glätte betrift, bei dem vorliegenden Götheschen Gedichte hingegen alles, aus der Tiefe herauf bis in die äußersten Theile, gediegen und vollendet ist. Einzelne vielleicht noch wegzuwischende Flecken entscheiden natürlich über das Ganze nicht. — Für die Kombinirung des antiken und modernen Styls bei der Darstellung, so weit dies möglich, giebt die vorliegende ein großes Muster. Der Kreis der Gesinnungen und der zum Grunde liegenden Gefühle, ist nehmlich durchaus modern, und ihre bestimmtere und durchgeführte Reflekzion, die bei den antiken Gedichten dieser Art gar nicht zu finden ist, trift man hier überwiegend an; doch aber erscheint die Darstellung dadurch keinesweges beherrscht, und sie athmet alle die Ruhe und Sicherheit, die viele oberflächliche Beurtheiler Kälte zu nennen belieben, die aber allein der Beweis eines vollendeten und sein Werk durchaus beschauenden Dichtergeistes ist; da das Gegentheil, auf der andern Seite, den durch seinen Gegenstand überwältigten Dichter anzeigt. — In diesem Sinne haben die Griechen allein gebildet, und es ist das Bedeutendste, was neuere Künstler in ihren Werken studieren mögen. Alles bei ihnen wird zur Form, und zwar zur schönsten; da im Gegentheile bei den Modernen der Stoff oft die Alleinherrschaft erlangt, und die Form gleichsam nur nebenher und untergeordnet erscheint. A. K.*)

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1803, 8. November.

---

*) August Klingemann.

Herman et Dorothée, en IX Chants; Poëme allemand de Goethe, traduit par Bitaubé. Paris et Strasbourg, ches Treuttel et Würtz. 1800. 9½ Bog. 16. Mit 1 Titelkupf. 16 H. 1803.

Die Uebersetzung des bekannten epischen Gedichts von Göthe war in mehr als einem Betracht ein äußerst schwieriges Unternehmen. Der so wesentlich von einander abweichende Genius beyder Sprachen, die hohe Simplicität, und die an Individualität gränzende Eigenthümlichkeit, welche den Charakter dieses Gedichts bezeichnen, verbunden, mit der darin überall herrschenden Deutschheit, machen das Gelingen einer jeden Uebersetzung, die etwas mehr als Nachahmung seyn will, fast unmöglich. Rec. besorgte daher, sobald ihm die Ankündigung der vorliegenden Uebersetzung zu Gesichte kam, daß unsre Transrhenanischen Nachbarn, durch dieselbe nur eine höchst unvollkommne Idee von den mannichfaltigen Schönheiten des Originals erhalten möchten; und er überzeugt sich jetzt, daß diese Besorgniß nur zu sehr gegründet war. Aller poetische Geist, den Göthe seinem trefflichen Werke im reichsten Maaße eingehaucht hat, ist in der Französischen Nachbildung verdunstet, und nur das Caput mortuum ist übrig geblieben.

(Folgen Citate.)

— Wer sollte in diesen schleppenden, kraftlosen Phrasen Göthe's edle volltönende Sprache wieder erkennen? Mh.*)

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Anhang zum 29.—68. Bande, 2. Abtheilung, Berlin und Stettin, 1803, pag. 833—835.

---

1. **Tankred. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von Göthe. Tübingen, bey Cotta. 1802. 6½ B. 8. 12 Gr.**
2. **Mahomed. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von Göthe. Tübingen, bey Cotta. 1802. 6½ Bogen 8. 12 Gr.**

Wenn es auch, weder für die Fortschritte der tragischen Kunst unserer Dichter und Schauspieler, noch des theatralischen Geschmacks unseres Publikums ein großes Kompliment ist, daß man sich genöthigt sieht, durch die Wiedererweckung des längst entschlafenen französischen Trauerspiels die kunterbunte, abentheuerliche Schwulst-

*) von Rohr, Regierungsrath in Berlin.

1803. und Bombastphantasie unserer neuesten Tragiker zu zügeln und zu reinigen, unsere Schauspieler Diktion und Darstellung zu lehren, und unsern Zuschauern wieder Sinn für schöne und edle Kunst einzuflößen: so verdient, da die Sachen leider! einmal so stehen, der Einfall dennoch mehr Lob als Tadel, indem dadurch doch eine Art von tragischer Kunst, eine Art von Sinn dafür wieder bey uns eingeführt wird. Denn, so wenig die meisten französischen Puppentrauerspiele für eigentliche Tragödien gelten können: so giebt ihre äußere Regelmäßigkeit und Ordnung, ja selbst ihre bloße konventionelle Form ihnen doch einigermaßen das Ansehen von einem Kunstwerke; es fehlt ihnen doch nicht an Plan und Ausführung, ihre Helden sind doch nicht ganz Charakterlos, sprechen doch hin und wieder ächt leidenschaftlich und ihrem gegebenen Charakter gemäß, liefern manche anziehende Situation, und sind doch nie völlig und durchaus von allem tragischen Interesse entfremdet. Selbst mit allen diesen Mängeln also erscheinen ihre Verfasser immer mehr als tragische Poeten, als unsre neuesten Vers- und Reimschmiede, a la Friedrich Schlegel, Tiek und Böhlendorf, deren hohe Genialität sich mit allen diesen Kleinigkeiten nicht abgiebt, und Regel, Kunst und Schicklichkeit eben so abgeschworen hat, als den gesunden Menschenverstand.

Man kann daher in dieser Rücksicht, die Bemühungen des Herrn v. Göthe, unsere tragische Kunst doch einigermaaßen zu retten, nicht anders, als mit Dank aufnehmen und ein Dichter und Uebersetzer, wie er, hat für eine solche Benutzung des französischen Trauerspiels unstreitig den entschiedensten Beruf; das beweist er schon dadurch, daß seine Wahl zu diesem Behuf auf den besten französischen Tragiker fiel. Nur wäre zu wünschen, daß diese Wahl, was die zu übersetzenden Stücke dieses Dichters selbst betrifft, glücklicher gewesen seyn möchte. Wirklich gehören Tankred und Mahomed zu Voltaire's schwächsten Produktionen. Beyde sind nicht viel mehr, als tragische Marionettenspiele, deren Helden sich mehr an dem Drahtfaden des Dichters hin und her bewegen, als von Wahrheit, Natur und Leidenschaft geregt, reden und handeln; sich mehr zur Schau tragen, als darstellen, und Pomp, Prunk und Deklamation, für Ergießung des Herzens und der Empfindung verkaufen. Nur hier und da erkennen wir in ihnen Menschenbilder, und nur dann und wann verräth eine Situation Voltaire's wirkliches tragisches Genie. Das gilt vorzüglich von Mahomed, in dem nur eine einzige Situation wahrhaft tragisch ist, nämlich die des vierten Aktes, wo Seide des Pro-

pheten Auftrag erfüllt, und den Zopir ermordet; die aber sichtbar 1802.
ihr Daseyn dem Dichter verdankt, den Voltaire so oft einen ivre sauvage nennt, dem Shakespeare. Man erinnere sich der Scene im Macbeth, wo dieser von Dunkans Ermordung zurückkommt, und die Nachahmung derselben wird hell in die Augen springen.

Rec. hat gerade nur das Original dieser Tragödie zur Hand, um die Göthesche Nachbildung damit zu vergleichen. Daß sie an vielen Stellen vortrefflich ist, läßt sich, von einem Nachbilder, wie diesem, erwarten. Hier ist eine Probe, Palmirens Monolog, dritter Akt zweite Scene. —

(Folgen Citate des Originales und der Goethe'schen Bearbeitung.)

— Warum durch diese Ausspinnungen, Erweiterungen und Umschreibungen den Dialog des französischen Dichters noch undramatischer machen? Warum Deklamationen gegen Deklamationen umtauschen, die um nichts besser sind? Die Täuschung des Zuschauers wird sicher nicht dadurch befördert, die Bildung der Schauspieler noch weniger. Das Hersagen bloßer Tiraden und Phrasen läßt seine Phantasie und sein Herz kalt; er perorirt statt zu reden, und giebt Pomp und Prunk, statt Ausdruck der Leidenschaft und Empfindung. Aus darstellenden Künstlern, aus, in ihrem Charakter handelnden, von ihren Situationen ergriffenen Menschen, werden also bloße Deklamatoren, Komödianten, die nur durch ihre Verkleidung das sind, wofür sie sich ausgeben. Denn der Prunk der Deklamation zieht den Prunk des Geberdenspiels unausbleiblich nach sich. Wahrlich diese Methode, die Diktion des Schauspielers zu veredeln, ist nicht die geprüfteste, und, statt ein Weg dahin, vielmehr ein Abweg; wenigstens sind Ekhof, Schröder, und Iffland nicht durch sie Deutschlands größte Schauspieler geworden. Rf.*)

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1803, 84. Band, 1. Stück, pag. 134—141.

---

*) Johann Friedrich Schink in Ratzeb rg.



1804.

1804. **Tübingen, b. Cotta: Die natürliche Tochter, Trauerspiel von Goethe.** 1804. 224 S. 8.

Wenngleich zu diesem herrlichen Drama die vor sechs Jahren herausgekommene und im Journal Frankreich vom J. 1798. ausgezogenen Memoires der Stephanie Louise de Bourbon-Conti dem großen Dichter die erste Veranlassung (denn Stoff kann man es hier nicht einmal nennen) gegeben haben mögen, so kömmt doch um die Kunst des Meisters zu würdigen, auf diesen so glücklich benutzten Anlaß eben so wenig an, als bey der Menschenbildung eines Prometheus auf die Erdscholle, die er wählte, oder bey der Statüe eines Pygmalion auf den Marmorblock, den er in Arbeit nahm. Das Werk bleibt dennoch ganz das Product des freyen schöpferischen Genies; und ohne uns bey jenen wenigen Zügen aufzuhalten, worin die Stephanie Bourbon mit Eugenien, der Heldinn dieses Stücks, zusammentrifft, folgen wir vielmehr in der Exposition desselben dem Dichter selbst, der jenen historischen Daten kaum soviel verdankt, als der große Maler der Leinwand, auf die er sein Gemälde aufträgt.

Der Poet hat selbst sein Drama von allen historischen und geographischen Localbeziehungen so ganz entbunden, daß die Personen, die er aufführt, auch nicht einmal durch eigne Namen, blos die natürliche Tochter ausgenommen, bezeichnet werden. Bemerkt man gleich Anspielungen auf die französische Revolution, so sind diese doch so im Allgemeinen gehalten, daß nur die Einbildungskraft des Zuschauers Aehnlichkeit zu finden veranlaßt, nicht sein

Gedächtniß Identität zu finden, aufgefordert wird. Gleichwohl 1804. sind alle Personen dieses Trauerspiels, ob sie gleich nur unter ihrem Amts- und Standescharakter als König, Herzog, Secretär, Mönch u. s. w. auftreten, in der Darstellung des Dichters mit solcher Wahrheit individualisirt, daß man gar nicht daran denkt, nach den bestimmten Räumen und Zeiten zu fragen, in welche sie gehören möchten; vielmehr darüber eben so leicht hinwegsieht, als über den Umstand, daß der Verleger ein Werk, das für Jahrhunderte gehört, unter dem Titel eines Taschenbuchs fürs Jahr 1804 anzukündigen beliebt hat.

Dafür ist auf dem Titel der wichtige Umstand vergessen, daß dieses Stück eigentlich der erste Theil einer Trilogie von Dramen ist, denen zwey andere, vermuthlich auch jeder in fünf Aufzügen, folgen werden.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Durch das ganze Drama sind die Scenen mit großer Kunst so angelegt, daß die folgenden durch die vorhergehenden vorbereitet werden; daß die Entwickelung alle Klarheit erhält, ohne die gespannte Erwartung durch zu voreilige Auflösung zu früh erschlaffen zu lassen. Dabey wechseln die Leidenschaften in Mannigfaltigkeit sowohl als in Graden der Stärke sehr glücklich ab, um jeder Ermüdung der Gefühle des Zuschauers zuvorzukommen. So löset sich die väterliche Angst um die für todt gehaltene Tochter in Wonne über ihre Errettung auf; diese geht in die ruhigern und mit gemischter Empfindung tingirten Betrachtungen des Königs über seine Lage über; in der Unterredung zwischen dem Herzog und seiner Tochter lösen bange und frohe Ahndungen der Zukunft einander ab. Der höllische Plan zu Eugeniens Verderben, den der Secretär der Hofmeisterinn ankündigt, erfüllt das Gemüth mit Entsetzen, von welchem es sich an der in Poesie überströmenden Freude der Tochter und in der Scene voll Weiblichkeit, wo sie ihren Prachtschmuck anlegt, wieder erholt. Das höchste Pathos in der Verzweiflung des unglücklichen Vaters, der nun seine Tochter auf ewig verlohren zu haben glaubt, contrastirt mit der Kälte des Weltgeistlichen, womit er ihn zu beruhigen arbeitet. Und so erhält sich die ganze Reihe der folgenden Auftritte immer in Mannigfaltigkeit pathetischer Rührung, ohne je das Gemüth erkalten zu lassen, und ohne es bis zur unerträglichen Flamme des Affects zu erhitzen.

Ueber die Haltung der Charaktere im Ganzen, so wie über die glückliche Herbeyführung der Katastrophe, läßt sich zwar itzt noch nicht urtheilen; doch läßt der erste Theil des Drama für den Fort-

1804. gang und Beschluß die schönste Erwartung fassen. Alle Personen haben ihre Eigenthümlichkeit, die sich rein und harmonisch selbst in den feinsten Tönen der Gesinnungen oder Leidenschaften ausspricht. Der König, ein Fürst von wohlwollendem Herzen, ein Freund des Vergnügens, aber schwach bey seiner Milde. Der Herzog, ihn übersehend, doch, wie es scheint, nicht abgeneigt seine Partey zu halten, übrigens ganz als Vater glücklich in seiner Tochter Leben, und durch ihren Verlust elend. Rührender sind die Freuden der im reinsten Adel der Uneigennützigkeit erscheinenden Vaterliebe nirgends, und ihre Leiden wohl nie so kräftig und hinreißend dargestellt worden. Der Secretär ein Bösewicht aus Grundsätzen; der Weltgeistliche ein verführter, und nun, da er ungeachtet seiner Reue keinen Rückweg sieht, entschlossener, aber auch Belohnung fodernder Bösewicht; die Hofmeisterinn, voll Liebe zu ihrer Zöglingin, umsonst sie vor der drohenden Gefahr zu warnen beeifert, und da ihr zwischen ihrem Tode und ihrer Verbannung sonst kein Mittel übrig bleibt, ihre Verheirathung zu bewirken ängstlich strebend. Der Gerichtsrath, ein Mann von großer Seele, seine liebste Neigung der Geliebten opfernd; die natürliche Tochter endlich eine Heldinn, in der sich Kühnheit, Muth und Entschlossenheit mit der edelsten Bildung des Körpers und des Geistes vereinigen, und die gerade in dem Punkte, wo sie sich schon am äußersten Rande des Verderbens sah, einen Plan ersinnt, ohne Aufopferung ihrer Standesehre sich selbst zur Rettung ihres Vaterlandes zu retten. Ihr Monolog im achten Auftritte des fünften Aufzugs zeigt ihren Patriotismus in bewundernswürdiger Hoheit. Auch die Nebenpersonen, der Gouverneur, die Aebtissinn, der Mönch, die Eugenie nach einander um Hülfe anspricht, stellen sich in lebendiger Individualität dar.

Das Drama ist reich an Sentenzen, die bey aller Gedankenfülle und bey sehr edlem Ausdruck doch ungezwungen aus der Gemüthsfassung der sprechenden Personen hervorströmen, und jedesmal die natürliche Farbe der Situation tragen, in der sie gesprochen werden. Auch sind die meisten, selbst die am tiefsten aus feiner Beobachtung geschöpft sind, leicht verständlich. Doch ist es fast für die dramatische Sprache zu subtil, wenn Eugenie sagt:

> Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
> Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene.

wo überdies der zweyte Vers so interpungirt seyn sollte:

> Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

Nicht ganz deutlich wird uns die Allegorie in folgenden Gedanken des Herzogs: 1804.

Mißtrauen athmet man in dieser Luft;
Der Neid verhetzt ein fieberhaftes Blut
Und übergiebt dem Kummer seine Kranken.

Und wenn der Herzog zu seiner Tochter sagt:

Das Leben ist des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf sich selbst, und muß sich selbst verbürgen.

so dürfte die Sentenz, wenn sie auch nicht bloße Spitzfindigkeit wäre, doch für das Theater zu fein gedrechselt seyn.

Uebrigens ist die Sprache durchaus des Kothurns würdig; immer sich über die Prosa erhebend, aber nirgends die jeder Situation angemessene Höhe überfliegend. Häufig kommen Stellen vor, wo der Dialog in der Manier der Griechen durch einzelne Verse abwechselt, doch nicht mit dem Fehler einer erzwungenen Abwechselung, in den die Alten zuweilen verfallen. Längere Reden, und selbst Monologen, bewegen sich doch stets in einem lebhaft fortschreitendem Gange. Ungewöhnliche Licenzen in der Diction finden sich nirgends. Nachahmungswerth ist die Freyheit, die sich der Dichter genommen, bey zwey hinter einander folgenden Adjectiven dem ersten, des Wohlklangs wegen, die letzte Sylbe abzuschneiden, z. B.:

Welch unerwartet schreckliches Ereigniß!

Die Versification der fünffüßigen Jamben ist durch die große Kunst in der mannigfaltig vertheilten Cäsur und durch die reiche Vielfachheit der Wortfüße unübertrefflich schön.

Möge es nun bald dem Dichter gefallen, sein edles Kunstwerk zu vollenden, und möge ihm eine Vollendung gelingen, die der Würde dieses Anfangs entspreche!

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1804, 2. und 3. Januar.

(Weimar.) Frau v Stael ist noch hier. Sie ist aufgenommen, wie es ihre Talente verdienen. Neulich gab Hr. v. Göthe ihr zu Ehren ein brillantes Diner, welches auch der Herzog mit Seiner Gegenwart beehrte.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1804, 7. Januar.

1804. **Tübingen, bei Cotta: Leben des Benvenuto Cellini, florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe. Zwey Theile. 1803. Erster Theil. 316 S. Zweyter Theil. 334 S. gr. 8.**

Wäre Cellini's, sonst nur in der Kunstgeschichte bekannter Name auch jetzt noch so fremd unter uns, als er es war, ehe das Publicum ihn aus den Jahrgängen 1796 und 1797 der Horen kennen lernte, wo diese Uebersetzung zuerst stückweise erschien: so würde doch der Name eines Dichters, den man sonst nur als den Schöpfer origineller Meisterwerke zu nennen gewohnt ist, und den wir hier als den Uebersetzer der Autobiographie eines florentinischen Goldschmiedes erblicken, schon im Voraus ein in seiner Art außerordentliches Werk, und zugleich eine vortrefliche Uebersetzung desselben erwarten lassen. Den Werth beider hat das Publicum bereits bey jener ersten Erscheinung dieser Uebersetzung, welche hier als ein vollständiges Ganzes erscheint, empfunden und mit allgemeinem Beyfall anerkannt. Ein Leben, wie das vorliegende, mußte für den Gemüthsforscher, dem jede ausgezeichnete Individualität ein Gegenstand des Studiums ist, wie für den Geschichtsforscher, der aus manchen hier erzählten Begebenheiten die Zeitgeschichte des Künstlers besser kennen lernt, für den Kenner, der in Natur und Kunst das Vortreffliche zu schätzen weiß, wie für den Liebhaber, der bloß zur Beschäftigung der Neugier liest, gleiches Interesse haben. Cellini war nicht nur einer der originellsten Menschen, sondern auch einer der trefflichsten Künstler in seinem Fache, zu einer Zeit, wo die bildende Kunst ihren Gipfel erreicht hatte, und wo, in jeder Art derselben, die größten Meister lebten. Sein vielgewandtes Talent, wovon er, in seinem Leben, wie in seiner Kunst, so häufige Proben ablegte, verleugnet sich auch in der Beschreibung seiner Geschichte nicht. Mit eben der plastischen Gediegenheit und Kraft, womit er die Kunstgebilde seiner Phantasie in Erz und edlen Metallen auszuprägen wußte, stellt er hier in einem Material, das er weniger als jene zu bearbeiten geübt war, in Sprache und Schrift, sich selbst und seinen, mit sonderbaren Abenteuern und immer selbstgeschaffenen Schicksalen durchflochtenen, Lebenslauf dar, und zeichnet zugleich die Menschen, mit denen er in Verhältnisse kam, immer wie ein ächter Künstler, mit den treffendsten Zügen. Kein Wunder, daß die genialische Natur dieses originellen Kraftmenschen, der uns, in Kunst und Sitte, gleichsam den Geist des Zeitalters, das ihn

hervorgebracht und gebildet hatte, repräsentirt, den feinsten Beobachter 1804.
und Darsteller der vielgestaltigen Menschennatur, den Schöpfer eines Götz, eines Torquato Tasso und Wilhelm Meister, anmuthete, durch Uebertragung in unsere Sprache dieß interessante Leben mit dem Künstler noch einmal durchzuleben, und uns, nachdem wir so viele phantastische Karikaturen aus dem Mittelalter haben erdulden müssen, einmal einen wahren, wirklichen Menschen aus dem Zeitalter der Kraft zu zeigen. Nur aus der Unbekanntschaft unserer, nach den neuesten Modeproducten des Auslandes so gierig haschenden, Uebersetzer mit der italienischen Literatur, ist es erklärlich, daß ein so interessantes Werk, das sich den Bekenntnissen Rousseau's dreist an die Seite stellen darf, so lange unübersetzt bleiben konnte. Indessen haben wir durch diese Versäumniß nur gewonnen. Wäre Cellini's Leben einem Uebersetzer gewöhnlichen Schlages in die Hände gerathen; so hätten wir etwa eine Uebersetzung erhalten, wie jene, welche der, aus seiner Reise durch Teutschland auch unter uns bekannte, Thomas Nugent, schon vor dreyßig Jahren, seinen Landsleuten von diesem Werke gab, lesbar und durch ihren Inhalt interessant, aber ohne Cellini's Geist. Goethe's Uebersetzung kann uns für ein Original gelten; denn eben das, was die eigenen Werke dieses Dichters vor allen auszeichnet, die seltene Gabe, sich immer so in seinen Gegenstand zu verwandeln, daß seine eigene Individualität aus der Darstellung verschwindet, und jene des Objects in seiner eigenthümlichen Gestalt und Farbe um so reiner hervortritt, ist auch ein schätzbarer Vorzug dieser Uebersetzung. Wer der italienischen Sprache hinreichend kundig ist, wird nicht nur das Eigenthümliche der Schreibart Cellini's, seine völlig kunstlose, gerade, nicht selten derbe, zugleich aber auch zierliche, oft anmuthige Diction in der Goetheschen Uebersetzung wiederfinden, sondern auch bey einer näheren Vergleichung bemerken, daß diese letztere, neben aller Treue in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck, eine gewisse Reinheit und Veredelung zeigt, die der Diction des Originals zur Schönheit noch mangelt. —

(Folgt Inhaltsangabe.)

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1804, 11. Januar.

1804. **Taschenbuch auf das Jahr 1804. Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Goethe.** Tübingen, Cotta. 224 S. 12. (1 Rthl. 14 gr.)

Ein Torso von der Hand des Meisters! Bevor das Ganze der Handlung, deren Kreis, wie man sagt, in einer Trilogie beschlossen werden soll, aufgedeckt vor uns da liegt, findet kein erschöpfendes Urtheil statt, aber den Löwen erkennt man schon an der Klaue. Es ist ein reines Trauerspiel, das in keiner bestimmten Zeit, in keinem bestimmten Raum spielt, dessen handelnde Personen, die natürliche Tochter abgerechnet, keine Namen führen. Nur so viel sieht man, es ist die Zeit einer mit fürchterlichen Zeichen drohenden Staats-Revolution, der Folge eines alten Zwists.

Ueber das Ganze ist ein geheimnißvoller Schleyer hergeworfen. Das hohe allgewaltige Schicksal spielt eine große Rolle in dem Stück. Es herrscht eine Ruhe, eine Höhe und Würde darin, die den Geist erhebt und mit Bewunderung erfüllt.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1804, 4. Februar.

Tübingen.

Bey J. G. Cotta: Leben des **Benvenuto Cellini**, Florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben; übersezt und mit einem Anhang herausgegeben von **Goethe**. Erster Theil, 316 S. Zweyter Theil, 334 S. in gr. Octav. 1803.

Diese von Hrn. v. Goethe ausgearbeitete Deutsche Uebersetzung des Lebens von Benvenuto Cellini wird dem größten Theil der Liebhaber bildender Künste bereits aus den Horen bekannt seyn. Hier erhalten wir sie vollständig und mit einem Anhange bereichert, der die feinsten Bemerkungen enthält, und dem Künstler, wie dem Dilettanten, eine lehrreiche Unterhaltung gewähren muß. Die Uebersetzung ist, wie man sie von der Hand eines Goethe erwarten kann, treu, und ganz im Geiste des Originals.

Göttingische gelehrten Anzeigen, Göttingen, 1804, 13. Februar.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Göthe, als Taschenbuch auf das Jahr 1804. Tübingen, bei Cotta. 224 S. (1 Thlr. 8 gr.) 1804.

Wenn man in Kleists Briefen an Gleim die würklich komische Aengstlichkeit, mit der er bey einem Trauerspiel, welches zu schreiben Lessing ihn veranlaßt hatte, sich einzig und allein darum bekümmerte, ob es auch recht rührend wäre, und den Geist eines dramatischen Werkes, wie die natürliche Tochter, zusammen vergleicht, so hat man Mühe, alle die Revolutionen auf einmal zu übersehen, welche den Zwischenraum ausgefüllt haben, der diese beyden, doch nicht so sehr von einander entfernten Epochen unsrer Literatur trennt. Bei anderen Nationen sind es nicht theoretische Sätze gewesen, welche den Charakter solcher Epochen bestimmten, sondern dergleichen Sätze kamen bey ihnen erst als Resultate dieser Epochen auf. Uns haben, in unsrer Zerstückelung als Nation, andre Bestimmungen gefehlt, Bestimmungen, die zugleich Bestandtheile unsers Nationalzustandes gewesen wären — und unsre Poesie hat in schneller Aufeinanderfolge noch mehr verschiedne Constitutionen erhalten, als selbst die französische Republik.

Freylich ist es dabey der deutschen Poesie auch übrigens ziemlich ergangen, wie der französischen Republik. So wie eine neue Constitution zum Vorschein kam, ging es auf der einen Seite unbarmherzig über die Mängel der nächst vorhergegangnen her, während auf der andern diejenigen Bürger des Parnasses, die zu dieser, oder auch wohl zu einer noch älteren, geschworen hatten, sich hartnäckig gegen das Beste der neuen stemmten, und endlich eine kleine moderate Minorität der andern ihr Recht wiederfahren zu lassen suchte.

In einem Stücke hinkt jedoch die Vergleichung, und zwar sehr zum Vortheil der deutschen Poesie. Keine andere Nation hat so viel Köpfe gehabt, die den poetischen und den Speculations-Trieb in einem so ausgezeichneten Grade verbunden hätten. Mehr als einmal besaßen wir in einem und demselben Schriftsteller unsern Aristoteles und Sophokles, unsern Home und Shakspeare. Mehrere unsrer Dichter, die als solche Epoche machten, waren zugleich auch Gesetzgeber in der Theorie der Dichtkunst, und wir befanden uns in unserm literarischen Zustande besser dabey, als sich unsre Nachbarn, die Franzosen, in ihrem politischen befinden konnten, wenn bey ihnen Leute, denen der Staat fremd war, den Staat einrichteten.

1804. Das letzte, und ein sehr achtungswürdiges Beyspiel dieser Art hatten wir an Schillern. Seitdem geben sich Leute von großen Talenten, aber von noch größeren Ansprüchen und von sehr geringem poetischen Genie, sehr lebhaft mit der Konstitutionsmacherey ab. Ihnen gebührt das Lob, daß ihre Werke ihren Grundsätzen nicht weniger treu sind, als es ehemals Gottscheds Gedichte seinen Begriffen von Poesie waren. Allein zu läugnen ist es nicht, daß unsre literarische Republik gerade unter dieser Legislatur die treffendsten Vergleichungspunkte mit dem französischen Freystaate, in seinen schlimmsten Zeiten, dargeboten hat.

Und mit desto erfreulicheren Erwartungen mußte man einen Dichter wieder erscheinen sehen, dessen reinen und hellen Glanz selbst der Weihrauch von Assa fötida, — (um den Ausdruck der bekannten Betrachtungen über verschiedene Gegenstände u. s. w.*) zu gebrauchen) — der ihm seit einiger Zeit gestreut wurde, nicht verdunkeln mochte, der keine Theorien geschrieben, aber in vielen seiner Werke ewige Canon's der Poesie aufgestellt hat. Man konnte, wo fern man nur wußte, daß es Göthe'n hoher und heiliger Ernst gewesen war mit seinem neuen Gedicht, einen achtzehnten Brumaire der deutschen Literatur ahnden.

Ob nun die natürliche Tochter eine solche Ahndung würklich erfüllt hat; das möchte fast die einzige Erörterung sein, zu welcher es bey diesem Gedicht, da dessen Erscheinung keine der allerneuesten mehr ist, nicht schon zu spät, oder, da es nur als das erste in einer noch zu erwartenden Reihe von dramatischen Gedichten, die zusammen ein Ganzes ausmachen werden, anzusehen ist, nicht noch zu früh wäre.

Wir unterschreiben jedes Lob, das dem Genius gezollt worden ist, der sich hier wieder in seiner eigenthümlichen Klarheit und Ruhe offenbaret hat. Stolz darf die Nation auf dieses Denkmal blicken, das den von ihr erreichten Grad poetischer Bildung auf das Vollendetste darstellt. Stellt es aber, in aller seiner Schönheit, dennoch nicht auch die Erschöpfung und Erkaltung dar, die seit einiger Zeit selbst an dem höchsten Schwung des deutschen Genius zu spüren ist, und nicht ohne Grund besorgen läßt, daß der Kreislauf unsers poetischen Vermögens zu schnell beschrieben worden sey, und sich nun, für den Augenblick wenigstens, geschlossen finde? Auf diesen Zustand unsrer Literatur gründet sich die Existenz unsrer heutigen Hyperpoeten und Hyperkritiker, und die Anziehungskraft, die ihr Unwesen für unsre angehenden guten Köpfe hat.

---

*) Siehe pag. 27.

Von diesem Zustand hat jedes neuere Beginnen unsrer wahren 1804.
Meister gezeugt — und die natürliche Tochter macht keine Ausnahme.

Ein Recensent der natürlichen Tochter hat jede Rücksicht auf den Ursprung dieses Gedichts für überflüssig erklärt, ausser insofern sich daraus erwiese, was aus dem prosaischen Stoffe werden könnte, wenn ein poetisches Genie sich ihn aneignete. Diese Betrachtung hat allerdings in der Beschaffenheit des französischen Romans, der Göthe'n auf seine Dichtung führte, ihren guten Grund, und sie hat ein unleugbares Interesse. Indessen können wir nicht umhin, es mit als ein Zeichen der Zeit anzusehen, daß ein so unbeschreiblich elendes Machwerk, wie jener Roman, für Göthe'n eine erste Quelle von Begeisterung werden konnte. Es ist wahrlich nicht mehr wie es seyn sollte mit der deutschen Poesie, es ist nicht mehr wie es war mit ihrem Liebling, da seine Fantasie, die nämliche Fantasie, in welcher Götzens Weib und Schwester, Iphigenie, Marianne, Klärchen, Gretchen, Leonore von Este und Leonore Sanvitale, Mignon, Therese, Natalie, sich aus der reinsten und schönsten Natur abgespielt hatten, nun die erbärmliche, platte Abentheurerin jenes Romans auffaßte. Bewundernswürdig ist es in der That, welch ein Bild dennoch Göthe's Fantasie zurückwarf; aber mit jenen Bildern darf es sich ewig nie messen.

Wir mögen es nicht bergen: wir empfanden mitunter die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs oder Königs in diesem Drama dachten; es mischte sich ein geheimer Schmerz in unsre Bewunderung des zierlich edeln Prunks der Rede, welcher den unnachahmlich gehaltenen Ton des Gedichts ausmacht, und dieser Schmerz ist es, den wir hier uns selbst, und wohl auch andern Lesern der natürlichen Tochter, zu deuten versuchen.

In einer neuen Schrift, die mehr originelle Gedanken enthält, heißt es einmal: „Genau genommen, hören wir nicht eher auf, poetisch zu seyn, als bis wir das zu begreifen suchen, was uns zu Poeten macht.“ — Die Worte stehen dort nicht gerade in dem Sinne, in welchem wir sie hier entlehnen; sie dünken uns aber sehr dienlich, den Zustand der deutschen Poesie zu bezeichnen, wie er auch in der natürlichen Tochter, und in dieser sogar um so mehr sich ausspricht, je höheren poetischen Werth sie hat.

1804. Als dem guten Kleist so viel darauf ankam, durch sein Trauerspiel zu rühren, hatte sich in der deutschen Poesie ein höherer Geist noch nicht geregt, der freylich mit der Zeit dieses, und so manches andere beschränkende Ziel der Kunst bey allen bessern Köpfen weit hinter sich zurücklassen mußte. Welche mächtige Rührung übte aber dieser Geist nicht aus! Oder weiß man das überfließende Gefühl anders zu nennen, mit welchem Götz und Iphigenie jedes für Poesie empfängliche Herz durchdrangen? In diesen und andern Meisterwerken unsrer dramatischen Poesie fesselte der Geist die Empfindung unwiderstehlich an sich, und das war der große Vorschritt, den diese Poesie seit jenen auf Rührung bedachten Zeiten gemacht hatte. Wie aber nennt man die widerstrebende, unbehagliche Bewunderung, die unsre Meister, seitdem sie die Rührung zum Gespött machten, durch ihre neuern Werke in Anspruch nehmen?

Ein deutscher Philosoph hat der Betrachtung von Dante's Gedicht, insofern er in diesem den Ursprung und den Typus der modernen Poesie findet, einen eigenen Aufsatz gewidmet. Es fehlt würklich nicht an einer Analogie zwischen der Poesie in dem Zeitalter, wo sie aus dem Schooß der Barbarey erst wieder erblühte, und der an der Ueberbildung unsrer Tage augenblicklich erkrankten Poesie. Wir dürfen uns aber nicht irre machen lassen durch die Künsteleyen oder Quacksalbereyen, die mit der Patientin getrieben werden; wir haben sie in ihren gesunden Tagen gekannt, und diese Bekanntschaft bürgt uns für ihre Genesung.

Als Kranke erscheint sie in Göthe's neuestem Gedicht, aber als eine holde, schöne Kranke. So erschien sie auch schon in Schillers Grund- und Bodenlosen Versuchen, die Chöre und das Fatum der alten Tragödie zu modernisiren. Alle diese Werke zeugen von dem ernsten und kräftigen Streben des deutschen Genius. Darum darf uns auch nicht bang seyn. Sie lebt noch, die Poesie, sie ist die lächerlich zusammengeflickte Mumie nicht, die von einigen anmaaßenden Thoren zur Schau getragen wird. Diese möchten es ihr in's Gesicht leugnen, daß sie lebe; sie fürchten den Augenblick, wo ihre volle gesunde Kraft des todten Undings spotten wird. Wir aber hoffen, daß er nicht fern mehr sey. Die Wirklichkeit macht nun einmal den modernen Dichter nicht, aber sich über die Wirklichkeit erheben, indem er sich in sie findet, das muß und wird er wieder lernen; er wird die Reflexion, die ihn einmal von den Dichtern des Alterthums unterscheidet, nicht mehr auf das vergebliche Geschäft, Umgebungen aus dem Nichts zu erschaffen, richten;

er wird die Zeit, der er in das Nichts zu entfliehen suchte, wenn 1804.
es nicht anders seyn kann, zurückstellen auf den rechten Punct.

Neue Leipziger Literaturzeitung, Leipzig, 1804, 29. Februar.

Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Göthe. Tübingen, b. Cotta. 152 S. in Taschenformat. (1 Th. 8 gr.)

Während des Kampfes der Selbstdenker in den poetischen Schulen und des nachhallenden Gezänkes der Partheygänger treten zwey Meister in der Musenkunst in schönem Verein vor das Publicum, deren jeder in seinem Kreise das Höchste errungen hat. Wenn ihr Beyspiel den Frieden wieder herbeyführte, wenn es die Jünger, die, blind und sich selbst verblendend gegen Anderer Vorzüge, nur ihr Idol anbeten, gerecht zu seyn lehrte: dann hätten wir uns dieser Erscheinung doppelt zu freuen. Beyde Dichter haben auch hier ihrem poetischen Charakter treu gearbeitet; Wieland liefert zwey Erzählungen aus dem Pentameron von Rosenhain, angenehm, lehrreich, klar und mit Fülle vorgetragen, Goethe, kleine der Geselligkeit gewidmete Lieder, meistens Kinder eines heitern Moments, mit aller Individualität ihrer Entstehung, die der Phantasie einen weiten Spielraum, und mehr ahnen lassen, als sie geben. Sie sind freylich sehr ungleichen Gehalts, und diese Verschiedenheit erregt oft den Wunsch, von einem Meister nur solche Werke aufgestellt zu sehen, die seiner durchaus würdig sind.

Neue Leipziger Literaturzeitung, Leipzig, 1804, 21. März.

Taschenbuch auf das Jahr 1804. Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Göthe. Tübingen in der Cotta'schen Buchh. 234 S. 12. (1 Rthl. 20 gl.) Wir vergessen den seltsamen Einfall, ein Werk von Göthe, das sich doch wohl dem Publicum durch sich selbst empfehlen sollte, als Taschenbuch für ein gewisses Jahr herauszugeben, der um so seltsamer ist, da dieses Stück noch kein Ganzes ausmacht, sondern eine Fortsetzung erhalten wird. Nur dann füglich erst, wenn diese erscheint, läßt sich ein vollständiges Urtheil fällen; aber der eigene Geist des großen Dichters schon in diesem ersten

1804. Theile, ist in jeder Scene unverkennbar. Jede dieser Scenen ist nicht nur an dem Orte wo sie steht, nothwendig, und trägt zur Fortsetzung der Handlung bei, sondern jede enthält auch in sich einen Schatz von Menschenkenntniß und eben so gedachter als gefühlter Wahrheit. Und welche Einfalt und dabei welche Kraft der Sprache!

(Folgt Citat.)

Mag immerhin eine kleine Rotte parteyischer Kritiker über jeden mit Recht oder Unrecht dafür gehaltenen kleinen Fehler dieses Dichters kleinlich frohlocken, sie wird doch mit aller Mühe nicht zwölf solche Zeilen zu Stande bringen!

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1804, 26. May.

Chronik des National-Theaters.

Am 14ten gab man:

Egmont, Trauerspiel in 3 Aufz. von Göthe.

Die lächerliche Adorationen gewisser Leute vor Goethe, wirkten schlimmer, als die giftigsten Schmähungen vermocht hätten: sie flößten dem vernünftigen Theil des Publikums einen unwillkührlichen Widerwillen gegen den großen Dichter und seine Werke ein. Jene sind verstummt und alles scheint zu der gerechten Anerkennung der unvergänglichen Verdienste Göthens zurückzukehren. Von einem, trotz der Jahreszeit, zahlreichen und sehr empfänglich gestimmten Publikum, wurde diese treffliche Dichtung mit so lebhaftem Beifall aufgenommen, als sie es verdient. Ein regelmäßiges Trauerspiel ist es freilich nicht, aber die wahreste, und doch höchst poetisch behandelte Wirklichkeit; eine Dichtung, und doch ein psychologisch-richtiges Meisterwerk.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1804, 16. August.

Monolog
aus dem fünften Akt von Göthe's Egmont
metrisch geordnet.

Vorerinnerung.

Bei der Höhe, welche das ernste Drama in unsern Tagen durch die Bemühungen deutscher Dichter erreicht hat, gewährt es einen

ganz eigenen Genuß, in das Studium der früheren Dichterwerke 1804.
unserer tragischen Meister einzugehen, und die Keime des Großen und Erhabenen, wodurch uns jetzt der vollendete Künstler entzückt, schon in dem Werdenden wahrzunehmen. Wie aus den Klauen den Löwen, so erräth man schon aus den ersten Versuchen Göthe's oder Schillers ihr gewaltiges Genie. Ja, man trift in ihren früheren Explosionen die Stellen bei Haufen, die sich ohne Widerrede vor dem eigensinnigsten Kunsttribunal jetziger Zeit rechtfertigen, und die Tendenz unserer neuesten großen Tragödien auffallend im voraus realisiren.

Es ist schon irgendwo bemerkt worden, daß die zukünftige Zeit, mit dem ganzen Zickzack ihrer Richtungen, in der gegenwärtigen enthalten ist; so wie die gegenwärtige in der vergangenen lag. Dieser Satz erweiset sich am augenscheinlichsten in der tragischen Literatur. Durch die früheren Trauerspiele Göthe's und Schillers laufen überall frappante Fäden zu dem schönen Gewebe, mit welchem sie neuerer Zeit die tragische Muse bekleidet haben; bei Göthe'n insonderheit, welcher schon als Knospe die Idee der Antike, unbewußt, blos von dem inwohnenden Genius getrieben, oft zum Erstaunen bei weitem ähnlicher ausdrückt und offenbar mehr Styl bewährt, als Schiller, dessen jugendliche Produkte großentheils das Gepräge des Modernen und die Manier an sich tragen. Wer blos Schillern, den angehenden Tragiker, gelesen hätte, würde zwar bei einiger Divinationsgabe die ihm eigene zukünftige Kraft der Sprache, sammt dem Feuerstrom und der Tiefe der Gedanken geweißagt haben; ich zweifle aber, ob auch zugleich die Werkvollkommenheit, ich meine die Insichselbstvollendung, den metrischen Wohllaut, die tragische Würde, den antiken Geist, der uns aus seinen neueren Schöpfungen so erfreulich anspricht. Dagegen liegt schon in dem jugendlichen Göthe allenthalben, auch in seinen prosaischen Tragödien, die vorausgenommene Fortschreitung der Zeit, wie ein Mikrokosmus, vor Augen. Dieser anticipirte Kunstgeschmack unserer Tage erstreckt sich häufig nicht blos auf Gang, Anordnung, Karakterbestimmung, Katastrophe u. s. f. sondern sogar auf den mechanischen Theil des Drama, auf die Stellung der Worte und ihren Tonfall, so daß aus Göthe'n, dem Tragiker in Prosa, schon vor länger als zwanzig Jahren das vollständige Gerüst zu dem Jambengebäude, in welchem die heutige Tragödie thront, auffallend hervortritt.

Die Griechen haben uns, wie jeder weiß, außer dem wahren Begrif der Tragödie, neuerlich auch die Sitte überliefert, unsere

1804. Tragödien im Jamben zu dichten. Diese löbliche Sitte, durch welche mancher lahme Gedanke verscheucht, mancher geschwätzige Auswuchs getilgt wird, hatte sich in Deutschland schon in Lessings Nathan geregt; Göthe mit seinem Tasso und seiner Iphigenie, Schiller mit seinem Karlos folgten. Seitdem ruhten die Riesen, und die Zwerglein trieben ihr prosaisches Unwesen immer lauter und ärger. Die neue Philosophie erschien, und warf auf das Gebiet der Aesthetik aufhellende Stralen; da erhob sich Schiller zuerst aus seinem Schlummer. Er schloß sein unsterbliches Haupt auf, und wie die Helden dem trojischen Roß entstiegen, zahlreich und schimmernd, so ihm die Tragödien. Und o Wunder! alle in Jamben. Die prosaischen Mord- und Todschlagsdichter verstummten; mit Mühe haspelte sich ein versifizirter Hussit über die ernster gewordene Bühne; der Kothurn und der Jambus wuchsen unzertrennlich zusammen. Göthe ehrte Voltäre'n durch den verdeutschten Mohamed, Schlegel Shakspeare'n durch eine preiswürdige Uebersetzung, die sich auch in den rythmischen Bewegungen treulich dem Original anschließt. Auch die einheimische Eugenia hat dem tragischen Vers gehuldigt. Collin und ganz neuerlich Hr. Levezow treten mit Recht ihren großen Vorgängern nach. Und so dürfte die prosaische Periode der Tragödie für Deutschland wohl auf immer geschlossen seyn.

Nun dieser Jambe, um meinen Zweck nicht zu verlieren, ist, scheint es, für die tragische Rede eine ganz willkührliche Hülle. Wenn man sich vorsetzt, eine Tragödie in Jamben durchzuführen, so wird sie jambisch; wenn in ungebundener Sprache, prosaisch.

Ich kann mich von diesen Sätzen keineswegs überzeugen. Der wahre Dichter, das ist, der geborne, nicht der angebildete, verfällt im Feuer des tragischen Pathos durch eine poetische Nothwendigkeit in rythmische Sprache, und, ohne daß er es selbst weiß, am meisten in das jambische Metrum, als das der Ausladung tragischer Gefühle unmerklich hülfreichste und angemessenste. Man würde in Stücken von Spieß und seinesgleichen, auch von Babo, die verborgene Harmonie eines freiwilligen Rythmus vergeblich suchen, weil diese Kampf- und Schreckenspiele nicht gedichtet, sondern geschrieben sind. Hingegen in den prosaischen Tragödien von Lessing, Leisewitz, Schiller, vor allen aber in denen von Göthe, findet sich nicht nur großentheils ein wohltönender Rythmus, ein metrischer Anklang, sondern häufig sogar das vollständige Metrum, der reine, durch mehrere Gedankenreihen fortlaufende Jambus.

Ich habe eben Göthen's Egmont vor mir. Ohne hier zu er-

wähnen, daß einige Stellen dieses treflichen Trauerspiels dem aufmerksamen Leser die Schillersche Trialogie vom Wallenstein in erfreuliche Erinnerung bringen, wie denn z. B. Vansen hie und da mit dem Wachtmeister (im Lager), Egmont, der die empörten Bürger von Brüssel, besänftigend, bei ihren Namen nennet und sich wichtiger Dienste erinnert, die sie früher geleistet, mit Wallenstein und den Kürassieren (im Tode) zusammentrifft: so fällt doch auf allen Seiten dieses Götheschen Meisterstücks, vorzüglich in den pathetischen Szenen, der jambische Fußtritt unwiderstehlich in's Ohr. Ich berufe mich hiebei unter andern auf die Unterredungen zwischen Egmont und Oranien, zwischen Alba und Egmont, zwischen Klärchen und Brackenburg, auch zwischen Egmont und seinem Sekretär. Aber den vollständigsten Beweis für meine Behauptung liefert der Monolog, den Egmont im Kerker spricht. Ich habe versucht, dieses ungemein schöne Segment nach meinem individuellen Musikgefühl in Verse umzusetzen. Vielleicht gewährt es in diesem neuen Gewande den Kennern ein neues Vergnügen. Ob Göthe solche Anmaßung verzeihen wird? O ja. Auch Homer mußte sichs gefallen lassen, daß die jüngeren Dichter seiner Nazion aus ihm, als dem unversiegbaren Urquell aller poetischen Gaben, schöpften und lernten. Ob auch das Publikum? Ich dächte. Man wird mir hoffentlich nicht das neuere Beispiel der Lessingschen Fabeln anführen, die mit dem Verlust ihrer prosaischen Hülle zugleich alles eigenthümlichen Reizes beraubt stehen. Der Göthe'sche Monolog hat von seiner nativen Farbe in metrischer Einkleidung kaum verloren, und vielleicht erinnern sich die Liebhaber der tragischen Literatur hiebei, daß Deutschland außer den zahlreichen jambischen Tragödien auch manches prosaische Trauerspiel, das in rythmischer Bewegung einhergeht, auch einen Egmont besitzt. 1804.

Daß ich meiner Ausgabe vom Egmont, sechste Auflage, Leipzig bei Göschen 1788, sogar bis auf die Sylben und Apostrophen treu geblieben, versteht sich von selbst. Nur bei Vers 23. habe ich „verrätherische Gewalt" um des Metrums willen in „verräth'rische" umgewandelt, welche Form auch im Original V. 71. vorkömmt, und V. 51. ist aus gleichem Grunde statt „jede" — „jedwede" gesetzt. Um möglichem Mißverständniß vorzubeugen, muß ich noch bemerken, daß die Natur der Sache und die exaltirte Gemüthsstimmung Egmonts keinen ruhigen Fluß der Jamben zulassen; wie mir denn die lyrische Abwechselung der Füße, besonders vom Anfang herein, nicht nur psychologisch wahr, sondern auch ästhetisch schön erscheint. V. 110—112. sind gerade in dieser Stellung unübertreflich. Der doppelte Vorschlag

1804. in V. 53. bedarf, nach dem Vorgang der Alten und Schillers keiner Entschuldigung. V. 85. und 92. wären mit leichter Mühe in einen regelrechten Fünffuß abzuändern gewesen; ein geschickter Leser wird aber die überschlagende Sylbe unmerklich mit fortreißen. Bei dem Uebergang der Schlußjamben aus V. 59 in 60., und aus V. 65 in 66. muß man bedenken, daß Göthe, als er, seinen Egmont ausdichtend, in bewußtlose Jamben verfiel, zwar für's Ohr immer den jambischen Schritt führt, aber nicht immer für's Auge. Die letztere Eigenschaft kömmt nur einer Tragödie zu, die sich ausdrücklich im jambischen Vers ankündigt.

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont allein.

Alter Freund!
Immer getreuer Schlaf,
Fliehst du mich auch, wie die übrigen Freunde?
Wie willig senktest du
Dich auf mein freies Haupt herunter,
Und kühltest wie ein schöner Myrtenkranz
Der Liebe meine Schläfe!
Mitten unter Waffen,
Auf der Woge des Lebens,
Ruht' ich leicht athmend,
Wie ein aufquellender Knabe,
In deinen Armen.
Wenn Stürme durch Blätter und Zweige saus'ten,
Ast und Wipfel sich knirrend bewegten
Blieb innerst doch der Kern
Des Herzens ungeregt.
Was schüttelt dich nun? Was erschüttert
Den festen treuen Sinn?
Ich fühl's, es ist der Klang
Der Mordaxt, die an meiner Wurzel nascht.
Noch steh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer
Durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die
Verräth'rische Gewalt; sie untergräbt
Den festen hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt,
Stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen 1804.
Gleich Seifenblasen dir vom Halse weggewiesen,
Warum vermagst du nicht die Ahndung zu verscheuchen,
Die tausendfach in dir sich auf- und niedertreibt?
Seit wenn begegnet der Tod
Dir fürchterlich?
Mit dessen wechselnden Bildern,
Wie mit den übrigen
Gestalten der gewohnten Erde du
Gelassen lebtest. —
Auch ist Er's nicht, der rasche Feind, dem die
Gesunde Brust wetteifernd sich entgegensehnt;
Der Kerker ist's, des Grabes Vorbild,
Dem Helden wie dem Feigen widerlich.
Unleidlich ward mir's schon
Auf meinem gepolsterten Stuhle,
Wenn in stattlicher Versammlung
Die Fürsten, was leicht zu entscheiden war,
Mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten,
Und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken
Der Decke mich erdrückten.
Da eilt' ich fort, so bald es möglich war,
Und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge.
Und frisch hinaus, da wo wir hingehörten!
Ins Feld wo aus der Erde dampfend
Jedwede nächste Wohlthat der Natur,
Und durch die Himmel wehend alle Seegen
Der Gestirne uns umwittern;
Wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich,
Von der Berührung uns'rer Mutter kräftiger
Uns in die Höhe reißen;
Wo wir die Menschen ganz, und menschliche
Begier in allen Adern fühlen;
Wo das Verlangen vor-
zudringen, zu besiegen, zu
Erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu
Besitzen, zu erobern, durch die Seele
Des jungen Jägers glüht; wo der Soldat
Sein angebornes Recht auf alle Welt
Mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürch-
terlicher Freiheit, wie ein Hagelwetter,

1804. Durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht,
Und keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinn'rungstraum
Des Glücks, das ich so lang besessen:
Wo hat dich das Geschenk verräth'risch hingeführt?
Versagt es dir den nie gescheu'ten Tod
Vorm Angesicht der Sonne rasch zu gönnen,
Um dir des Grabes Vorgeschmack
Im eckeln Moder zu bereiten?
Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an!
Schon starrt das Leben und vor'm Ruhebette
Wie vor dem Grabe scheut der Fuß.

O Sorge! Sorge! die du vor
Der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann
Ist Egmont denn allein, so ganz
Allein auf dieser Welt?
Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück.
Ist die Gerechtigkeit des Königs, der
Du lebenslang vertrautest, ist der Regentin
Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn)
Fast Liebe war; sind sie auf einmal wie
Ein glänzend Feuerbild der Nacht verschwunden?
Und lassen dich allein auf dunkelm Pfad
Zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde
Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht
Ein Volk sich sammeln, und mit anschwellender
Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern
Die ihr mich umschließt,
So vieler Geister wohlgemeintes Drängen
Nicht von mir ab; und welcher Muth
Aus meinen Augen sonst sich über sie
Ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen
In meines wieder.
O ja, sie rühren sich zu Tausenden!
Sie kommen! stehen mir zur Seite!
Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel,
Er bittet um ein Wunder.

Und steigt 1804.
Zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder:
So seh ich sie nach Lanz und Schwertern greifen.
Die Thore spalten sich, die Gitter springen,
Die Mauer stürzt vor ihren Händen ein
Und der Freiheit
Des einbrechenden Tages
Steigt Egmont fröhlich entgegen.
Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend!
Ach, Klärchen, wärst du Mann; so säh ich dich
Gewiß auch hier zuerst, und dankte dir,
Was einem Könige zu danken hart ist, — Freiheit.

Friedrich Peucer.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1804, 27. und 29. September.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Am 30. Sept. hielt die naturforschende Gesellschaft zu Jena, nach einer zweyjährigen, durch den Tod ihres verewigten Directors herbeigeführten Pause, wieder ihre erste öffentliche Versammlung. Herr K. R. Schmid eröffnete sie mit einer Gedächtnißrede auf den sel. Batsch, worauf Hr. Prof. Göttling eine Abhandlung über den chemischen Einfluß des Lichts, und Hr. D. Kästner einige Bemerkungen über verschiedene Gegenstände des Winterl'schen Systems vorlas. Bei dieser Gelegenheit wurden auch mehrere Gelehrte zu neuen Mitgliedern der Gesellschaft aufgenommen. Am meisten aber ward diese Zusammenkunft dadurch feyerlich für die Gegenwart, und denkwürdig für die Zukunft, daß der Hr. Geh. Rath v. Goethe zu Weimar die Stelle eines Präsidenten, auf Ersuchen der Gesellschaft, übernahm.

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1804, Nr. 138, pag 1161.

— Göthe's „Götz von Berlichingen" ist am 22. Sept. in Weimar zum ersten Male gegeben worden. Die Schauspieler sollen vortrefflich gespielt, und das Stück, trotz seiner Länge die ihm noch

1804. geblieben (es spielt 4 Stunden), sehr große Wirkung auf das Publikum gemacht haben. Der Dichter hat sich, wie es heißt, entschlossen, es in zwei Abtheilungen zu bringen, so daß erst nur zwei Akte, und den Tag darauf die drei letzten gegeben werden.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1804, 9. Oktober.

---

1) **Tübingen, b. Cotta: Tancred. Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Voltaire von Goethe.** 1802. 104 S. 8.

2) **Ebendaselbst: Mahomet. Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Voltaire von Goethe.** 1802. 102 S. 8.

— Indessen scheint die Idee, die Schiller in seiner Epistel an Goethe ausdrückte: daß die französische Tragödie nur relativ, und gleichsam instrumental, der Uebertragung auf unsere Bühne werth wäre, in den Bearbeitungen französischer Trauerspiele, die wir seit kurzem erhalten haben, zu sehr vorzuherrschen. Immerhin mag es an den französischen Tragikern selbst liegen, daß sie diejenige ernste und warme Anerkennung ihres poetischen Werthes, welche ein solches Streben des Nachdichtens, wie es unter uns dem Homer und dem Shakespeare gewidmet wurde, hervorbrächte, bey uns nicht erhalten können. Immerhin mag es auch insbesondere Goethen zugegeben werden, daß nicht leicht ein französischer Dichter, und unter den vornehmsten Tragikern dieser Nation Voltaire wohl am wenigsten, gerechten Anspruch auf eine solche Anerkennung von seiner Seite machen konnte. Dennoch müßten seine Originale ganz und gar keinen poetischen Werth gehabt haben, wenn dadurch, daß der Grad seiner Achtung für denselben in seiner Bearbeitung unvermeidlich sichtbar wurde, ihrem Werthe nicht etwas zu nahe getreten wäre. Unstreitig giebt es wenige Dichter, die den äußern poetischen Schmuck für sich selbst mehr verschmähen, als Goethe. Wozu er aber durch seinen inneren Reichthum gegen sich selbst berechtigt ist, das stand ihm gegen einen andern nicht zu, und so natürlich es auch war, daß er sein Original um so undichterischer übersetzte, je mehr er selbst Dichter, und so viel mehr Dichter er war, als sein Original: so bleibt es doch immer ein Unglück, welches Voltairen betroffen hat, daß er einem selbst allzuoriginellen Dichter in die Hände fiel.

Was den technischen Zweck anbelangt, um dessentwillen man 1804.
neuerdings hauptsächlich darauf kam, französische Trauerspiele zu bearbeiten, den Zweck nämlich, die dramatischen Schriftsteller, das Publicum, und am meisten vielleicht die Schauspieler, mit einer strenger bindenden Präcision bekannt zu machen, so kann man allerdings nicht sagen, daß die Goethischen Bearbeitungen einem solchen Zweck widersprechen. Die Frage ist bloß, ob er nicht zu erreichen stand, ohne daß viele von den Charakteren der französischen Tragödie verloren gingen. Mögen denn diese Charaktere auch, in Vergleichung mit höheren Mustern, mehr Zufälliges als Wesentliches haben, so kann just der Grad von Verdienst, welchen die französische Tragödie hat, ihrer am wenigsten entbehren. Goethe schrieb seine französischen Originale gleichsam Zeile für Zeile deutsch ab, mit eben so fester als treuer, aber mit etwas harter Hand; oft unterscheidet nur das Metrum seine Bearbeitungen von den gewöhnlichen Interpretationen griechischer Dichter, und das Metrum allein ersetzt, um etwas dem Totaleindruck ähnliches wieder zu geben, (welches doch auch der Zweck jeder Uebertragung eines Dichters seyn soll,) bey solcher Wörtlichkeit den Reim bey weitem nicht. Besonders der zarteren Manier und dem romantischeren Gegenstand des Tancreds, den Voltaire durch eine für die französische Theaterconvenienz sehr kühne Neuerung in Wechselreimen schrieb, würde die Einmischung des Reims, nach Art der Schillerschen Trauerspiele — (denn freylich hat Goethe in seinen eigenen eigentlich so zu nennenden Tragödien den Reim nie eingemischt) — gewiß schön entsprochen haben. —

(Folgt Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung.)

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1804, 15. November.

Der Herzog von Sachsen-Weimar Durchl. hat Seinen wirklichen Geheimen Räthen, den Herren von Goethe, Schmidt, Voigt und Freyhn. von Wollzogen den Ehrentitel Excellenz ertheilt.

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1804, No. 132, pag. 1097.

1804. 1. **Berlin, b. Unger: Reineke Fuchs, in zwölf Gesängen, übersetzt von Göthe.** 1794. 497 S. 8.

2. **Altona, in Comm. b. Hammerich: Reineke de Voß, mit eener Vorklaring der olden Sassischen Worde. Gedrukket do Eutin.** 1797. 230 S. 8.

3. **Berlin, b. Fröhlich: Reineke Fuchs, von D. W. Soltau.** 1803. 397. 8.

Im dem langen Zeitraum des traurigen Verfalls unserer vaterländischen Dichtkunst, welcher auf den Untergang der Ritterpoesie in Deutschland mit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts folgte, und sich bis in den Anfang des achtzehnten fortzog, gewährt die altsassische Dichtung von Reineke dem Fuchs, aus der Mitte dieser Periode, eine erfreulich überraschende Erscheinung. Denn nicht allein die bedeutungsvolle Allegorie dieser Thierfabel, unter welcher der überlegene Geist des Dichters sein ganzes Zeitalter, nach allen seinen politischen und moralischen Gebrechen, mit so hoher Wahrheit dargestellt hat, daß bekanntlich Dreyer ein besonderes Buch über den Nutzen des Reineke Fuchs in Erklärung deutscher Rechtsalterthümer schreiben konnte, sondern auch mehrere von jener satirischen Tendenz unabhängige Vorzüge des Gedichts, erheben es zu dem Range eines vollendeten poetischen Kunstwerks.

Die eingeführten Thiercharaktere, von denen schon Lessing im Allgemeinen erwiesen hat, daß sie sich, um ihrer Bestandheit willen, vornehmlich zu handelnden Personen der Fabel eignen, und die mithin für das Thema dieser besonders glücklich gewählt wurden, sind hier, selbst in ihren geringsten Zügen und Reden individualisirt; die Handlung aber steigt unaufgehalten, auch in den mehrmaligen, ungemein geschickt eingeflochtenen Episoden, leicht und rasch, nicht selten dramatisch anscho[illegible] fort, und der unerschöpfliche Reichthum von Phantasie, M[illegible]eltkenntniß, der das Ganze durchströmt, ist so liebensw[illegible]falt und Anmuth voll, daß dieses Gedicht, wie alle wahren M[illegible]erstücke der Poesie, für alle Zeiten interessant bleiben wird.

Die erste hochdeutsche Uebersetzung, die wir vom Reinecke Fuchs aus dem achtzehnten Jahrhundert haben, lieferte bekanntlich Gottsched im Jahre 1752. Allein auch in dieser Arbeit hat sich der in eigener poetischer Hervorbringung so durchaus verunglückte, um die Geschichte unserer Poesie aber, als Sammler und Literator unläugbar hochverdiente Mann, nur von der letzten Seite rühmlich gezeigt: durch den Fleiß, womit er die in den Baumannschen An-

merkungen zum Reineke Fuchs, in das Plattdeutsche anonym über- 1804.
tragnen Sprüche aus den Werken älterer deutscher Gnomologen, namentlich des Freydank, Sebastian Brand und Hugo von Trymberg, überall nachgewiesen und in ihrer ursprünglichen Gestalt angeführt; so wie durch die Sorgfalt überhaupt, mit welcher er in der, seiner Uebersetzung zugleich hinzugefügten und mit den berühmten Everdingenschen Kupfern geschmückten, neuen Ausgabe der Urschrift zuerst das treffliche Werk in Deutschland eigentlich wieder bekannt gemacht hat. Seine Uebertragung selbst hingegen ist in einer so unleidlich schleppenden Prosa verfaßt, daß wir sie sogar der ersten hochdeutschen Uebersetzung des Reineke Fuchs von Beuther aus dem 16ten Jahrhundert, die doch schon metrisch war, ohne Bedenken nachsetzen. Für unser Zeitalter ist sie völlig unlesbar geworden, und selbst zur Zeit ihrer Erscheinung war sie nicht geeignet, dem Gedicht eben viele Bewundrer zu erwerben, da sich das Talent, auch das kurzweiligste langweilig zu geben, wohl schwerlich jemals weiter treiben lassen wird, als es hier geschehen ist.

So wurde denn Reineke der Fuchs, auch nach Gottsched, eine geraume Zeit hindurch wieder vergessen, bis im Jahre 1793 der nun verewigte Herder durch das Monument, das er in der fünften Sammlung seiner zerstreueten Blätter einigen altdeutschen Dichtern setzte, auch das Andenken an dieses classische Nationalgedicht zuerst wieder erneuerte, und das Jahr darauf endlich Reineke Fuchs in zwölf Gesängen von Göthe erschien, die auch in den zweyten Band seiner neuen Schriften aufgenommen wurde.

Indessen gab uns Göthe, der sonst in der Poesie alles zu leisten vermag, was er zu leisten sich vornimmt, in seiner Behandlung des Reineke mehr den Inhalt als die Form des Originals wieder. Es beliebte ihm, das Gedicht in Hexameter zu übersetzen, die, wenn sie auch weniger nachlässig in Absicht auf Prosodie und Rhythmus gearbeitet wären, doch dem Ganzen eine größere Aehnlichkeit mit der griechischen Epopoe geben, als es die charakteristische Eigenthümlichkeit des Originals gestattet; denn die gänzliche Geschiedenheit des Reineke Fuchs von aller Annäherung an griechische Form dünkt uns eben das, was dieses Gedicht so wahrhaft national für uns macht, und worin hauptsächlich jene ächtvolksmäßige Darstellung beruht, in welcher der Dichter seinen Schatz von wahrer Volksweisheit so fruchtbar niederzulegen gewußt hat. Auch ist der Werth dieses altdeutschen Versmaaßes, in dem der Reineke Fuchs geschrieben ist, und in welchem sich alle unsre

1804. vaterländischen Dichter vor Opitz mit so viel Kraft als Einfalt ausgedrückt haben, bey weitem nicht so gering, als man, von dem schimpflichen Namen Knittelvers, den ihm eine leidige Gewohnheit gegeben hat, verleitet, gemeinhin anzunehmen pflegt. Daß ein guter Knittelvers gar nicht so etwas leichtes sey, sah schon Gottsched ein. „Man ahmt darin", sagt er in seiner kritischen Dichtkunst (4te Aufl. S. 797), „die einfältige Versart der Alten von Opitz'ens Zeiten, z. E. des Hanns Sachs, des Burkard Waldis, Ringwalt's, in der deutschen Wahrheit, des Froschmeuslers u. a. m. nach. Dieses nun nach der rechten Art zu thun, ist gewiß eine Kunst; so wie es in Frankreich eine Kunst ist, den Marot, und in England den Hudibras nachzuahmen. Wer jene alten Dichter nicht fleißig gelesen hat, und eine natürliche Geschicklichkeit dazu mitbringt, der wird schwerlich damit zurecht kommen." — Welcher Veredelung aber dieser ehrwürdige Volksvers unsrer Altvordern fähig ist, hat der große Gesetzgeber unsrer Prosodie, Voß, in seiner Nachbildung des Miltonschen Allegro und Penseroso (Sämmtliche Gedichte 6ter Band S. 189—220) an einem Beyspiele gezeigt, das man jedem, der in diesem Sylbenmaaß etwas zu leisten gedenkt, vor allem zum unerläßlichen Studium empfehlen muß.

Gerade auch in dieser Absicht seiner Versification zeichnet sich der Reineke Fuchs als meisterhaft aus; und wenn wir nun erwägen, daß Göthe die Gabe, ein jegliches fremdes Kunstwerk in seinem eigenthümlichsten Geiste poetisch aufzufassen, in eben dem hohen Grade besitzt, als er die vielfältigste Individualität in seinen eignen dichterischen Schöpfungen darzustellen vermögend ist; wenn wir uns ferner aus seinem Lobgesang auf Hanns Sachs, und einigen andern verwandten seiner frühern Gedichte, erinnern, daß er selbst in dieser Weise sich schon so unübertrefflich gezeigt hat: so begreifen wir in der That nicht, wie er bey seiner Bearbeitung des Reineke Fuchs jene Talente, die ihn gerade so vorzugsweise dazu beriefen, gleichsam verläugnen, und diesem herrlichen Denkmal altdeutscher Art und Kunst seine Gestalt und Miene nehmen konnte, um es in griechische Hexameter zu kleiden; eine Einkleidung, die ihn auch vermuthlich veranlaßt hat, oft von der Kürze seines Originals abzuweichen, vielleicht auch manchen komischen Zug, der sonst geblieben wäre, fallen zu lassen.

Die Göthe'sche Uebersetzung des Reineke Fuchs machte also eine zweyte, auch die Eigenthümlichkeit der Form wiedergebende,

nicht nur nicht überflüssig, sondern vielmehr sehr wünschenswerth, und des Verdienstes, uns eine solche zu geben, hat sich nun Hr. Soltau, der gewandte Uebersetzer von Buttlers Hudibras, Cervantes Donquixote und Novellen, und des Boccaz'schen Decameron, durch seine im verfloßnen Jahre erschienene Uebertragung mit so vielem Glücke bemächtigt, daß ihn zu übertreffen, schwerlich jemals ein Anderer auch nur versuchen dürfte. Seine Uebersetzung läßt, bis auf Etwas mehr Sorgfalt noch in der Nachbildung des Versmaaßes, durchaus nichts zu wünschen übrig; und ihr Vf. hat in jeder Rücksicht die Eigenthümlichkeit des Urbildes mit der möglichsten Treue darin zu bewahren gesucht, ja nicht selten selbst den natürlichen Inhalt, mit einer Leichtigkeit, die uns überraschte, wiedergegeben. Wer daher nur beide Uebersetzungen mit einander vergleicht, wird bey jeder Seite eingestehen müssen, daß der alte Schleicher Reineke mit seinem rothen Bart und Wedel, wie er sich uns, seinem Urbild getreu, in der Soltau'schen darstellt, vor dem griechischen Gewande, an kräftiger Gedrungenheit der Erzählung, an Lustigkeit des Humors gar sehr gewonnen hat. — 1804.

(Folgt Vergleichung beider Uebersetzungen.)

— Uebrigens wird man immer beide Bearbeitungen mit Vergnügen benutzen können. Die des Hrn. v. Göthe als eine freyere Nachbildung, oder wie Hr. Soltau sagt, als eine schöne Paraphrase; und die von Hrn. Soltau als eine eben so schöne als treue Copie. —

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1804, 31. December.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Göthe, als Taschenbuch auf das Jahr 1804. Tübingen, bey Cotta. 14 B. kl. 8. 1 Rthl. 12 gl.

Es wird nicht nöthig seyn, die Freunde des Schönen mit dem Inhalte dieses, gleich bey seiner Erscheinung allgemein gelesenen, Trauerspiels bekannt zu machen; auch haben andre Blätter sich bereits dieser überflüssigen Mühe unterzogen. Ein kurzes Urtheil über den Werth dieses Stücks wird hier genügen, um so mehr, da die Oekonomie der Handlung lehrt, daß uns in diesen fünf Akten erst die Einleitung in das Ganze gegeben ist.

1804. Wir wüßten uns nicht zu entsinnen, daß uns in langer Zeit die Lesung eines Stücks einen höhern Genuß gewährt hätte, als die der Eugenia oder der natürlichen Tochter. In dem Ganzen offenbart sich ein Genius, der die mannigfaltigen und verwickelten Verhältnisse des Lebens ruhig auffaßt, richtig würdigt, und lebendig und kräftig darstellt. Nirgends bemerkt man Abspannung oder Nachlaß. Erwartung erregend hebt die Handlung an, bedeutsam schreitet sie vorwärts, und mit der Ahnung einer noch wichtigeren Zukunft erfüllend endet, oder wie man eigentlich sagen sollte, hält sie inne. Phantasie, Verstand und Herz finden sich hier gleich beschäfftigt; die erste durch die Ungewißheit des immer schwankenden und nie sich entscheidenden Schicksals; der zweyte durch die weisen Erfahrungen, die ein gebildeter Geist überall reichlich verstreut hat, und das dritte durch den Antheil an einem Wesen, das eben so zart empfindet, als männlich denkt, und mit gleicher Besonnenheit dem Verhängnisse weichet, und widersteht. Nirgends bemerkt man eine Spur von jener glänzenden üppigen Rhetorik, die in allen unsern versificirten Stücken, selbst in den Schillerschen, mehr oder weniger herrscht. Der Dichter versteht die schwere Kunst, den Dichter zu verläugnen, und in die Individualität jeder seiner Personen so einzudringen, daß man nur sie zu hören glaubt. Sogar da, wo der Dialog sich nothwendig in Beschreibung verlieren muß, wie bey der Beschreibung des Schmuckes, den Eugenia anlegt, ist alles so geordnet, vertheilt und gehalten, daß der Charakter der Redenden stets durchschimmert, eine Behandlung, die Schiller, (man vergleiche die Befehle, die Don Manuel zum Einkaufe des Schmuckes für seine Braut giebt,) nicht zu kennen scheint. Wo man so vielem Schönen begegnet, ist es schwer, etwas als vorzüglich schön auszuzeichnen. Eher kann man angeben, wo man die Kunst des Dichters am meisten bewundert hat. Vielleicht werden mehrere mit uns übereinstimmen, wenn wir behaupten, daß sie sich nirgends glänzender äußere, als in der Herbeyführung und Bestimmung des Verhältnisses zwischen Eugenien und dem Gerichtsrathe. In einem Romane, wo man Stunden und Tage überspringen, und ihre Ausfüllung der Phantasie überlassen darf, wäre die Lösung der Schwierigkeit freylich leicht; in einem Drama ist sie unendlich verdienstlich.

Ueber die technische Vollkommenheit des Stücks, über Feinheit, Anlage, Charakterzeichnung, Ausdruck werden unsere Leser weder einen Wink erwarten, noch einen bedürfen. Sie würde mit der Untersuchung der wichtigen Frage verknüpft seyn müssen: in wie

fern die natürliche Tochter für die Aufführung sich eigene, 1804.
und dem Bedürfnisse unserer Bühne, das mit jedem Tage fühlbarer wird, abhelfe? Aber man sieht leicht, daß diese Frage nicht blos der Eugenia, sondern den neuesten dramatischen Versuchen der Deutschen überhaupt gilt, und um gründlich erörtert zu werden, in zu viele feine Unterscheidungen führe, als daß wir hoffen dürften, hier auch nur die ersten Linien zu ihrer Beantwortung zu zeichnen. Q.*)

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1804, 88. Band, 2. Stück, pag. 466—467.

Was wir bringen. Vorspiel, bey Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt, von Göthe. Tübingen, bey Cotta. 1802. 5 B. 8 10 Gr.

Eine niedliche, aber unbedeutende Kleinigkeit. — Zwei bejahrte Eheleute, die ein Wirthshaus an der Landstraße hatten, gerathen, über die von dem Manne beschlossene, der Frau aber lästig fallende Erbauung einer neuen Herberge in Streit; eine Menge Gäste, namentlich eine Nymphe, Phone, Pathos, ein Reisender, der sich nachher als Merkur offenbart, nebst zwey dienenden Knaben treffen ein, äußern verschiedene Meinungen über das bewußte Wirthshaus, und nehmen endlich den Besitzer, auf wunderbare Weise mit sich in die Luft; die Wirthin, die ihren neuen Gästen nicht traut, weigert sich mitzugehen.

Nun wird der Schenkbauer in einen vornehmen Mann verwandelt, den seine ihn aufsuchende Frau anfangs nicht wieder erkennt, ihn, unwissend bey ihm selbst verklagt; zuletzt aber gleichfalls eine Standeserhöhung erfährt, wobey auf Rollen aus bekannten Theater-Produkten angespielt wird, diese auch, Gottlob nur fragmentarisch, recitirt werden. Das Ganze schließt sich mit einigen, auf das Wesen der dramatischen Kunst Bezug habenden sehr fein aufgefaßten und glücklich vorgetragenen Allegorieen, wobey Merkur den Epilogus (jedoch nicht im Sinn der Alten) macht. — Der S. 77 angefügte Prolog, der bey der Wiederholung dieses Vorspiels in Weimar gesprochen worden, ist ein Muster einer gelungenen Bestrebung, eine oft gemißbrauchte Form ganz neu zu wenden, und das Allgemeine, stets Wiederkehrende, aufs Lieblichste zu individualisiren.

*) Martyni-Laguna, Gelehrter auf seinem Landgute an der Pöhlau bei Zwickau.

1804. Uebrigens kann (und höchst wahrscheinlich will) dieses einfache Gelegenheitsstück keine höheren Ansprüche machen. Weder Erfindung noch Behandlungsart erheben sich über das Alltägliche; das Allegorische der Hauptfabel, wo ein altes Wirthshaus mit einem alten Schauspielhause parallelisirt wird, dünkt uns nicht glücklich ersonnen zu seyn, und zu sehr unangenehmen Neben-Ideen Veranlassung zu geben, welche durch die detaillirten Ausmalungen in den, weitausgesponnenen Reden Märtens mit seinem Weibe, noch mehr angeregt werden. Die Pfarrin (statt Pfarrerin) S. 11 ist wohl ein Druckfehler. Das Potz Fischchen! S. 52 ist auch übel angebracht; Märten kann eine gemeine Natur seyn, ohne gerade gar zu kiwitzenartig sich vernehmen zu lassen! — Gk.*)

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1804, 89. Band, 2. Stück, pag. 512—513.

Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Göthe. Mit 1 K. Tübingen, bey Cotta. 1804. 9½ B. 12. geb. in Futteral. 1 Rthl. 12 gl.

— Die, der Geselligkeit gewidmeten Lieder von Göthe sind von ungleichem Werthe. Es ist jedoch sehr schwer, ein bestimmtes Urtheil über sie zu fällen. Größtentheils scheinen es Gelegenheits- oder doch in sehr individuellen Verhältnissen, gedichtete Poesien zu seyn, die höchst wahrscheinlich eben aus diesem Grunde für den Zirkel, welchem sie bestimmt waren, ein eigenthümliches, für die Nicht-Eingeweiheten verloren gehendes Interesse, gehabt haben mögen. Ob sie, bey so bewandten Umständen hätten gedruckt werden sollen, — ist eine andere Frage. Doch erfordert die Gerechtigkeit zu gestehen, daß mehrere dieser anspruchslosen Kleinigkeiten mit einer hinreißenden Innigkeit und herzergreifenden Wahrheit, die beyde ihres Urhebers Dichtungen zu charakterisiren pflegen, gesungen sind. Von vorzüglich hoher Einfachheit und unwiderstehlicher Herzlichkeit ist der Wechselgesang S. 115, aus dem wir eine Stelle abschreiben:

A.

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust.

---

*) von Rohr, Regierungsrath in Berlin.

B. 1804.

Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht
Was mich den Armen quält,
Ach nein, verloren hab ichs nicht,
So sehr es mir auch fehlt.
u. s. w.

Ist wohl je die süße Trauer eines, sich nach dem Unendlichen sehnenden Herzens schöner und wahrer geschildert worden?

Dagegen erregt es ein sehr widriges Gefühl, S. 150. aufs deutlichste wahrzunehmen, daß der größte deutsche Dichter nicht müde wird, mit dem ehrwürdigen Dinge, das man Publikum nennt, und das Jedem heilig seyn sollte, seinen burlesken Spott zu treiben. Denn anders läßt sich doch das sogenannte Frühlings-Orakel nicht deuten. Die Pa-pa-pa-paps, und das ewig wiederholte am Schlusse, salvo errore calculi, neunzehnmal wiederkehrende Cou usque in infinitum würde man Vulpius oder C. G. Cramer allenfalls hingehen lassen; aber Göthe'n? — —

Die beygehefteten Kupfer, welche, nach der immer mehr überhand nehmenden, höchst tadelnswerthen Mode, gar keinen Bezug auf den Inhalt haben, sind aus Wallenstein von Schiller und Göthe's Bearbeitung der Biographie des Benvenuto Cellini genommen. Das erste erregt, ganz gegen seine Bestimmung, mitleidiges Lächeln. Der Künstler hat den bedeutenden Moment in den Piccolomini gewählt, wo Thekla's berühmter Monolog anhebt:

„Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus u. s. w.“

Hier sieht man einen wirklichen, echt materiellen Geist, wie ein Waldteufel gestaltet, sich fortschleppen; der armen Thekla droht er mit der Wade, den Hirnschädel zu zerschmettern. Da hat Schiller wohl recht, sich die Besorgniß, dem Abgrund zugezogen zu werden, äussern zu lassen. Darüber ist noch ein Frazengesicht hingeklext; vielleicht ist das der holde Zauber, der die Seelen binden soll! — Wie muß solche Abgeschmacktheit den erhabenen Dichter beleidigen? Wg.*)

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1804, 92. Band, 1. Stück, pag. 74—77.

---

*) von Rohr, Regierungsrath in Berlin.



1805.

Aus Weimar.

1805. Göthe ist mehrere Tage hintereinander an einem heftigen Brustfieber gefährlich krank gewesen. Man sagt, er habe sich bei der letzten Vorstellung der Racine-Schillerschen Phädra erkältet. Allein es ist dieser Zufall dem sehr ähnlich, dem er schon vor einigen Jahren beinahe unterlegen wäre, und ob er gleich durch seine auch im physischen höchst kräftige Natur, und durch den Beistand des berühmten Arztes, des geh. Hofraths Starke in Jena, auch diesmal gerettet wurde, so ist doch unsere ängstliche Besorgniß, daß so etwas wiederkommen könne, nicht gering. Unsere angebetete Frau Erbprinzessin gehört zu seinen wahren Freundinnen und schätzt seine geistreichen literarischen Unterhaltungen, die oft in seinem Hause statt finden, ungemein.

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 26. Februar.

Neue Bearbeitung des Götz von Berlichingen von Göthe auf dem Weimarischen Hoftheater.

Außer der dramatischen Zusammendrängung in eine Haupthandlung, die das Ganze, wie wir später sehen werden, forderte,

haben auch manche einzelne Karaktere Anbildungen erhalten, von denen besonders die, welche der Adelheid zu Theil wurden, von großem und entschiedenem Werth sind.

Wer kennt nicht diese stolze, hochfahrende, politisch gesinnte Frau schon aus der früheren Bearbeitung: doch ist die Zeichnung dort mehr angelegt — als ausgeführt. Wahrhaft meisterhaft zu nennen ist in dem neuen Götz die Szene, wo Adelheid dem schwachen Weislingen, dem Hr. Cordemann recht brave Momente als Künstler abzugewinnen wußte, allerlei Leute zur Beförderung vorschlägt, und bald darauf der ungestüme, feurige Franz hinzukommt. Es ist von einem Herrn von Wanzenau, von einem Herrn von Werdenhagen, von einem von Altenstein, und was weiß ich von wem sonst noch die Rede. Weislingen befürchtet, so viele Namen zu vergessen: Adelheid versichert ihm, daß sie einen Staar abrichten wolle, der ihm die Namen hersagen und ein „Bitte, Bitte" hinzufügen soll.

Weislingen geht und Franz kommt. — Ein Gespräch hierüber wird eingeleitet.

„Oder willst Du mein Staar seyn?"

Franz frägt, was er als solcher zu thun habe?

Adelheid. Die Namen herzusagen und ein „Bitte, Bitte" hinzuzufügen.

Franz (indem er mit Heftigkeit ihre Hand ergreift). Bitte, Bitte!

Adelheid (stolz). Sehr wohl! Nur haben die Hände dabei nichts zu thun. Solche Unarten mußt Du Dir abgewöhnen.

Franz wird betrübt. Adelheid geht auf ihn zu: „Er müsse auch einen kleinen Verweis nicht so hoch aufnehmen. Man strafe die Kinder, die man lieb habe." Also liebt Ihr mich doch. Und nun — mit welcher Feinheit unterzieht er sich seinem gegebenen Auftrage. Man höre selbst:

Beim edlen Herrn von Wanzenau —
Gedenk ich meiner gnäd'gen Frau:
Bei Truchseß, Kämmerer und Schenken
Muß ich der lieben Frau gedenken:
Seh ich den schönen Altenstein,
So fällt sie mir schon wieder ein.
Lobt sie den tapfern Werdenhagen,
So möcht' ich mich gleich mit ihm schlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht wie,
Weist immer mich zurück auf sie.

O wie beseligst Du mich ganz,
Nennst Du mich einmal Deinen Franz,
Und heftest mich an Deine Schritte:
O Schöne, Gnäd'ge, bitte — bitte!

Hr. Oels gab diese Szene mit Akzenten des innigsten und tiefsten Ausdrucks. Seine natürliche Heftigkeit, die ihm sonst wohl hie und da, besonders in Rollen, die eine stillere Fassung gebieten, hinderlich ist, kam ihm hier vortreflich zu statten.

An manchen Abänderungen werden die Kritiker und Kritikaster der Mit- und Nachwelt einen mächtigen Anstoß nehmen. Was sagen Sie zum Beispiel dazu, daß in der bekannten kräftigen Heroldszene der H . . . der alten Ausgabe in der neuen dem Teufel hat Platz machen müssen? In so aufgeklärten Zeiten, wie die Unsrigen. Ey, ey!

Schon hör ich Krittler-Mordgeschrei
An Göthens stillem Grabe:
Obs Teufel oder H . . . . . r sei,
Was hier den Vorzug habe?

Was die Objektivität im Götz betrifft: so ist überhaupt diese, wie sich auch schon aus der Zeit vermuthen läßt, bei weitem nicht so rein, wie in spätern Werken: sie bildet vielmehr in manchen Stücken mit denselben, wie z. B. Herrmann und Dorothea, einen völligen Gegensatz. Franz, der Klostergeistliche, selbst Götzens Schwester Maria sind Figuren, in denen die lyrische und subjektive Stimmung des Verfassers von Werther mehr als ein Mal zum Vorschein kommt, Maria und ihr stilles Leiden; — Franz, seine Heftigkeit — seine unendliche Leidenschaft zu Adelheid, die ihn, wie vorauszusehen war, gleich Werthern, durch Selbstmord enden läßt; der Klostergeistliche selbst, der mit Wegblickung von der Herrlichkeit seines Standes und des unverlierbaren Kleinods heiliger Ruhe und Abgezogenheit, das jener so selig gewährt, nur das Irdischdrückende seiner Bürden, den Verlust sinnlicher Güter, wie z. B. des Weintrinkens, und daß er nicht heirathen kann, in Anschlag bringt und bedauert — sind, mehr oder weniger, Glieder einer einzigen, modernen und ziemlich zahlreichen Familienklasse.

Weislingen steht im Uebergang. Es ist eine von den Naturen, die mit Gott und dem Teufel kapituliren, nie zum Schluß kommen, und darüber zu Grunde gehen. Götz, der alte deutsche, treu-

herzige Götz, einst sein Jugendfreund, dessen eiserne Hand der klug- 1806.
lavirende Weltmann weder recht fassen, noch recht loslassen kann, weil ihn der Hof zu Bamberg mit seinem Glanz, seinen Weibern — und seinen Tafelfreuden zu fest hält, hat ihm selbst über diesen Punkt S. 228 sehr naiv das Horoskop gestellt.

„Wenn du mir damals gefolgt hättest, als ich dir anlag, mit nach Brabant zu ziehen, es wäre Alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt' es immer, wenn du dich mit den eiteln, garstigen Betteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten oder was sie sonst gern hören, du wirst ein Spitzbube, sagt' ich, Adelbert."

Uebrigens ist bemerkbar, daß dieser mit sich selbst in seinem Innern entzweite Karakter eine Lieblingsdarstellung ist, zu der unser Künstler immer wieder zurückkommt. So ist z. B. das Verhältniß zwischen Maria und Clavigo, wie zwischen Götz und Weislingen, völlig das nehmliche. Dort, wie hier, ein gutes und ein böses Prinzip, wovon das eine mit Geräusch, mit Glanz, mit äußern Hof-Würden und Bürden: das andere mit dem illen Besitz Mariens und der Freundschaft eines Biedermannes anlockt, und in der Mitte ein Wählender, der sich nicht entschließen kann, und über die Unschlüssigkeit seiner Wahl zu Grunde geht. Dazu kommen die pikanten und schönen Kontraste: dort, wie hier, sind Adelheid und Karlos zwei vollendet kalte Weltmenschen, ohne einen Funken anderer Leidenschaft in ihrer Brust, als den des Ehrgeizes und des höchsten sinnlichen Genusses. Beide sind daher, was sie sind, schroff, ganz — und fürchterlich in ihrem Fortschreiten, nehmen sie keinen Anstand, Alles was den Plänen ihres Egoismus in den Weg tritt, — und wenn es auch das ihrem Herzen sonst Liebste wäre — unter die Füße zu treten. Auf einer gleichen Grenzlinie des moralischen, mit sich entzweiten Gefühls, schwankt auch der Faust, der daher nicht enden kann, ohne daß ihn — der Teufel holt. Mephistopheles ist ruhig — ebenso der Sekretair in der natürlichen Tochter: in beiden behauptet das böse Prinzip völlig die Oberhand. Nicht so in dem Weltgeistlichen, oder in der Hofmeisterin. Beide sind im Kapituliren begriffen, und wir müssen abwarten, ob diese Kapitulazion ohne eigene Zugrunderichtung ablaufen wird.

Die Antithese des Götz mit Herrmann und Dorothea, deren oben in Rücksicht auf Objektivität der Darstellung erwähnt

1805. wurde, wird vielleicht noch lebhafter, wenn man beide Werke nach dem verschiedenen Gesichtspunkt, den sie durch ihre Organisazion darbieten, mit einander zu vergleichen sucht.

Streng genommen — könnte man sagen, daß der Karakter eines epischen Gedichts in Herrmann und Dorothea, ebenso wie der eines dramatischen im Götz von Berlichingen, von dem Künstler verfehlt worden ist. Die Einheit der Zeit und der Handlung, die dort, im Epos, wo sie beobachtet sind, den Episoden eine fast zu dramatische Kürze auflegen, haben hier, im Drama, wo sie der Dichter vernachlässigte, eine für das Maß des Ganzen viel zu unverhältnißmäßige, episodenreiche Länge und Breite herbeigeführt. Der Karakter einer Form aber — selbst wenn es eine äußerliche oder technische ist — verletzt sich nie ungestraft.

Und schon der Ernst, mit welchem Göthe, in der neuen Bearbeitung des Götz, Anstalt macht, diesem Uebel abzuhelfen, beweist wohl sehr klar, daß hier von etwas mehr, als von einem blos konvenzionellen Vorzug die Rede ist. So sind die Szenen am Hofe des Bambergers, der Doktor Olearius, Liebetraut, und das große Manifest von Fulda, sämmtlich als episodische Erweiterungen weggeblieben. Es ist die Frage, ob der Auftritt zwischen dem Klosterbruder und Götz gleich im Anfang hätte Nachsicht finden sollen: da die Hauptabsicht des Dichters offenbar von dem Punkte ausging, die Gefangennehmung Weißlingens und dessen Abfall von Götz, und seiner Schwester Maria zum Pivot zu machen, der das Ganze motivirte und um welchen sich die Handlung, in möglichst dramatischer Einheit, drehen sollte.

Von seltener, echt tragischer Kraft, und so, daß nur Weniges in der alten Ausgabe ihr beikommt, ist auch die Abschiedsszene zwischen Franz und Adelheid, wo jener sich, um den Preis ihrer höchsten Gunstbezeigung, mit dem Fläschchen zur Vergiftung des Weißlingen, seines Herrn, auf den Weg begiebt. Sie steht an dem Fenster des Balkons und sieht ihn, wie er in die Nacht hinein reitet und den von ihr erhaltenen Schleier im Mondschein schwenkt. Plötzlich aber entdeckt ihr Auge eine schwarze verdunkelte Mönchsgestalt, die langsam feierlich am weißen Schimmel von Franz, auf der Heerstraße, vorüberzieht. Anfangs glaubt Adelheid, sie werden sich sprechen — aber sie scheinen sich nicht zu bemerken — Franz reitet weiter, und der Mönch kommt näher — und immer näher dem Schloß.

Denn die heilige Vehm' ist überall.

Nun ergreift sie Furcht und Entsetzen. Sie klingelt alle Bedienten des Hauses zusammen, sie heißt alle Thüren zuschließen — die Zugbrücken niederlassen. Vergebene Vorsicht! der gespenstische Mönch rückt an den weißen im Mondschein stehenden Wänden ihres Wohnzimmers langsam vorbei — nach dem verstohlnen Genuß ein unsichtbarer Bote des Schicksals und des Lohns, der Adelheid von Weißlingen erwartet, zu büßen mit Strang und Schwert, zu büßen doppelte Missethat, die des Mords und des Ehebruchs. 1805.

Was von Adelheid gilt, kann man auch vom hiesigen Publikum sagen — es war kein Athem in der Versammlung vor Furcht und schauerlicher Erwartung — und ein lang anhaltender Beifall begleitete das tief gegriffene Spiel der Madame Becker, die in dieser Rolle sich gleichsam selbst übertraf.

(Folgt Kritik der Darstellung.)

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1805, 7. und 9. März.

Aus Weimar.

Göthe schwebt seit vorgestern, den 8ten März aufs neue in großer Lebensgefahr. Er schien von seiner vorigen Krankheit ganz wieder hergestellt und vollkommen wohl zu seyn, bekam aber vorgestern Abends einen ganz unvermutheten furchtbaren Rückfall. Man zittert dießmal für sein Leben und der Geh. Hofrath Starke selbst ist äußerst besorgt. Er leidet an gewaltigen Krämpfen.

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 21. März.

Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuskripte übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Göthe. Leipzig, bei G. J. Göschen, 1805.

Ein noch ungedrucktes, noch fast unbekanntes Werk von Diderot! Ein Werk, dem Göthe das Zeugniß des hohen Werthes giebt, indem er es übersetzt und commentirt! — Mit welcher Freude wird man es aufnehmen! Wie wird man es verschlingen! — Und

1805. man wird recht daran thun, wenn auch nicht um seine Vortrefflichkeit, doch um seiner Merkwürdigkeit willen!

(Folgen Reflexionen über das Diderotsche Werk.)

— Die Uebersetzung ist so schön, wie man es von ihrem Verfasser erwarten durfte, und Göthe hat einen literar-historischen Anhang beigefügt, der manche sehr belehrende, interessante Bemerkung enthält. G. M.

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 25. May.

Tübingen, b. Cotta: Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. 1805. XVI u. 496 S. gr. 8.

Würdiger und schöner konnte Winkelmanns Andenken unter uns wohl nicht leicht gefeyert werden, als hier, bey Gelegenheit der Bekanntmachung eines bisher noch ungedruckten schätzbaren Nachtrages zu den bereits vorhandenen Sammlungen seiner Briefe von einer kleinen Zahl zu diesem Zwecke verbundener Verehrer des großen Mannes geschieht, auf den wir Deutschen um so gerechter stolz seyn dürfen, da er gerade in dem, was übermüthige Nachbarn uns nicht selten gar abzusprechen wagten, im Geschmack für Kunstschönheit auch ihnen zuerst das Licht angezündet, und den wahren Geist und Sinn des Alterthums an den Werken desselben aufgeschlossen hat.

Den Eingang in das Werk schmückt eine Zueignung an die verwittwete Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, die einzige, soviel Rec. weiß, die Goethe je geschrieben hat, und sowohl des Verfassers als der erhabenen Fürstin würdig, die ihrem Lande soviel Gutes und Treffliches zugewandt hat.

In der Vorrede geben die in Weimar lebenden Kunstfreunde, welche seit mehreren Jahren um die Verbreitung richtiger Kunstbegriffe, und Belebung des Interesse an wahrer Kunst, theils durch lehrreiche Schriften, theils durch Preisaufgaben thätig bemühet gewesen sind, eine kurze Uebersicht dessen, was sie, in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren, in dieser Hinsicht gethan haben; und derselbe Geist, welcher ihre früheren Arbeiten für diesen Zweck auszeichnete, spricht auch aus ihren in diesem Buche enthaltenen Aufsätzen. Sollten wir diesen Geist

näher bezeichnen, so würden wir sagen, daß derselbe sich vornehmlich offenbart: durch seinen höheren, völlig freyen Standpunkt; durch allgemeine, aber an den Werken der Kunst entwickelte und durch Erfahrung bewährte Grundsätze, durch eine völlig partheylose Würdigung dessen, was Vorfahren und Zeitgenossen geleistet haben, durch eine äußerst milde, nachsichtsvolle, aufmunternde Beurtheilung der Uebungsstücke, welche die Kunstfreunde durch ihre Aufgaben veranlassen, und durch einen reinen, aber gemäßigten Eifer für das Rechte und Gute, der sich lieber durch Darlegung dessen was seyn soll, äußern mag. Hat bey solchen Gesinnungen, die in ihren Schriften klar vor Augen liegen, ihr Wirken dennoch Undank und Widerstand erfahren, so ist dieß wohl das Schicksal alles Guten, das bey der Verderbtheit Eingang sucht, und durch feste Beharrlichkeit doch endlich seine Widersacher überwindet.*) 1805.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1805, 30. May.

Aus Weimar.

An eine Todtenfeier auf Schiller war fürs erste hier nicht zu denken. Die Abwesenheit des Herzogs, der bei der Magdeburger Revüe war und nur auf wenig Stunden nach Weimar zurückkam, um die Abreise des ganzen Hofes über Erfurt nach Eisenach zu beschleunigen, mußte natürlich hier manche Hindernisse erzeugen und Göthen in dem Vorsatz bestärken, die Sache noch zu verlegen. Aber der Plan dazu ist schon gemacht und die Feier wird künftigen Herbst, wenn das Theater wieder in Weimar ist, ohnfehlbar Statt finden. Eine würdige Todtenfeier, die auch wohl anderen Bühnen zum Muster dienen könne, will wohl erwogen und vorbereitet seyn. Göthe selbst geht, wie man sagt, auf einige Zeit ins Bad nach Lauchstädt.

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 15. Juny.

---

*) Verfasser: Karl Ludwig Fernow in Weimar.

1805. **Ermanno e Dorotea. Poema tedesco del Sign. di Goethe, tradotto in versi Italiani sciolti dal Sign. Jagemann, Consigl. e Bibliothecario della corte di Weimar, e accademico Florentino. Halle della Sassonia nella libraria Ruffia. 1804. 12. (1 Thlr. 6 gr.)**

Dies ist das letzte Werk des um die Verbreitung der italienischen Literatur in Deutschland so verdienten Jagemanns. Er unternahm es aus Liebe zu dem trefflichen Gedichte selbst und zu den Italiänern, die ihn so sehr gewonnen und angezogen hatten. — Wer die Zeit sinnig ergriffen hat und zu deuten versteht, der wird erst dieses Gedicht gehörig würdigen können, und auch hier den großen Dichter bewundern. Leicht war es freylich, daß die reine und kunstmäßige Anschaulichkeit dieses Gedichts, die sich nur für die Sache sammelt, und eben dadurch gediegen wird, die darin begriffene Einfalt der Darstellung als das Wesentliche aufnahm, und so oft an die, oft unverständig gepriesene, Einfalt Homers erinnerte; mit welchem Namen denn leicht die Ansicht des Ganzen eine erkünstelte und getrübte werden mußte. Denn an ein Epos hier zu denken, verbietet wohl alles. Doch wir haben es zunächst mit der Uebersetzung zu thun, und lassen daher jedem seine Ansicht. —

Neue Leipziger Literaturzeitung, Leipzig, 1805, 21. Junius.

Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen, herausgegeben von Göthe. Tübingen, bei Cotta, 1805.

Göthe schafft als Dichter jetzt selten etwas, aber auch seine poetische Muße bereichert unsre Literatur: er wendet sie zu Arbeiten an, die durch hohen Gehalt und lebendigen Geist seiner würdig sind. „Rameaus Neffe" ist eine merkwürdige, — dieses Werk eine sehr wichtige Gabe seines Fleißes, durch den er sich und sein Publikum für die seltener gewordenen Besuche seiner Muse zu trösten sucht. —

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 27. Juny.

Uebersicht der dänischen und norwegischen Literatur in den Jahren 1796—1802. 1805.

5. Romane und Erzählungen.

Der Heißhunger nach Romanen-Lectüre scheint in den dänischen Staaten nicht weniger stark als bey uns zu seyn, und in den letzten Jahren immer mehr zugenommen zu haben. Die wenigen Originalschriftsteller haben diesen Hunger nicht befriedigen können; die Uebersetzer sind ihnen aber auch mit einer ansehnlichen Menge Waaren von allen Seiten her, vorzüglich aus unserer an Romanen überreichen Literatur, zu Hülfe kommen.

Folgende wurden aus dem Deutschen übersetzt:

— Wilhelm Meister's Laereaar — af Göthe, oversat af K. L. Rahbek 1 Deel Khvn 1800. 2 Deel 1801. 3 og 4 Deel 1802.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Halle, 1805, 17. Julius.

Leipzig, den 16ten August 1805.

— Am 10. dieses Monats wurde in dem uns benachbarten Lauchstädt endlich von den Weimarischen Schauspielern eine, von Göthe veranstaltete Todtenfeier dem unsterblichen Schiller zu Ehren gegeben. Ob sie dieser beiden großen Dichter, des Gefeierten sowohl als des Feiernden, würdig war? Ich will meinen Lesern hier eine kurze Beschreibung der ganzen Feierlichkeit liefern, und Ihr eigenes Gefühl mag Sie dann bei Beurtheilung derselben leiten.

Zuerst wurden die drei letzten Akte der Maria Stuart aufgeführt, jedoch gar nicht zur Befriedigung der Zuschauer. So spielte eine Dem. Silie die Elisabeth, die vielleicht das Kammermädchen einer Kammerfrau der Englischen Königin ganz artig gemacht haben würde. Kunstverständige zeichnen in der ganzen Darstellung allein die, als eine wackere Künstlerin bekannte Mad. Becker, in der Rolle der Maria, aus. Warum wurden aber nur die drei letzten Akte der Stuart gegeben? — Als der Vorhang nach Beendigung der Maria wieder aufging, sah man einen Glockengießer in seiner Werkstätte, der mit seinen Gesellen und den Mädchen derselben in

1805. der Arbeit begriffen war. Diese Herren und Damen fingen denn nun an, die Glocke von Schiller, meistens mit Weimarischem Pathos, zu deklamiren, und als das Werk beendet war, — man sah das flüssige Metall im Hintergrund transparent in die Form fließen, — so falteten Alle andächtiglich die Hände, und das Orchester spielte den Choral — Nun danket Alle Gott!!! Hierauf ward in großen Schleifkannen Bier gebracht, die Glockengießer ließen sich's schmecken, und — währenddem wurden hinter der Scene allerlei lustige Stückchen aufgeführt.

Nach der Recitirung dieses Gedichts wurde die Glocke an Rosenketten — wo dergleichen handfeste Rosen wachsen, wird man nur bei — — — erfragen können, — in die Höhe gezogen. Mad. Becker trat darunter, sprach einen Epilog, in dem von dem Weimarischen Fürstenhause gerade so viel vorkam, als von Schiller, und die ganze Feierlichkeit war zu Ende, als alle Zuschauer glaubten, nun würd' es erst recht losgehen. In Weimar werden die Wintervorstellungen mit dieser Todtenfeier eröffnet; nun, dort werden die Theaterfreunde schon applaudiren. In Lauchstädt war's freilich dahin nicht zu bringen. Einige Verehrer von Hrn. von Göthe haben behauptet, diese so mißlungene Todtenfeier sey die rechte nicht; diese werde erst in Weimar gegeben werden. Die Lauchstädter hab' er nur angeordnet, um durch das Zuströmen vieler Fremden der Theaterkasse, die diesen Sommer wegen Mangel an Badegästen sehr gelitten haben soll, ein wenig aufzuhelfen. Aber — eine solche Geldspeculation ist unter der Würde u. s. w.*) A. K.†)

*) Die Todten-Spielerei zu Lauchstädt scheint wirklich bei vielen Zuschauern, die Schiller nach seinem ganzen Werthe verehren, Erbitterung bewirkt zu haben. Ich habe in der vorstehenden Nachricht alle Ausdrücke, die darauf hindeuteten, weggestrichen. — Uebrigens ist der Versuch, aus der Todtenfeier eines großen Mannes eine Geld-Speculation zu machen, nicht neu. Lessings Todtenfeier wurde als ein Kassenstück auf der Berliner-Bühne achtzehnmal wiederholt; es versteht sich, — unter der Direction Döbbelins.

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 24. August.

---

†) Friedrich August Kuhn in Leipzig.

Berlin, vom 4ten Sept. 1805. 1805.

Heute Abend wurde Götz von Berlichingen, in der neuen Umgestaltung von der Hand des Verfassers selbst, gegeben. Dieses Stück, in welchem der Dichter allen Regeln der dramatischen Dichtung, allen Einheiten, selbst den des Interesse, Trotz bot, um sich bloß seiner Genialität zu überlassen, ist eigentlich nur ein Gemisch von Scenen, das nur durch die kräftige Keckheit der Charakterzeichnung anziehen kann.

Das Stück dauerte von halb sechs bis zehn. Bei einer regelmäßig fortschreitenden Handlung würde eine solche Länge ermüden; an einem Scenen-Gemisch wurde sie unerträglich, und so lebhaft man anfangs Theil nahm, ging man doch gähnend auseinander.

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 6. September.

Die Universität Moskwa, welcher in dem kaiserl. Bestätigungspatente unter mehreren anderen Vorrechten vor den übrigen russischen Universitäten auch die Befugniß ertheilt worden ist, Ehrenmitglieder zu erwählen, hat von diesem Vorrechte durch die Wahl mehrerer russischen und einiger deutschen Gelehrten Gebrauch gemacht. Unter den deutschen sind folgende, der Reihe nach, aufgenommen worden: Hr. Hofr. und Prof. Meiners in Göttingen; Hr. Hofr. Adelung zu St. Petersburg, Lehrer Ihrer kaiserlichen Hoheiten; Hr. C. R. und Prof. Niemeyer in Halle; Hr. Hofr. und Prof. Eichstädt in Jena; die herzogl. Weimar. wirklichen Geheimenräthe, Hr. Baron von Wollzogen und Hr. von Goethe, und Hr. Hofr. Wieland zu Weimar.

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1805, 21. September.

Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch versteht.

Göthe war Schillers Freund, und gewiß um so inniger, da er es nicht immer gewesen, sondern Schillers Verdienste und Anspruchlosigkeit ihm erst spät seine Freundschaft abringen konnten.

1805. Göthe hat, um Schillers Andenken zu ehren, ihm eine höchst seltsame Todtenfeier auf dem Theater zu Lauchstädt veranstaltet, wo, wie man versichert, Bier getrunken und Glocken von Rosenketten in die Höhe gezogen wurden. Er hat diese Feier durch einen Epilog von ihm selbst verherrlicht, von dem das Publikum viel, sehr viel, und mit Recht erwartete. Das holprigte Meisterstück ist nun gedruckt im Taschenbuch für Damen für 1806, und beweißt auf drei kleinen Blättern, daß Göthe leider kein Deutsch versteht.

Gleich in der zweiten Zeile „bewegt sich das Land segenbar." Doch wir wollen ihm, um des Reims willen, erlauben, neue Worte zu machen.

Zu Anfang der zweiten Stanze „hört er schreckhaft mitternächtiges Läuten." Schreckhaft heißt zum Erschrecken geneigt seyn. Göthe braucht es aber für erschrocken. Man kann jedoch erschrecken ohne schreckhaft zu seyn.

Und was vernimmt er? Ein Läuten, das die Trauertöne schwellt. Sehr falsch, denn schwellen heißt zunehmen, wachsen, das Läuten kann aber nur die Töne hervorbringen, und hat an Zu- oder Abnahme derselben weiter gar keinen Antheil. Könnte man sagen: das Läuten schwellt die Töne, so müßte man auch sagen können: das Läuten verhallt die Töne. Eines ist so sinnlos wie das Andere.

Weiter hin erzählt Göthe, wie bald Schillers Ernst wohlgefällig bald raschgewandt war. Das erste bald heißt hier früh, was aber Göthe nicht sagen wollte. „Wie sein Ernst bald wohlgefällig bald raschgewandt war", das hat er sagen wollen und nicht zu sagen verstanden, weil den großen Dichter die Scansion fesselte.

Er nennt Schiller sicherstellig, der Himmel mag wissen, was er mit diesem neuen Worte ausdrücken wollte, er selbst weiß es schwerlich.

„Schiller hat den lebensklaren tiefen Sinn erzeugt." Also in dem Lebensklaren selbst liegt kein tiefer Sinn? Schiller hat ihn erzeugen müssen? dann war Schiller ein Gott! Ich habe wohl geglaubt, ein großer Geist könne tiefen Sinn in einer Sache finden, der Andern verborgen blieb; aber ihn erzeugen?! —

„Schiller hat sich in Rath und That ergossen, die Göthe genossen hat." — Weder Rath noch That läßt sich genießen. Man darf höchstens sagen: eines Raths genießen, denn der Genitivus bezieht sich auf die Würkungen desselben. Aber einen Rath hat, außer Göthe, noch niemand genossen.

„Schiller hat sich in Weimar zum Daurenden gewöhnt.“ 1805.
Also in Weimar ist das Daurende anzutreffen? — Göthe hat sagen wollen: Schiller habe sich dort zum Ausdauern gewöhnt, drückte sich aber ganz falsch aus. Bekanntlich ist in dieser sublunarischen Welt nichts Dauerndes, wenn daher Weimar des göttlichen Privilegiums sich erfreute, das Dauernde in seinen Mauern einzuschließen, wer würde nicht dahin wallfahrten!

„Reichgestaltig ist manch sein tiefes Werk.“ Ein Sprachschnitzer, den man keinem Tertianer verzeihen würde.

„Schiller las mit heiterm Blicke das dunkle Buch durch Zeit und Land.“ Wenn ich mir hier einen Sinn herausgrüble, so liegt er wenigstens nicht in diesen Worten, die so auffallend gegen die Regeln der Sprache verstoßen.

„Ein Lächeln hat Göthe glücklich ihn (nicht ihm) abgewonnen.“

So viel Sprachfehler in zehn Stanzen!

Außerdem spricht Göthe noch von einer Weimarischen Völkerschaar; sagt sehr gemein:

soll das Läuten
— — — unsern Freund bedeuten?
An dem sich jedoch Wunsch geklammert hält?

behauptet, Schillers Verdienst verwirre die Welt! (Mich wundert, daß er uns nicht überreden will, der jetzige Krieg sei wegen Schiller entstanden),

spricht von Schillers Muthe, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegte — (was meynt er damit? Die Welt war nie so stumpf, daß sie dem Zauber von Schillers Dichtkunst widerstanden hätte. Nur Göthischem Bombast widersteht sie, eben weil sie nicht stumpf ist.)

Endlich sagt Göthe:

„Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
„Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.“

Das klingt recht hübsch, ist aber nichts dahinter. Denn wenn das höchste Streben nur eine Blüte hat, was soll denn die Frucht hervorbringen? Oder nannte er das Leben die Blüte des höchsten Strebens? (man kann es auch so verstehen, da kein und dazwischen steht) dann würde es heißen, erstens: das höchste Streben der Natur ist mir unverborgen, und zweitens: die Natur kann nichts Höheres hervorbringen als Leben.

1805. So schwinden die hüpfenden Irrlichter, wenn man ihnen nahe tritt. Sollte man diese Beleuchtung Micrologie schelten, so besinne man sich doch, daß Göthe bei fremden Nationen für einen unserer ersten Dichter gilt, daß sie unsern Geschmack, unsern Fortschritt in der Sprache, noch immer nach seinen Produkten beurtheilen, weil sie dem untergehenden Gestirn nicht so nahe stehen als wir, und daß man folglich nicht laut genug die Stimme erheben kann; zumal wenn der Gedanke sich dabei aufdrängt: Göthe verstehe es wohl besser, aber er meyne, für uns sei alles gut genug, und wenn er nur niese, so müssen wir niederfallen und anbeten. Kotzebue.

Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit; sagt Seneca irgendwo.

A. v. Kotzebue und G. Merkel, Der Freimüthige, Berlin, 1805, 8. November.

Herr Werther auf Freiersfüßen. Siebenmal Bräutigam, und doch keine Frau. Von Adolph Grimm. Erstes Bändchen 17 Bogen. Zweytes Bändchen 15 Bogen. Leipzig, in Fleischers Buchhandlung. (ohne Jahreszahl) 8. 2 Rthl. 8 gr.

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1805, 101. Band, I. Stück, pag. 169.



1806.

Weimar, den 20sten Jan. 1806.

— Endlich gab uns den 15ten Göthe seine Stella, von ihm selbst neu fürs Theater in 5 Aufzügen, zum Trauerspiel bearbeitet. Dieser gegenwärtige herrliche Genuß verschlang die Vergangenheiten. Mit tiefer Rührung wurde das Schauspielhaus verlassen. —

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1806, 23. Januar.

Französische Literatur
des eilften und zwölften Jahres
(1803—1804).
XVII. Dichterwerke.
2. Uebersetzungen und Nachahmungen.

— Mehrmals war schon Göthe's Werther übersetzt worden (schon 1777 von Aubry unter dem falschen Titel von Passions du jeune Werther); eine neue Uebersetzung unternahm noch jetzt Sevelinges, den wir schon früher als Uebersetzer mehrerer belletristischer Producte Deutschlands, und unter andern auch von Göthe's Meister anführten; der Titel seiner Uebersetzung zeigt zugleich die Vorzüge vor den frühern Bearbeitungen an: Werther, traduit de l'Allemand, sur une nouvelle Edition augm. par l'auteur de douze Lettres et d'une partie historique entièrement neuve (1803. 8. mit Werthers Bild.), und die französischen Kritiker haben dieser Uebersetzung eines Werkes, das auch in Frankreich ungemeines,

1806. nach Rousseau's Heloise das größte Interesse in diesem Fache der Literatur erregte, das Lob der Eleganz und Treue ertheilt, so daß ihr eine gute Aufnahme gesichert war, die sie auch bey weniger Vollkommenheit erwarten konnte, da mehrere neue Nachahmungen an dieß Original erinnerten. —

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Halle, 1806, 22. März.

Weimarisches Hoftheater.

Sonnabend, den 31sten May, zum ersten Mal Egmont von Göthe. Ein sehr lebhaftes theatralisches Interesse bei der Aufführung, kann dieses Stück, da es mehr in Unterhandlungen, als in Handlung seinen Fortgang hat, kaum zulassen. Selbst mit allen vorgenommenen und sehr nöthigen Verkürzungen — so z. B. sind außer vielen Volksszenen auch die politischen Unterhandlungen zwischen Machiavell und Margarethe von Parma zum Theil gekürzt, zum Theil ganz, nebst den Personen, hinweggeblieben — drückt dennoch das romantisch-epische Ausspinnen der Handlung das Stück über Gebühr, und das ist denn auch wohl der Hauptgrund, warum es, troz seiner übrigen großen Schönheiten, auf unsern Theatern nur selten gegeben wird. Die Aufführung im Ganzen ging vortreflich. —

— Alle, die bei den Proben gewesen, versichern, daß Göthe selbst die Volksszenen unvergleichlich und über allen Ausdruck schön deklamiren und nüanciren soll. —

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1806, 19. Junn.

---

1) **Tübingen, b. Cotta: Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Göthe, 1805. XVI u. 496 S. gr. 8.**

2) **Leipzig, b. Göschen: Johann Winkelmann. Eine Rede von D. Carl Morgenstern, Hofrath, Prof. und Bibliothekar zu Dorpat; nebst dessen Rede über den Einfluß des Studiums der griechischen und römischen Klassiker auf harmonische Bildung zum Menschen. Mit Winkelmann's Portrait nach Mengs. 1805. VI u. 108 S. 4.**

— Winkelmann und sein Jahrhundert war uns zu schildern versprochen worden. Wer uns dies verspricht, von dem

erwarten wir, er werde W. zum Mittelpunkt seiner Darstellung 1806.
gewählt haben, uns den sittlichen, politischen, kirchlichen, literarischen und artistischen Charakter des Jahrhunderts, dessen Einfluß auf W., und W's Einfluß auf ihn schildern: allein W. ist gänzlich aus dem Gesicht verloren, und der artistische Charakter des Jahrhunderts wird isolirt geschildert. Doch nein, auch das nicht, nur der Charakter der Künstler. Daß dieß ein doppelter Fehler sey, braucht wohl nicht erst gezeigt zu werden. Freylich aber hätte dann der Vf. auch tiefer in W's und des Jahrhunderts Geist eindringen, und noch manche andre Forschung anstellen müssen. Wäre dieß geschehen, dann würde noch deutlicher in die Augen springen, wie nothwendig es sey, daß unser Jahrhundert mehr und mehr auf W. zurückkomme, in seinem Geiste fort und immer fort wirke, statt daß man jetzt noch nicht einmal begreift, wie er in unsre Bildung eingegriffen und in Wirkungen, die weiter als auf die Studirstube sich erstrecken, noch immer unter uns lebt. Es ist ein Fehler des Buchs, daß in demselben durchaus nicht dargethan wird, was W. geleistet hat, und wir nach ihm zu leisten haben. Wie viel Schönes und Herrliches also auch das Buch giebt, das Verheißene ist es nicht; aber eine allen Dank verdienende Vorarbeit für einen künftigen Biographen, der auch manche, selbst von G. noch gelassene Lücke ausfüllen wird. Rein indeß geht der Wunsch aus unserer Seele hervor, daß auch das, was die Vff. jetzt uns gaben, in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke: denn sie wollen wahrhaft das Gute. Wann aber war es nöthiger, daß dieses lebhaft erregt werde, als eben jetzt? G. schrieb jetzt, Winkelmann und sein Jahrhundert, ein kommender Winkelmann schreibt vielleicht dereinst — Göthe und sein Jahrhundert —!!

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1806, 19., 20., 21. und 22. August.

Lieder von Göthe, mit Begleitung des Klaviers, komponirt von Amadeus Wendt. Leipzig bei Breitkopf und Härtel. Pr. 16 Gr.

Die meisten von den hier komponirten Gedichten sind schon mehrere Male in Musik gesetzt worden, allein gewiß gehören die hier vorliegenden Melodien zu den besten und ausdrucksvollsten, in denen nur die Götheschen Lieder gesungen worden sind.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1806, 30. August.



1807.

1807. **v. Goethe's Werke. Erste Lieferung, in vier Bänden. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. gr. 8 1806.**

Wenn irgend einer Nation das Wagstück geziemt, den schon seit Jahrtausenden an dem Gestade des Acherons wandelnden schönen Geistern von Griechenland und Rom eine Ausforderung zuzuschicken, so sind es — die Nachkommen der Barbaren, von welchen Cäsar und Tacitus Meldung thun.

Könnten die Neuern von den Alten gelesen werden, die letzten müßten sehr ungerecht seyn, wenn der ausserordentliche Schriftsteller, von dessen Werken die ersten vier Bände in einer neuen Ausgabe vor uns liegen, nicht — ihren Neid erregte. Euripides war nicht Aristophanes, und dieser war nicht Euripides. Aber der Verfasser der Iphigenie und der Vögel ist beydes zugleich, und wie viel ist er noch ausserdem, was jene beyden nicht sind!

Es ist unstreitig der höchste Triumph eines Schriftstellers, wenn man über seinen Werken ihn selbst vergißt. Wer liest aber in Werthers Leiden, in Meisters Lehrjahren, im Götz von Berlichingen, im Tasso, im Faust, in Hermann und Dorothee, und denkt an Goethe, oder denkt überhaupt daran, daß er ein Buch liest? Wir leben nur noch in der Welt des Dichters, und hingerissen von der Allgewalt seiner Darstellung verwandelt unsere Phantasie uns selbst in die Geschöpfe der seinigen. Mit größerm Recht als dem Glauben könnte man der Poesie die Kraft, Berge zu versetzen, zuschreiben, und welcher Vertraute der Kalliope,

der Melpomene und der Thalia hat mehr Beruf, den Parnaß, 1807.
wenn auch nicht von der Stelle zu rücken, doch ihm eine andere Gestalt zu geben, als der Dichter, der nie aufhört, sich neue Bahnen zu brechen, und auch da noch Original ist, wo er es nicht seyn will?

Je größer ein Schriftsteller ist, je schwieriger und zugleich entbehrlicher ist eine Zergliederung seiner Größe. Wir freuen uns alle des Lichts. Aber der, der gesprochen hat: „Es werde Licht!“ lächelt gewiß über uns, wenn wir dieses Licht in seine Bestandtheile aufzulösen versuchen. Daß Tiefe, mit Klarheit vereinigt, einen der unterscheidensten Züge in dem Charakter unsers Dichters ausmacht, daß bey ihm Einbildungs-Kraft, Scharfsinn, Verstand und Geschmack in gleichem Grade thätig sind, daß Schwulst ihm eben so fremd ist, als Niedrigkeit; wer kann ihn lesen, ohne sich davon zu überzeugen? Nicht zufrieden, sich in die Wolken zu erheben, zertheilt er sie zugleich, damit unsere Blicke ihm auch dahin folgen können. Wie rein menschlich sind seine Charaktere, und mit welcher bewunderns-würdigen, vielleicht nie erreichten Kunst ist in ihnen das Ideal mit der Würklichkeit verschmolzen! Die Werke anderer, zum Theil großer Dichter, wie ähnlich sind sie, besonders in gewissen Gattungen, sich nicht! Wir besitzen zwey Romane von Goethe. Aber was haben sie sonst miteinander gemein, als die Vortreflichkeit? Eben so verhält es sich mit seinen Schauspielen. Götz von Berlichingen und Tasso, Iphigenie und Egmont, welche Verschiedenheit in der Anlage und in der Ausführung, im Plan und in den Charakteren! Eine Verschiedenheit, die man sehr mißkennen würde, wenn man sie mehr dem Stoff, als dem Genie des Dichters zuschreiben wollte.

Daß der Neid auch an dem Lorbeer dieses Geweihten der Pierinnen genagt hat, und täglich noch an ihm nagt, dafür verdient er eben beneidet zu werden. Es ist bekanntlich ein glänzendes Gestirn, das, so oft es sich blicken läßt, von den Brüdern des Cerberus auf der Oberwelt angeklafft wird. Unser Dichter verachtete von jeher die Schmähungen gewisser Leute, und hoffentlich erschienen ihm die Vergötterungen gewisser anderer Leute, die man umgekehrte Herostrate nennen könnte, weil sie sich durch das Löschen eines Tempels, der gar nicht brennt, verewigen wollen, in keinem günstigen Licht. Wer kennt die Menschen nicht, die wir hier meynen, und wer bejammert es nicht, daß man seit Jahren nicht mehr von Goethe sprechen kann, ohne zugleich ihrer Wenigkeit, oder vielmehr ihres absoluten Nichts zu gedenken? Doch sie sind ja weggetrieben, diese unsaubern Geister, von dem lange entweihten Helikon, und

1807. ganz Deutschland weiß es, daß sie, statt wie ihre ältern und schlauern Brüder in gewisse grunzende Geschöpfe, in eine berüchtigte Recensir-Anstalt gefahren sind.

Von dem Verdienst der Verlagshandlung um diese neue Ausgabe unsers Dichters kein Wort. Je entschiedener es ist, daß kein Goethe, kein Herder, kein Schiller, kein Klopstock, kein Wieland der Folgezeit, wenn wir für diese ja solche seltene Günstlinge des delphischen Gottes hoffen dürfen, die Werke der jetzigen verdrängen wird; desto weniger bedarf das Publikum an die Pflicht der Dankbarkeit gegen die in ihrem Fache gleich seltenen Männer erinnert zu werden, die mit ächtdeutschem Patriotismus leichter und gewiß schneller zum Ziele führenden Unternehmungen entsagen, um dafür zu sorgen, daß Werke, die ein sicheres Eigenthum der Nachwelt sind, vor dieser auch in einem ihrer würdigen Gewand erscheinen. Y.

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1807, 27. Februar.

Noch ein Wort
über die neue Ausgabe von Goethe's Werken.

Sie sind da, diese schönen vier Bände, und der berühmte Verleger hat daran gehandelt und gearbeitet, wie ein edler Mann.

Diese wenigen Worte könnten genug seyn, und wären bey den vorliegenden (so wie bey allen) Meisterwerken der Kunst auch zugleich die beste Kritik. — Aber, kein warmer Mensch, der in der alten, wohlbekannten Fülle dieses Geistes von neuem schwelgt, und sich froh mit dem neuhinzugekommnen Blüthen-Reichthume kränzt, vermag zu schweigen. Denn im höchsten Genusse sehnt sich ein warmes Herz am meisten nach Mittheilung.

Wer sie schauen will, des hinübergeschwebten Schillers Quelle der Unsterblichkeit und ewigen Jugend, „die in der dichtenden Kunst rinnet", der nahe sich hier und erfrische das Herz an ihren himmlischen Silberblicken — wer in den Kämpfen der kriegerischen Zeit ermattet ist, der gehe hinaus, schaue in die Morgenröthe des kommenden Frühlings, und singe wieder aus dem alten, ewigen May-Liede, I. B. S. 46.

O Lieb'! o Liebe!
So golden-schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!

Du segnest herrlich 1807.
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O sagt mir, Brüder, muß nicht jedes im bürgerlichen Sturm erkaltete Leben in dieser Himmelswärme wieder zum blühenden May aufschwellen? Wohl uns, daß du noch unter uns wandelst, lebenvoller Mensch — ja, ich sage es mit Wonne: du wärmster unter allen Dichtern! Rein bist du, wie ein Goldstrom — warm war unser Schiller, dein Freund, wie sprudelndes Silber; aber er war doch der Reinste — aber du bleibst doch ewig der Wärmste!

Das Tischlied, I. B. S. 54, stellt uns eine Art von Mihi est propositum auf, das ächtdeutsch gedacht, und mit ächtgriechischer Feinheit gedichtet ist. Alles Gewagte darin — wobey der selige Bürger, seiner Natur nach, so sehr in den burschikosen Ton fiel, — ist hier (als ein, etwa nach dem Genusse der ersten drey Gläser, plötzlich aufspringender üppiger Blüthenbüschel) in den zwey ersten Strophen dargereicht:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen
u. s. w.

Den schwelgerischen Geist, der in diesem, überhaupt sehr reichen und prachtvollen Liede weht, würden unsre ältern Schulen „das ächtpoetische Gelächter einer lustigen Zech-Compagnie“ nennen, und die neueste Schule, vielleicht richtiger, „eine reine, göttergleiche Liederlichkeit“ betiteln. — Es ist die reinmenschlichste Völlerey, welche, so langsam und besonnen schlürfend aus dem Kelche des vollen Lebens, und so keusch und züchtig, sich noch niemals ausgesungen hat, wie hier u. s. w. C. W.

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1807, 29. April.

Das Sonett
an Göthe.

Tagtäglich kommt das deutsche Reimgesindel
Mit einem Schwarm Sonette in die Wochen,
Die aller Dichtkunst Geist zu unterjochen,
Erbärmlich schreien aus der grauen Windel.

1807. Ihr armen Würmlein, eure meisten Findel=
Gebäude hat die Zeit schon abgebrochen,
Das Urtheil, das der Meister jetzt gesprochen,
Vertreibt euch vollends nun den Lebensschwindel.

Doch, hoher Sänger, laß die feine Wendung
Des Witzes nicht dein eignes Schaffen stören,
Und hilf der Sprache ferner rühmlich streiten.

Dein Beispiel geb' auch dieser Form Vollendung,
Bei Dir und andern Meistern kann ichs schwören,
Auch das Sonett entzückt aus deutschen Saiten.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1807, 18. May.

Aus Leipzig.

Nachdem die Weimarsche Hofschauspielergesellschaft das Theater mit dem Prolog von Göthe, welchen das heutige Stück unsrer Zeitung enthält, eröffnet hatte, wurde Don Carlos mit allgemeinem und ausgezeichneten Beifall gegeben. Das Haus war, ungeachtet des schönen Wetters, gedrückt voll; aber die tiefe Stille, welche nur durch oft wiederholtes allgemeines Applaudissement unterbrochen wurde, bewies die Aufmerksamkeit des Publikums und seinen empfänglichen Sinn für das treffliche, von der gewöhnlichen Manier so abweichende Spiel einer Gesellschaft, die das Glück hatte, sich unter Wieland, Göthe's und Schiller's Augen zu bilden. Alle Freunde der Kunst freuen sich des Genusses, den ihnen die Anwesenheit dieser Gesellschaft in so reichem Maße verspricht, und das Theater wird in diesem Sommer zahlreicher besucht werden, als je.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig 1807, 26. May.

Ueber theatralische Darstellungen.

Die Weimarische Hof-Schauspieler-Gesellschaft in Leipzig.

Daß diese Gesellschaft in Leipzig außerordentlich gefallen hat, daß durch sie neue Lust und ein besserer Geschmack für dramatische

Darstellungen geweckt worden ist, haben alle öffentliche Blätter gesagt; aber wodurch sie sich dieses allgemeinen Beifalls werth machte, und was vorzüglich an ihr gefiel, hat man weniger erörtert, und doch ist diese Untersuchung wichtiger als alle Lobeserhebungen, denn sie allein kann den deutschen Theatern zur Lehre und zur Nachahmung dienen. Es sei hiermit in wenigen Zügen der Versuch dazu gemacht. — Diese Gesellschaft besteht, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter jungen Leuten. Schon der Anblick schöner jugendlicher Gestalten wirkt erfreulich, aber die zweite Folge ist ungleich wichtiger; man sieht keine zum Handwerk gewordene Theaterroutine, man wird durch keine Prätension gestört, welche die sogenannten berühmten Komödianten in die unbedeutendsten Rollen zu legen pflegen, um ihr Ich immer als das große Ich durchschimmern zu lassen. Dafür sieht man in Allen ein ernstes Wollen, ein reges Streben, eine edle Freude an der Kunst, welcher sie ihre Individualität willig und gern unterordnen, und unwillkührlich theilt sich die Lust und Freude, mit der sie spielen, den Zuschauern mit. Die Entfernung aller routinirten Handwerksmäßigkeit, und aller spreitzenden Prätensionen macht allein ein Zusammenspielen möglich, wodurch einzig ein vollständiger Effekt des Ganzen bewirkt werden kann. Dieses Zusammenspielen ist ein Vorzug, der diese Gesellschaft vor den berühmtesten Theatern auszeichnet. In der Musik hat man schon längst die Erfahrung gemacht, daß die große Virtuosität der einzelnen Spieler den richtigen Vortrag des Ganzen mehr hindert als fördert, weil die Eitelkeit, sich zeigen zu wollen, die Einzelnen aus den Gränzen hinauslockt, die ihnen das Ganze vorschreibt, oder die Ansprüche auf Berühmtheit, Nebensachen, die keine Gelegenheit zum Glänzen darbieten, vernachlässigen. Bei theatralischen Darstellungen ist es eben so. Nur denn, wenn jede Rolle nicht mehr seyn will, als sie zum Effekt des Ganzen seyn darf, wenn ein Schauspieler die obligaten Partien des andern treu unterstützt, wenn keine Partie als unbedeutend vernachlässigt, und selbst die kleinste Rolle als ein nothwendiger Theil des Ganzen, als ein Blatt in dem schönen Kranze angesehen und behandelt wird, läßt sich ein reiner Effekt von dem Ganzen erwarten, zumal, wenn die Angabe des Tons und des Taktes, in welchem es gehalten werden soll, unter einer so treflichen Leitung steht, wie bei dieser Gesellschaft. Ist bei einem Theater einmal dieses Zusammenspielen zum Ton geworden, so geht er leicht in die neu hinzutretenden Mitglieder über, denn wo einer nur durch den andern gefällt, bequemt sich jeder willig. 1807.

1807. Auch erklärt sich daraus, warum manche Schauspieler, die anderwärts nicht gefielen, hier ganz andre Personen zu seyn scheinen, und warum Mitglieder dieses Theaters, zu andern Theatern versetzt, wo sie nicht dieses Ensemble fanden, die Erwartungen nicht befriedigten, die man von ihnen gehabt hatte.

Man überzeuge sich nur, daß ein einmal fest eingeführter guter Ton ein Theater lange Zeit gut erhält, denn er erbt sich fort, so wie ein einmal eingerißner schlechter Ton die besten und talentvollsten Leute verdirbt, wie die Beispiele am Tage liegen. Der gute Ton ist aber der, wo die Kunst das Höchste ist, und der schlechte, wo die Persönlichkeit alles gilt. Jedes Theater untersuche sich nach diesem Maßstabe selbst! Doch ich komme zurück. —

Ein entschiedener Vorzug dieser Gesellschaft ist ferner das Streben nach dem Idealen. Die Leitung des großen Dichters, unter dem sie steht, die Jugend ihrer Mitglieder, die gern nach dem Höchsten greift, und ein durch die Gegenwart eines gebildeten Hofs und einiger großen Männer erleuchtetes Publikum, das ihre Darstellungen nicht in die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens herabzieht, — drei Umstände, die sich selten vereinigen — haben ihr diese Richtung gegeben. Nur die durch Uebung erlangte Sicherheit in Darstellung des Idealen macht es ihnen möglich, die Stücke von Göthe in dem Grade von Vollendung zu geben, womit sie uns entzückt haben. Selbst in dem Lustspiel ist der ideale Charakter ihrer Darstellungen nicht zu verkennen; daher gehen Stücke in Versen, die diesem Charakter besonders zusagen, hier besser, wie bei andern Gesellschaften, daher können die Versuche mit Masken, und die Proben mit der Antike hier auf vorzügliche Gelungenheit Anspruch machen. —

Unter den Darstellungen, die sie uns gegeben haben, haben die von Göthe vorzüglich gefallen; und man kann dreist behaupten, kein andres Theater kann diese Stücke im Ganzen in dieser Vollendung geben, wenn auch bei einigen einzelne Rollen eben so gut, oder vielleicht besser besetzt werden könnten. Denn was entzückt an Göthens dramatischen Arbeiten? Das Herz, die reine edle Natur, die aus jeder Sylbe spricht! Göthens Dichtungen sind frei von aller Manier, sie mit Manier und Affektazion vortragen, heißt ihren Charakter vernichten. Frei, groß, anspruchslos, wie der Genius sie empfangen hat, wollen sie wiedergegeben seyn; nur das Herz kann aussprechen, was das Herz gedichtet hat; kleine Künsteleien stören den großen freien Gang der Kunst, die Einfachheit ihrer Wirkung, und welches Theater ist von herrschender Manier und

künstlicher Affektazion so frei, wie dieser Dichter es in seinen Arbeiten ist? schwerlich ein anderes, als die Gesellschaft, die er pflegt und leitet; und man darf in dieser Rücksicht wohl sagen, daß Göthens Geist auf ihr ruht. 1807.

Unter allen hat Iphigenie, Tasso und Stella am meisten gefallen. Madame Wolf als Iphigenie und Stella und Hr. Wolf als Tasso sind der höchsten Bewunderung werth. Auch Hr. Oels als Orest und Fernando und Mlle. Silie als Leonore von Este gaben diese Rollen vortreflich. Egmont konnte nicht gegeben werden, weil Haidens Rolle noch nicht besetzt ist. Götz von Berlichingen hat einige neue trefliche Szenen erhalten und bildet unstreitig das vollendetste Gemälde, das die dramatische Kunst vom Mittelalter entworfen hat; aber doch wäre zu wünschen, Göthe ordnete dieses Schauspiel besser für dramatische Darstellung. Bequem könnte es in zwei Stücke zerfallen. So wie es jetzt ist, ist es mehr eine dramatische Biographie, als ein Drama, es ermüdet durch seine unverhältnißmäßige Länge, und die Menge bunter Szenen, die unruhig und abgerissen vorübergehn, manches nur andeuten und immer andre Zeiten, andre Orte, andre Gestalten herbeiführen, stören den Eindruck des Ganzen, so treflich sie auch gearbeitet sind. Auch gestehen wir frei, daß uns die Art, wie der Dichter den Entschluß des Götz, sich an die Spitze der rebellischen Bauern zu stellen, motivirt, nicht im Geiste der Ritterzeit gedacht zu seyn scheint. Ebenfalls macht es keine gute Wirkung, daß Weißlingen und Götz im letzten Akt kurz hintereinander, wenigstens der äußern Anschauung nach, auf einerlei Art sterben. Beide sitzen krank, schwach, lebenssatt da, und wenn gleich der erstere durch seine Schwachheit heimlich vergiftet wurde, und der letztere den Giftbecher, den ihm die Welt reicht, mit heroischem Muthe und unverwandtem Blick bis auf den letzten Tropfen geleert hat, so sollte doch dieser innere Gegensatz auch durch einen äußern, und nicht bloß durch Worte, bezeichnet seyn: denn daß das Drama einen Reichthum in Mannigfaltigkeit der Stellungen und Anordnungen verlangt, hat uns Göthe durch manches glänzende Beispiel selbst gelehrt. Mit vieler Energie führte Hr. Graff die Rolle des Götz aus. — Von Schillerschen Stücken sahen wir Don Carlos, Maria Stuart, und Wallensteins Lager. Mademoiss. Jagemann verschmähte in der Maria alle kleinliche Mittel, die Thränen in Fluß zu bringen, sie gab die Rolle mit Würde, mit Hoheit, selbst in der tiefsten Erniedrigung mit Größe. Wallensteins Lager, das genialste Gemälde des Soldatenlebens, wird bekanntlich

1807. von dieser Gesellschaft mit einer Vollendung gegeben, wovon manches andre Theater keine Ahnung hat. Becker, dieser talentvolle Schauspieler, der wie ein Proteus in allen Gestalten sich zu bewegen weiß, gibt den alten Wachtmeister mit hoher Vollkommenheit, und Genast den Kapuziner mit echt komischer Kraft. — Die Brüder, nach Terenz, mit Masken, interessirten nur als Antiquität. Auch Stücke von leichterer Gattung, z. B. die beiden Klingsberge, die drei Gefangenen u. s. w. gaben sie besser, als wir sie hier zu sehen gewohnt sind, nur unsern treflichen Bösenberg und Ochsenheimer, die einzigen, die bei der priv. Gesellschaft eine Idee von Charakterzeichnung im Lustspiel haben, vermißten wir in einzelnen Rollen. Mamsell Elsermann verspricht viel und Hr. Unzelmann spielt mit einer Freiheit und Gewandtheit, die überall des Beifalls gewiß seyn darf. —

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1807, 16. July.

---

1) **Tübingen, b. Cotta: Göthe's Werke. — Erster Band. 1806. 408 S. Zweiter Band. 460 S. Dritter Band. 534 S. Vierter Band. 360 S. 8. Subscriptionspreis: Auf Velinpap. 4 Lthlr. Weiß Druckp. 2²/₃ Lthlr. Ordinär Druckp. 2 Lthlr.**

2) **Ebendaselbst, b. Ebend.: Mahomet, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von Göthe. 1806. 104 S. 8.**

3) **Ebendaselbst, b. Ebend.: Tancred. Trauerspiel, in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von Göthe. 1802. 102 S. 8.**

Der unsterbliche Dichter, von dem wir hier den Verehrern und Beschützern des deutschen Genius den Anfang einer neuen Ausgabe seiner Werke anzuzeigen haben, hat unsere Literatur bekanntlich schon durch zwey Sammlungen derselben verherrlicht. Die erste kam in den Jahren von 1787 bis 1790. im Verlage Herrn Göschens zu Leipzig, unter dem Titel: Göthe's Schriften, in acht Bänden heraus. Eine Zueignung in italienischen Stanzen, den geistvollsten und wohllautendsten, die wohl jemals in deutscher Sprache geschrieben wurden, eröffnet sie, worin der Vf. seine Dichterweihe besungen und den Lesern gleichsam das Allerheiligste der Kunst mit einem Male aufgeschlossen hat. Der Inhalt umfaßt sodann im

ersten Bande: Werthers Leiden; im zweyten: den Götz 1807.
von Berlichingen und die Mitschuldigen; im dritten: Iphigenie auf Tauris, Clavigo und die Geschwister; im vierten: Stella, den Triumph der Empfindsamkeit und die Vögel nach Aristophanes; im fünften: den Egmont, Claudine von Villa-Bella, und Erwin und Elmire; im sechsten: Torquato Tasso und Lilla; im siebenten: den Faust und die Singspiele Jery und Bätely und Scherz, List und Rache; und im achten: das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, das Fastnachtsspiel vom Pater Brey, den Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, und zwey Abtheilungen vermischter Gedichte, die Göthe zuerst in der Iris von Jacobi, dem Rheinischen Moste, dem deutschen Merkur, dem deutschen Museum, der deutschen Monatsschrift, und verschiedenen Musenalmanachen bekannt machte. — Die zweyte, im Unger'schen Verlag, zu Berlin, von 1792 bis 1800, unter dem Titel: Göthe's neue Schriften, in sieben Bänden, erschienene Sammlung, enthält im ersten: den Groß Cophta, den Aufsatz über Cagliostro und die Beschreibung des römischen Carnevals; im zweyten: den Reineke Fuchs; im dritten, vierten, fünften und sechsten: Wilhelm Meisters Lehrjahre, und im siebenten: eine Anzahl Lieder, Balladen, Romanzen, Epigramme und Theaterreden, die aus Schiller's Horen und Musenalmanachen, zum Theil verbessert, und mit einigen noch ungedruckten Gedichten vermehrt, hier aufgenommen wurden.

Beide Sammlungen, welche die Leser in unserer A. L. Z. (Jahrg. 1787. Nr. 241. 1788. Nr. 227. 1792. Nr. 294. 1801. Nr. 1. und 2. und 1804. Nr. 371. und 372.*) angezeigt finden, sind also zweckmäßig geordnet, und empfehlen sich auch durch einen reinen, korrekten Druck, und ein gefälliges Aeußere, das bey der Göschenschen Sammlung noch durch sinnreiche Titelkupfer und Vignetten, von Lips und Geyser, nach Zeichnungen der Angelika Kaufmann und Oesers, verschönert wird. Beide endlich befinden sich, so wie die seitdem in anderm Verlag einzeln erschienenen Producte des großen Dichters, als: Herrmann und Dorothea; Die natürliche Tochter u. s. w., längst in den Händen aller

*) 1787, 8. October; 1788, 20. September; 1792, 9. November; 1801 1. u. 2. Januar; 1804, 31. December.

1807. Freunde und Kenner der Poesie, die sich irgend eine, wenn auch nur kleine Sammlung deutscher Art und Kunst angelegt haben.

Von einer neuen Ausgabe der Göthe'schen Werke stand daher wohl mit Recht nichts Geringeres zu erwarten, als daß sich jene früheren, wenigstens durch möglichste Vollständigkeit und planmäßigste Anordnung, durch eine beträchtliche Bereicherung von noch ungedruckten Stücken, Verbesserungen der vorhandnen, und Ergänzungen bisheriger Fragmente, so wie durch eine noch erhöhtere Eleganz der Form, übertreffen, ja selbst, worauf es der Verleger doch absehen mußte, schlechthin entbehrlich machen werde. Da die Deutschen es in der Unterstützung ihrer schönen Literatur den reichen Britten, die ihren Shakspeare gegenwärtig in nicht weniger als einem halben Hundert, zum Theil prachtvoller, Ausgaben besitzen, leider nicht nachthun können; mithin höchst wahrscheinlich diese neue Edition, auf sehr lange Zeit, die letzte von Göthe's Werken bleiben wird: so war die Erfüllung dieser Erwartungen, die schon ihre Ankündigung erregen mußte, nur um so zuversichtlicher zu hoffen. Wir können daher nicht sagen, wie unangenehm es uns befremdet hat, bey dem Empfange der ersten Lieferung, die in diesen vier Bänden nun vor uns liegt, uns nicht nur in Allem, was wir im voraus uns davon freudig versprachen, getäuscht zu sehen, von Vielem sogar gerade das Gegentheil zu finden. Da wir annehmen dürfen, daß alle übrigen Besitzer dieser neuen Ausgabe, die sich mit gleicher Lebhaftigkeit wie wir dafür interessirt, besonders diejenigen, die durch Subscription daran Theil genommen, diese widrige Ueberraschung mit uns erfahren haben werden (wie wir denn bey Mehrern selbst Zeugen davon gewesen sind): so glauben wir uns in unserer Recension nur als Beweisführer des allgemeinen Urtheils, das bereits entschieden hat, betrachten zu können. Um, was uns als solchen obliegt, gewissenhaft zu leisten, wollen wir uns die gründlichste Prüfung zur Pflicht machen, und gedenken solche erst mit dem Inhalt, dann der Form des Ganzen anzustellen.

Was also zuvörderst den Inhalt betrifft, so kann eine Sammlung von den Werken eines Dichters entweder nach einem geschichtlichen, oder einem ästhetischen Plane angelegt werden. Bey jenem ist es uns um die Ansicht der Subjectivität des Dichters, um den Künstler, bey diesem um die seiner Objectivität, die Kunst, zu thun. Es bedarf wohl kaum eines Beweises, daß der erstere sich mehr für die Werke von Dichtern, die nur eine Gattung der Poesie, als für solche, die mehrere zugleich bearbeitet haben, eignet; bey einem Dichter aber, der, wie Göthe, gleich groß in allen ist,

gar nicht einmal ausführbar seyn würde. Wenn es, z. B. bey den dramatischen Werken Shakspeare's, oder den lyrischen Poesieen Bürger's, um die Bildung der Dichter in ihrer Entwickelung und ihren Fortschritten übersehen zu können, höchst interessant ist, sie in Ausgaben nach streng chronologischer Folge geordnet zu besitzen; wie könnte eine solche Ordnung in der Zusammenstellung der Göthe'schen Dichtungen möglich seyn, ohne auf das unleidlichste die heterogensten Producte der poetischen Kunst unaufhörlich unter einander zu werfen? Desto unerläßlicher wird einem jeden Sammler seiner Werke die Befolgung des zweyten Gesichtspunktes zur Pflicht gemacht werden müssen, und bey keinem andern Dichter der Welt kann dieselbe auch in höherem Grade, für den Künstler wie für den Theoretiker in der Poesie, zugleich instructiv seyn, als aus eben jenem Grunde gerade bey diesem. Wenn es die hohe Universalität in dem Umfang unsrer vaterländischen Poesie ist, was ihren Vorrang vor den beschränktern poetischen Literaturen aller andern neueren Nationen hauptsächlich bestimmt: so ist Göthe unläugbar der Dichter Deutschlands, welcher, in sich allein, diese Universalität, die wir dem Genius unsrer Sprache und der Verspätung ihrer Cultur zu danken haben, vornehmlich repräsentirt. In der Fülle dieses schöpferischen Geistes stellt sich das Höchste, was die Poesie aller Völker und aller Zeitalter in jeglicher Form hervorgebracht, gleichsam wie die Strahlen des Lichts in Einem Brennpunkt zusammentreffend dar. Homer spricht Göthes Leser aus Herrmann und Dorothea, Euripides aus der Iphigenia, Aristophanes aus den Vögeln, Tibull aus den Elegieen, Martial aus den Epigrammen, Dante aus dem Faust, Cervantes aus dem Wilhelm Meister, Shakspeare aus dem Tasso und Götz von Berlichingen an. Raphaelische Gestalten, Gruppen von Ostade und Michael Angelo, drängen sich unserm Blick in seinen Dichtungen an einander vorüber; seine Darstellungen weiblicher Charaktere besonders: Iphigenie, Stella, Cäcilie, Lotte, Lilla, Claudine, Elmire, Dorothea, Eugenie, Clärchen im Egmont, Gretchen im Faust, Mariane in den Geschwistern, die beiden Leonoren im Tasso, Adelheid und Maria im Götz, Marie im Clavigo, Mariane, Mignon, Philine, Aurelie, Natalie und Therese endlich im Wilhelm Meister, — welche unübertrefflich reiche Gallerie von schöner Weiblichkeit, alle an Gestalt und innerstem Wesen verschieden, alle aber an unendlichem Reiz und seelenvoller Wahrheit einander gleich, bilden sie nicht? Die schwärmendste Phantasie, der besonnenste Verstand, der muthwilligste Scherz, der bedeutendste 1807.

1807. Ernst, die tiefste Empfindung, der treffendste Witz; Stärke und Zartheit, Gewalt und Ruhe, Klarheit und Tiefsinn, Alles wechselt in den Werken dieses Dichters, wo man sie aufschlagen mag, so mannigfaltig und doch durch die wunderbare Harmonie seines plastischen Genies, so leicht und innig zur Einheit eines allgemeinen Lebens verbunden, als entfaltete sich uns das große Buch der unergründlichen, unbestimmbaren Natur selbst. Wie lehrreich für das Studium dieses unerschöpflichen Dichters, wie der Poesie im Allgemeinen, wird nun eine, nach den verschiednen Gattungen dieser Kunst, geordnete Sammlung seiner poetischen Werke, nicht seyn müssen? Die höchste Vollendung einer solchen Sammlung geben, hieße freylich nichts Geringeres, als eine vollkommene Eintheilung der Dichtarten aufstellen, eine Aufgabe, mit deren Lösung die Poetik bis jetzt, wie bekannt, leider noch nicht zu Stande gekommen ist. Allein es wäre für jenen Zweck schon genug geschehn, wenn man die Classification der Göthe'schen Werke auch nur nach den allgemeinen Gattungen, die durch das Wesen der Poesie schon geschieden sind, unternähme. Nach diesen Grundsätzen würden wir sie, wenn uns die Redaction einer Ausgabe derselben übertragen worden wäre, etwa in folgender Ordnung aufgestellt haben: Den Anfang hätten wir, nach der Zueignung, die der feyerlichsten Ouvertüre gleich, nothwendiger Weise dem Ganzen, wie man es auch eintheilen möge, jedesmal vorangehen muß, mit den Gedichten gemacht, in denen wir wieder, 1) die lyrischen, (die Lieder und Elegieen), 2) die epischen (wohin wir, außer Herrmann und Dorothea, auch die Balladen, Romanzen, Legenden und die Uebersetzungen des Reineke Fuchs rechnen), 3) die didaktischen (Hans Sachs poetische Sendung, das Fragment die Geheimnisse, die Episteln und sämmtlichen Epigrammatischen Gedichte) zusammengereiht haben würden. Den letztern (die wir, im Sinne der griechischen Anthologie, Epigramme genannt) hätten wir die Theaterreden angehängt, worauf die kleinen Dramolets (das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, das Fastnachtsspiel, der Bahrdtsche Prolog, Götter, Helden und Wieland, die Parodie auf Clodius Medon, der Triumph der Empfindsamkeit, Künstlers Erdewallen, Künstlers Apotheose, Paläophron und Neoterpe) gefolgt wären, die wieder einen schicklichen Uebergang zu den dramatischen Werken gebildet haben würden, in welchen 1) die Tragischen (versteht sich nicht in dem Sinne, daß der Held des Stückes jedesmal stirbt, also: Faust, Tasso, Iphigenie, Götz, Egmont, Stella, Clavigo, die Geschwister, die natürliche Tochter, Mahomet und Tancred,) 2) die Komischen

(Groszcophta, die Mitschuldigen, der Bürgergeneral, die Vögel, Was wir bringen,) und 3) die Singspiele (Claudine von Villa Bella, Lilla, Erwin und Elmire, Jery und Bätely, die Fischerin, Scherz List und Rache, und der zweyte Theil der Zauberflöte,) leicht von einander zu sondern sind. Auf die dramatischen Gedichte hätten wir die Romane: den Werther und Wilhelm Meister; auf diese die Uebersetzungen von Diderots Rameau, dann die Erzählungen (die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, der Sammler und die Seinigen, und die bösen Frauen), hierauf das Mährchen, und zuletzt die beiden, in nicht minder klassischer Prosa geschriebnen, Aufsätze über Cagliostro's Familie und das römische Carneval folgen lassen. Somit wäre der große Kreis der bisherigen dichterischen Bestrebungen Göthe's geschlossen. Da aber der Titel der vorliegenden Sammlung uns nicht bloß seine poetischen, sondern: „Göthe's Werke" überhaupt verheißt: so legen wir auch noch unsre Gedanken über die Anordnung der Schriften vor, durch welche der philosophische Forschungsgeist dieses außerordentlichen Autors zugleich die Wissenschaft in mehr als einem ihrer mannichfaltigen Gebiete erweitert hat. Sie theilen sich von selbst in Werke über Kunst und Natur. Zu jenen wird von dem Studium der poetischen, ein verständiger Schüler dieses großen Meisters, wohl am zweckmäßigsten durch die Lesung der Uebersetzung von Benvenuto Cellini's Lebensbeschreibung übergehn, der Göthe bekanntlich einen eignen, auf Sitten, Kunst und Technik im Allgemeinen bezüglichen, Anhang beygefügt hat. Diesem Werke würden wir die Schrift über Winkelmann und sein Jahrhundert an die Seite stellen, der dann die Göthe'schen Abhandlungen aus den Propyläen, seine Programme über bildende Kunst, aus unsrer und der Jenaischen A. L. Z. und andere bisher zerstreut gewesenen Aufsätze artistischen Inhalts, z. B. der 1773. gedruckte über deutsche Baukunst, folgen müßten. Diesen würden wir den: Versuch über die Schauspielkunst nach Mercier mit einem Anhange aus Göthe's Brieftasche, nebst dem Aufsatz über das Weimarsche Hoftheater im Journal der Moden, anreihen, dann den Versuch über die Dichtungen, nach dem Französischen der Frau von Stael, und hierauf die Göthe'schen Recensionen folgen lassen. Die naturphilosophischen Werke: der Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, die Idee über organische Bildung, und die Optik, bestimmen sich ihre Rangordnung von selbst.

1807.

1807. Gewiß wird keiner unsrer sachkundigen Leser den ästhetischen Zusammenhang in diesem Cyklus von Göthes sämmtlichen Werken, den wir hier, so vollständig als es bis jetzt möglich war, umschrieben haben, verkennen und, daß er der Absicht, die wir uns dabey vorgesetzt, nicht entspräche, behaupten wollen. Unterzöge sich ein Herausgeber der Göthe'schen Werke nach diesem Entwurf noch der sich gewiß sehr belohnenden Mühe, bey jedem einzelnen die Zeit seiner ersten Erscheinung auszumitteln, und, als Resultat dieser Untersuchungen, ein möglichst genaues chronologisches Register über das Ganze hin zu zufügen: so würde dadurch auch für den historischen Zweck nicht wenig gewonnen und dem Interesse für beide Gesichtspunkte Genüge geleistet werden können.

An eine solche Planmäßigkeit ist nun aber leider bey der gegenwärtigen Cotta'schen Ausgabe gar nicht zu denken, wie schon eine bloß summarische Inhaltsangabe der bis jetzt davon erschienenen Theile unsern Lesern zeigen wird.

Der erste Band enthält die Gedichte, der zweyte und dritte den Wilhelm Meister, und der vierte: 1) die Laune des Verliebten, ein bisher noch ungedruckt gewesenes Schäferspiel, in einem Acte; 2) die Mitschuldigen; 3) die Geschwister; 4) und 5) die Uebersetzungen von Mahomet und Tancred nach Voltaire; und 6) ein gleichfalls hier zum erstenmal gedrucktes Fragment: Elpenor. — Man sieht, eine planlosere, grellere Zusammenstellung war kaum denkbar. Zugleich aber ist dadurch eine bessere Ordnung auch für die folgenden Theile unmöglich gemacht worden, denn die Romane, die Tragödien, die Lustspiele des Dichters, bleiben nun einmal hier auf das seltsamste von einander gerissen.

Eben so tadelnswerth, wie die allgemeine der Werke überhaupt, ist die speciellere Anordnung der Gedichte. Sie sind eingetheilt in Lieder, vermischte Gedichte, Balladen und Romanzen, Elegieen, Episteln und Epigramme. Nicht zu gedenken aber, daß in einer bezeichnenden Eintheilung von vermischten Gedichten, in welche Klasse man füglich alle werfen könnte, gar nicht die Rede seyn sollte, so wird auf den ersten Blick klar, daß mit den angenommenen Rubriken nicht einmal eine richtige Bestimmung durchgängig verbunden ist. So findet man z. B. unter den Liedern, die Antworten bey einem gesellschaftlichen Fragspiel, und das Lied: die Spinnerin, unter den Balladen. Die vermischten Gedichte enthalten theils lyrische Stücke, und zwar der höchsten Art, z. B. das unüber-

treffliche Gedicht an die Phantasie meine Göttin; Prometheus, 1807.
Ganymed u. s. w., theils epigrammatische, wie: das Sinngedicht auf den Herzog Leopold von Braunschweig, der Ackermann, Anacreons Grab, die Geschwister, Zeitmaß, Warnung, Einsamkeit u. a. m., obgleich am Schlusse des Bandes eine eigne Abtheilung für die Epigramme vorhanden ist, in welcher diese dann wieder fehlen. Ueberhaupt aber können wir diese Sammlung der Göthe'schen Gedichte nicht anders als eine sehr nachlässige nennen. Die Sammlung des siebenten Bandes der Ungerschen Ausgabe ist offenbar, wie schon die, nur mit der Rubrik vermischte Gedichte vermehrte, Classification zeigt, dabey zum Grunde gelegt worden. In dieser Sammlung aber fanden sich aus Versehen, das Veilchen aus Erwin und Elmire, der untreue Knabe aus Claudine von Villa Bella, der König in Thule aus dem Faust, und der Sänger aus dem Wilhelm Meister, mit aufgenommen. Gleichwohl sind eben diese Gedichte auch hier wieder mit abgedruckt worden. Nun würde es uns zwar, wiewohl auch andern Verehrern der Göthe'schen Muse, ganz erwünscht seyn, die in jenem Roman und den Schauspielen zerstreuten Lieder noch einmal unter den lyrischen Gedichten zu besitzen, um den Kreis derselben vollständig überschauen zu können; allein dann müßten sie, wie sich von selbst versteht, auch sämmtlich ausgezogen werden, was hier aber nicht geschehen ist; denn alle übrigen, in den dramatischen Werken und dem Wilhelm Meister enthaltenen Gesänge, z. B. Kennst Du das Land u. s. w. sucht man vergebens. Was im Uebrigen die Vollständigkeit dieser Sammlung betrifft: so sind nun wohl zu denen aus der Ungerschen (mit Ausschluß der Theaterreden) hier abgedruckten Gedichten, die meisten aus der ältern Göschenschen; und dem von Wieland und Göthe bey Cotta herausgegebnen Taschenbuch für das Jahr 1804.; ferner die, welche unter dem Namen Justus Amman im Schillerschen Musenalmanach 1799. standen (am Flusse, die Musageten, und die Dithyrambe); so wie der Besuch, der Chinese in Rom, und der neue Amor aus den Jahrgängen 1796. 1797. und 1798. eben dieses Almanachs; die Sinngedichte Phöbos und Hermes und Spiegel der Muse aus den Propyläen, und die zwey Episteln aus den Horen, hinzugefügt worden. Dagegen haben wir aber auch, zu unserm nicht geringen Verdrusse, mehrere der trefflichsten Stücke vermißt, wie z. B. aus dem achten Bande der Göschenschen Sammlung: Lilis Park, Hans Sachsens poetische Sendung, Auf Miedings Tod, und die Geheim-

1807. nisse; — aus dem siebenten Bande der Ungerschen Sammlung: die sämmtlichen Theaterreden, die bekanntlich vor kurzem wieder mit einem geistreichen zu Leipzig gehaltnen Prolog und Epilog bereichert worden sind; — aus den Horen: das Gedicht auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen; — aus dem Taschenbuch: der Maskentanz, und aus den Schillerschen Musenalmanachen, J. 1798. die Legende, und J. 1799. auf den 1. Oct. 1797. und die Stanzen. Auch aus ältern Zeitschriften, besonders den Leipziger Musenalmanachen, würde noch manches, jetzt vielleicht gar nicht mehr gekannte, Gedicht zu gewinnen gewesen seyn, wie wir denn hier nur folgende schöne Ode, die sich im Jahrgang 1777. derselben befindet, auszeichnen wollen.

An Herrn Professor Zachariä.
(den 14. August 1767.)

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
u. s. w.

— Daß Herrmann und Dorothea von den Gedichten ausgeschlossen worden, wollen wir nicht rügen, da es als ein Epos wahrscheinlich seine besondere Stelle erhalten wird, obwohl die Elegie: Herrmann und Dorothea, die sich hier Seite 344. findet, im genauesten Zusammenhange damit steht. Ganz unbegreiflich ist es uns aber, wie das mehrerwähnte unvergleichliche Gedicht der Zueignung nicht nur nicht wieder, zur Eröffnung des Ganzen, vorangestellt, sondern gänzlich hat übergangen werden können. Statt dessen beginnen Göthe's Werke hier mit der Tändeley An die Günstigen:

Dichter lieben nicht zu schweigen
u. s. w.

— Auch von den Xenien, die nicht nur in der Geschichte des Epigramms, sondern selbst unsrer Kritik (in so fern neuere Kunstrichter, besonders die beiden Schlegel, darauf fortgebaut haben,) eine so bedeutende Epoche bezeichnen, hätten von denen, die Göthen zugehören, doch wenigstens die, welche nicht bloß persönliche Beziehung haben, hier aufgenommen werden sollen; um so mehr als Schiller, in der Herausgabe seiner Gedichte, mit seinem Beyspiel darin, vorangegangen ist. Die hier zusammengestellten Epigrammen enthalten aber bloß die venetianischen, die Weissagungen des Bakis, und die nach den vier Jahreszeiten abgetheilten Distichen, welche letztere zuerst in dem

Schillerschen Musenalmanach für das J. 1797. unter den Ueberschriften: Vielen, Einer, Tabulae votivae und die Eisbahn, erschienen. Einige darunter, z. B. Seite 402. Nr. 45. und S. 403. Nr. 54. und 55. befinden sich seltsamer Weise auch in Schillers Gedichten (2. Aufl. 1. Theil S. 308. und 320.), worauf wir hier nur aufmerksam machen wollen, ohne uns über das Eigenthumsrecht des einen oder andern Dichters daran, ein Urtheil anzumaßen. 1807.

Was nächst der Anordnung, oder vielmehr Unordnung, des Ganzen, die Verbesserungen einzelner Theile, in dieser neuen Ausgabe anbelangt: so haben wir bey einer sehr sorgfältig angestellten Vergleichung mit den frühern, nur eine unbeträchtliche Anzahl derselben, und diese wenigen durchgängig bloß den Ausdruck betreffend, gefunden. Da sie indeß auch in dieser Hinsicht für die Kritik nicht ohne Interesse, und die ältern Lesarten nirgend bemerkt sind: so glauben wir, daß einem großen Theil unserer Leser, und besonders den Besitzern der ältern Ausgaben, die sich die gegenwärtige anzuschaffen nicht geneigt seyn dürften, eine vollständige Anzeige der erheblichsten willkommen seyn werde.

(Folgt Vergleichung der verschiedenen Texte.)

— Bey Wilhelm Meisters Lehrjahren hatten wir erwartet, die Gelegenheit des neuen Abdrucks zu einigen Verbesserungen, wenn in sonst nichts, doch wenigstens in der Zeichnung der Hauptperson dieses außerordentlichen Romans benutzt zu finden. Zugestanden auch, was der Dichter selbst über die Theorie des Romanes darin sagt: (5. Buch 7. Kapitel) daß der Romanheld, im Gegensatz des dramatischen, leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend seyn müsse: so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Passivität in dem Charakter des Wilhelm Meister, der man wohl vornehmlich das Gefühl der Nichtbefriedigung zuzuschreiben hat, welches der größte Theil des Publikums, und gewiß nicht mit Unrecht, bey der Lesung empfunden, weder hinreichend motivirt, noch vollkommen gehalten ist. Dieß findet besonders in der Geschichte seines Verhältnisses zu Marianen statt. Das Motiv der Trennung Wilhelms von Marianen, auf welcher das ganze Gebäude des Romans doch lediglich beruht, ist in der That um nicht viel besser, als es die Motive der meisten Katastrophen in der französischen Tragödie, namentlich der Zayre von Voltaire, sind. Das Unwahrscheinlichste muß geschehn, um das Ungeheuerste daraus herbey zu leiten. „So groß“ heißt es im eilften Kapitel des ersten Buches, „war seine Leidenschaft, so rein seine Ueberzeugung, er

1807. handle vollkommen recht, sich dem Drucke seines bisherigen Lebens zu entziehen, und einer neuern edlern Bahn zu folgen, daß sein Gewissen sich nicht im mindesten regte, keine Sorge in ihm entstand, ja daß er vielmehr diesen Betrug (gegen seine Aeltern und Verwandte) für heilig hielt." In dieser Tiefe und Ruhe des Gefühls zugleich, stellt sich die Liebe Wilhelms zu Marianen uns im ersten Buche dar. Die Entdeckung eines Billets, dessen Inhalt ihn zum erstenmale an ihrer Gegenliebe zweifeln läßt, macht den Uebergang zum zweyten, in dem er mit einemmal als ein völlig anderes Wesen erscheint. Ohne nähern Aufschluß nur zu verlangen, vielweniger die Geliebte selbst zu prüfen, beschließt er, sie auf immer und ewig zu verlassen. Mit diesem Entschluß hätte der Dichter denn wenigstens sogleich die Entfernung des Jünglings aus seiner Vaterstadt bewirken sollen. Statt dessen aber läßt er ihn, ehe er seine Reise antritt, noch mehrere Jahre, — die übersprungen werden (s. 2. Buch 1. Kap.) — ganz in der Nähe Marianens, und doch ohne daß er sie (eine Schauspielerin) auch nur ein einziges mal wiedersähe, oder sich um ihr ferneres Schicksal im mindesten bekümmerte, leben, und in diesem Sprunge, aus dem sich gleichwohl alles Folgende entwickelt, dünkt uns eben das Unnatürliche der Anlage des Ganzen zu bestehn. Alle die psychologischen Gründe, die der Dichter, gleichsam zu seiner Beschönigung, deßhalb im Eingange des zweyten Buches vorbringt, wie scharfsinnig gedacht, wie geistvoll dargestellt sie auch sind, erklären hier, so wie die Sophistik und Cabale Werners, über die der Leser späterhin (7. Buch 8. Kap.) erst Aufschluß erhält, so viel als Nichts. So sich leidend zu verhalten, mußte dem Liebhaber, der sich zu Anfang des Werkes uns zeigt, unmöglich seyn; er hätte den Zweifel wenigstens erst zur Ueberzeugung erhoben; und konnte es der Liebhaber, so konnte es doch gewiß — der Vater nicht. Daß Wilhelm, da er seine Geliebte auf die bloße Entdeckung jenes Billets hin, ohne Abschied, verließ, sich als solchen betrachten durfte, ja betrachtete, zeigen verschiedene Stellen zu Ende des siebenten Kapitels im ersten Buche, zu Anfang des achten im zweyten u. a. m. Dazu kommt noch, daß der Dichter das Andenken Wilhelms an diese seine erste Liebe, durch sehr absichtlich erfundene Anläße, sich unaufhörlich erneuern läßt. In dieser Lage finden wir ihn z. B. in seinem älterlichen Hause, an dem rührenden Abend, wo er die Reliquien von Marianen, mit seinen dichtrischen Versuchen den Flammen übergiebt (2. Buch 2. Kap.), und gegen Werner der ihn überrascht, in die Worte ausbricht: „Nein! — auch ihr An-

„denken soll bey mir bleiben, mit mir leben und sterben, das 1807.
„Andenken der Unwürdigen — ach mein Freund! wenn ich von „Herzen reden soll, — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! „Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bey mir ent„schuldigt. Ich bin zu grausam gewesen — War 's nicht mög„lich daß sie sich entschuldigen konnte? War's nicht möglich? „Wie viele Mißverständnisse können die Welt verwirren? — Wie „oft denke ich mir sie, in der Stille für sich sitzend, auf ihren Ellen„bogen gestützt. — Das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, „die er mir zuschwur" u. s. w. — So sehn wir ihn, auf seiner Reise, in dem Zustand nach der Unterredung, die er mit dem polternden Alten über Marianen gehalten. „Alle seine alten „Wunden" heißt es (2. B. 8. K.) „waren wieder aufgerissen, und „das Gefühl, daß sie seiner Liebe nicht ganz unwürdig gewesen, „wieder lebhaft geworden. — Er sah sie als Wöchnerin, als „Mutter in der Welt herum irren, wahrscheinlich mit „seinem eignen Kinde herumirren, Vorstellungen, welche das „schmerzlichste Gefühl in ihm erregten." — So erscheint seiner Einbildungskraft Mariane wieder, und „fleht um sein Andenken," als er in der seltsamen Verkleidung die schöne Gräfin erwartet (3. B. 10. Kap.) so, als er auf Serlo's Theater die Dekoration genau so findet wie auf der Bühne seiner Vaterstadt, da ihm bey einer Probe, Mariane „lebhaft ihre Liebe bekannte, und ihm die erste glückliche Nacht zusagte," (5. B. 8. Kap.) so, als ihn Friedrichs rothe Uniform „an den so sehr geliebten Rock Marianens erinnert", er sich Philinen die den jungen Officier für eine ihrer Freundinnen ausgiebt, zu Füßen wirft und sie mit dem lebhaftesten Ausdruck der Leidenschaft bittet und beschwört: „Lassen Sie mich „das Mädchen sehn! Sie ist mein! Es ist meine Mariane! Sie, „nach der ich mich alle Tage meines Lebens gesehnt habe, sie, die „mir noch immer statt aller andern Weiber in der Welt ist! „Gehen Sie wenigstens zu ihr hinein, sagen Sie ihr, daß ich hier „bin, daß der Mensch hier ist, der seine erste Liebe und das ganze „Glück seiner Jugend an sie knüpfte. Er will sich rechtfertigen, „daß er sie unfreundlich verließ" u. s. w.: so endlich in dem wunderbaren Traume, den er in der Nacht nach seiner Ankunft bey Lothario hat (7. B. 1. Kap.) und worin er „liebevoll, und ohne „Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses" mit ihr spricht. — Durch alle diese Scenen, die eine Reihe der schönsten und meisterhaftesten Partien dieses erfindungsreichen Gemäldes bilden, sieht der Leser mit einem peinlichen Gefühl „die Empfindung, die

1807. „er schon lange getödtet glaubte, sich stets wieder zu bewegen an„fangen, und die Leidenschaft, über die Wilhelm, abgeschieden von „seiner Geliebten, Herr geworden war, immer wieder von neuem „mächtig werden" ohne daß der Held doch dadurch zu irgend einer Handlung bestimmt würde. Vielmehr läßt er aller Vorwürfe die er sich macht, aller Deklamationen, in denen er sich selbst auf das heftigste anklagt, ungeachtet, von den übrigen Personen des Romans, die nicht so wohl um seiner, als um ihrer selbst willen, da zu seyn scheinen, jedes mal gleich darauf sich wieder thatlos leiten und schieben; und so wird endlich der herzzerreißende Moment herbey geführt, da er in Aureliens Dienerin die alte Barbara erkennt, die ihm in Felix seinen Sohn zuführt, und in mitternächtlicher Stille, die Kunde von Marianens Unschuld, Leiden und Tode, mit ihren nachgelaßnen Briefen überbringt; welche die letzten Worte seiner nun zwar gerechtfertigten aber unwiderbringlich auch verlornen Geliebten enthalten. Eine Scene, die, mit der Todtenfeyer Mignons, zu dem Höchsten gehört, was die tragische Kunst ältrer und neuerer Dichter jemals ersonnen hat, und den Eindruck der folgenden, da Wilhelm sich gleich nachher von Laertes in ein — Kaffeehaus führen läßt (7. B. 8. Kap.), um so widriger macht. — So stellt sich eben der Mangel an poetischer und psychologischer Einheit, der in dem Charakter seines Lieblingshelden Hamlet offenbar wird, an Wilhelm Meister selbst uns dar; und gerade wie bey Shakspeare, wirkt auch bey Göthe die Empfindung des Vermissens jener Harmonie, zerstörend auf den Genuß und die Bewunderung seines Kunstwerks. Wie nun Göthe in eben diesem Roman eine vortreffliche Idee, jenen Mangel im Hamlet durch eine zarte Aenderung zu heben, entwickelt hat, so würde es seiner Hand leicht gewesen seyn, auf eben die Weise auch der Zeichnung seines eignen Helden, in dieser und anderer Beziehung, so wie dem Ganzen des Romans überhaupt, dessen Interesse im letzten Theile, wo die Begebenheiten sich allzu sehr häufen und drängen, wohl mehr ein geschichtliches als poetisches ist, die letzte Vollendung zu geben. Leider aber beschränken sich auch hier alle Verbesserungen der neuen Ausgabe lediglich auf einige correctere Wortstellungen.

(Folgen einige Beispiele.)

— Aber selbst solcher Verbesserungen könnten unsres Bedünkens gar wohl noch mehrere und bedeutendere seyn: so sehr wir auch überzeugt sind, daß der lieblich nachlässige Fluß der Erzählung,

der die Diction dieses Romans charakterisirt, im Ganzen zu der 1807.
Form und dem Ton gehöret, durch welche er eben zu einem classischen Dichterwerk gestempelt wird. Wenn es z. B. Th. 3. S. 434. heißt: „als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen,“ so läßt sich hier der Tod, sowohl auf das Wort Kind als mein Leben beziehen. Besonders aber hätten wir gewünscht, einige gar zu sehr aus dem gemeinen Leben hergeholte Gleichnisse, die sich aus dem alles auffassenden Beobachtungsgeist des Dichters erklären lassen, unterdrückt, oder mit edleren vertauscht zu finden. Dahin rechnen wir unter andern die Stelle wo er (Th. 2. S. 86.) von der Liebe das Bild gebraucht: „sie sey eine so starke Würze daß selbst schaale und ekle Brühen davon schmackhaft werden,“ oder wenn er (S. 88.) den abgelegten Putz Marianens, mit dem glänzenden Kleide eines abgeschuppten Fisches“; den Herzenszustand ihres Geliebten nach der Predigt die ihm Werners Weisheit gehalten (S. 93.) mit „Einem dem ein ungeschickter Zahnarzt einem schadhaft festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran geruckt hat“; Marianen selbst (S. 132.) mit einem „Kloben, an dem die Strickleiter eines Abentheurers befestigt ist“; die wechselnden Liebesblicke Wilhelms und der Gräfin (S. 285.) mit „zwey feindlichen Vorposten die sich ruhig und lustig zusammen besprechen; ohne an den Krieg zu denken in welchem ihre beiderseitigen Parteyen begriffen sind“; und das Herz der Gräfin (S. 324.) mit einer „verborgenen Kapsel“ vergleicht. So gestehn wir auch, daß in der unübertrefflichen Schilderung der Situation Mignons am Schlusse des zweyten Buches (S. 229.) das Bild: „sie warf sich ihm, wie ein Ressort das zuschlägt, um den Hals“ und in dem nicht minder rührenden Liede, das sie im Duett mit dem alten Harfner singt: „Nur wer die Sehnsucht kennt“ u. s. w. der gar zu physische, wir möchten sagen medicinische Ausdruck: „Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide“, uns bey jedesmaliger Lesung auf das empfindlichste gestört hat. Niemand wird allen diesen Gleichnissen Wahrheit absprechen können, aber das Gleichniß eines Dichters soll nicht bloß treffend, es soll auch poetisch seyn, und nur in dieser Rücksicht kann die ästhetische Kritik die angeführten Stellen nicht ganz ungerügt lassen; wenn sie dagegen folgenden (Th. 2. S. 310.): „Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen (Shakspeare's) Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und

1807. Gehäuse man von Krystall gebildet hätte, sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen das sie treibt", und (Th. 3. S. 482.) „Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberschiffchen, vor uns sich hin und wieder bewegen, und unaufhaltsam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen und angelegt haben", ihren unbedingten Beyfall ertheilen muß.

In dem Lustspiel, Die Mitschuldigen, sind blos folgende zwey Stellen:

(2. Aufz. 4. Auftr. nach Söllers Worten: ließe mir das Küssen):

Sophie (zu Alcest.)
Grausamer, laß mich los!

und (3. Aufz. Ende des 7. Auftr.):

Alcest.
— — — Sag ihr mit kaltem Blut:
u. s. w.

ohne Zweifel, weil sie dem Dichter etwas zu kräftig schienen, gestrichen, und ein paar andere ähnliche gemildert worden, als im 3. Aufz. 8. Auftr. der Vers:

Er läßt der jungen Frau das kalte Bett allein,

wofür es nunmehr heißt:

Er läßt die junge Frau zur Winterszeit allein.

Der goldne Spruch des Wirthes, gleich im 1. Auftr. des 1. Aufzugs:

Einmal ein Lumpenhund, bleibt man's in Ewigkeit,

hat, wir wissen nicht warum, die Veränderung erhalten:

Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit,

welcher wir die ältere Lesart vorziehn. Sehr zu wünschen aber wäre gewesen, daß der etwas matte Schluß des Stücks geändert, und die Catastrophe der Handlung mehr dramatisch motivirt worden wäre. Wollte der Dichter davon nicht abgehn, daß die Entdeckung des Diebstahls durch den Dieb selbst gemacht wird; so mußte er dies wenigstens auf eine eben so komische Weise, wie es Lessing in seinen Juden gethan hat, bewirken: da hingegen die Art, wie Söller sich kund giebt (Ende des 9. Auftr. im letzten Akt), weder dem Charakter dieser Rolle gemäß, noch für den Zuschauer belustigend ist.

Das unvergleichliche kleine Schauspiel, die Geschwister, so wie das Voltaire'sche Trauerspiel Tancred, haben wir durchaus unverändert abgedruckt, und im Mahomet nur die einzige Stelle in der Unterredung Sopir's mit Omar (1. Akt 4. Auftr.): 1807.

Den Menschen sieh in Mahomet! Es hob
Nur nach und nach dies Scheinbild sich zum Himmel
u. s. w.

mit folgender vertauscht gefunden:

Den Menschen sieh in Mahomet! Gesteh!
Du hobst ihn, Du, zu dieser Himmelshöhe.
u. s. w.

— Indessen bleibt die Uebersetzung dieser Stelle auch jetzt noch, wie man sieht, wenigstens eine sehr freye. Ueberhaupt aber müssen wir gestehen, daß wir gerade bey diesen beiden Trauerspielen auf eine bedeutende Anzahl von Verbesserungen in einer neuen Ausgabe vorzüglich gerechnet hatten. Die Uebersetzungskunst bleibt im Allgemeinen, auch für den größten Meister, immer eine Aufgabe, die ins Unendliche hin gelöst werden kann, und in dem vorliegenden Falle dürfte man, eine größere Annäherung an dieses Ziel zu erwarten, besonders berechtigt seyn. Da beide Uebersetzungen in unserer A. L. Z. noch nicht gewürdigt worden: so schließen wir unsere noch schuldige Beurtheilung derselben, die zugleich den Beweis für jene Behauptung geben wird, in diese Anzeige mit ein.

Man weiß, wie schön der verewigte Schiller in seiner trefflichen Epistel an Göthe (Schillers Gedichte Th. 1. S. 270.) die Absicht dieser Uebersetzungen desselben entwickelt hat:

— nicht in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst Du dieß Spiel der alten Zeit.
— — — — — —
Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie.
Nur bey dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.
Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,

1807. Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig roh[illegible]
Die Sprache selbst erhebt sich i[illegible] Töne,
Es ist ein Reich des [illegible]ym zum Lied.
In edler Ordnung [illegible]ohllauts und der Schöne,
Zum ernsten [illegible]greifet Glied in Glied;
Und die [illegible]empel füget sich das Ganze
[illegible]ewegung borget Reiz vom Tanze.

Göthe selbst hatte früher schon im Wilhelm Meister (3. Buch 7. Kap.) einige Vorzüge des französischen Trauerspiels nach seiner Art auseinandergesetzt, und in einem Aufsatz über das Weimarische Hoftheater im Journal der Moden (März 1802.) erklärt er, daß er die metrische Uebersetzung vom Mahomet und Tancred, „um die sehr vernachlässigte, ja von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rythmische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen, so wie zur Uebung einer gewissen gebundenern Weise in Schritt und Stellung“ unternommen habe. Die Freunde und Kenner unsres Theaterwesens mußte es mit Recht befremden, daß dabey der Verdienste Gotters und Ifflands, die beide, (jener in der Vorrede zum zweyten Bande seiner Gedichte, dieser in seinen Fragmenten und seiner Biographie) längst Alles gesagt hatten, was sich zur Apologie des französischen tragischen Theaters, gegen Lessings strenge Kritik, sagen läßt, gar nicht gedacht wurde. Dieses Stillschweigen war um so auffallender, als Gotter durch seine Electra, Merope und Alzire, und Iffland durch seine Direction eines Theaters, das Er zu dem ersten Deutschlands erhoben, nicht nur die Vorzüge der französischen Tragödie dargestellt und empfohlen, sondern die wirkliche Wiedereinführung derselben wie des rythmischen Drama's auf unserer Bühne, bereits mit dem glücklichsten Erfolge begonnen hatten. Gotters Beyspiele folgte (zunächst vielleicht durch den Humboldt'schen Aufsatz über das französische Theater in den Propyläen veranlaßt) Göthe, dem sich Schiller mit seiner Phädra anschloß, worauf denn der Troß der Nachahmer, Aug. Bode, Ant. Niemeyer u. s. w. geschäftig worden ist, unsere Bühne mit Uebersetzungen französ. Trauerspiele mehr oder minder schlecht zu bedienen. Gotter war aber doch nicht nur der erste, der seit Lessings Vernichtung der Gottsched'schen Schule und Schröder's Einführung der englischen Tragödie, diese Bahn wieder betrat; er leistete zugleich das Vollendetste, was auf derselben für die deutsche Bühne bisher gewonnen worden ist. Denn wie manches Schöne sie im Einzelnen

auch enthalten, so muß man doch gestehen, daß die Göthe'schen 1807.
Nachbildungen von Voltaire's Tancred und Mahomet weder den Gotter'schen von dem Orest, der Merope und Alzire eben dieses Dichters den Rang streitig machen, noch den Zwekken, die Schiller und Göthe selbst davon angegeben haben, vollkommen entsprechen. Gottern steht Göthe schon in so fern nach, als er sich nicht, wie dieser, auch die Form des Originals in ihrer Eigenthümlichkeit wieder zu geben, zur Pflicht machte, sondern statt der gereimten Alexandriner den reimlosen fünffüßigen Jamben für seine Uebersetzungen wählte. Aber auch in Rücksicht auf Eleganz, Kraft, Zartheit, Wohllaut und selbst Richtigkeit des Ausdrucks bleibt er hinter seinem Vorgänger zurück. Nicht selten ist der ganze Sinn des Originals in der Uebertragung verloren gegangen.

(Folgen einige Stellen.)

Diese Beyspiele werden hinreichend seyn, unsern Lesern zu beweisen, daß diese Uebersetzungen, wenn sie auch den Vorwurf eines andern Rec.: daß Göthe dadurch habe Voltairen entgelten lassen, was dieser an Shakspeare gesündigt, nicht verdienen, doch — um „der sich zum Lied erhebenden Sprache", und „des Reiches des Wohllauts und der Schöne" willen, aus welchem „der Natur nachlässig rohe Töne verbannt sind", — gar mancher Verbesserungen noch in einer neuen Auflage bedurft hätten.

Was diese erste Lieferung von Göthes Werken an ganz neuen, bisher noch ungedruckt gewesenen Stücken enthält, beschränkt sich auf ein paar einzelne Gedichte und zwey kleine Schauspiele, deren wir schon oben erwähnt haben: die Laune des Verliebten und Elpenor.

Von den Gedichten theilen wir hier nur ein Sonett, welches Göthe (wie man auf Erstarrte durch Frost zu wirken pflegt) wider die Sonettensucht unsrer neusten Dichterlinge geschrieben hat, als ein Wort, das zu beherzigen die höchste Noth thut, mit:

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.
u. s. w.

Wenn dieses Geständniß eines Göthe das Uebel nicht curirt, so muß man leider glauben, daß es unheilbar ist. — Die Laune des Verliebten, ein (schon in frühern Jahren, vom

1807. Dichter, wie wir wissen, entworfenes) Schäferspiel in einem Acte, darf man unbedingt das Vortrefflichste nennen, was unsere Literatur in dieser Gattung besitzt. So wahr, so zart, so rein poetisch, ist der Streit der Liebe und Eifersucht auf unsrer Bühne noch nicht geschildert worden, als ihn die Kunst dieses, im Erotischen unübertreffbaren Dichters hier in einer der leichtesten und einfachsten Handlungen, zwischen zwey Liebespärchen, Egle und Lamon, und Amine und Eridon darzustellen gewußt hat, und lieblicher kann kein Eifersüchtiger jemals geheilt worden seyn, als es hier der Schäfer Eridon in der Schule der reizenden Egle wird, während ihr Geliebter seine Amine zum Tanz geführt hat.

(Folgen einige Stellen.)

Die gereimten Alexandriner in denen dieses anmuthige Dramolet geschrieben ist, sind, wie man schon aus den angeführten Stellen sieht, die vollendetsten, die unsere Sprache aufzuweisen hat, und könnten selbst die entschiedensten Verächter dieses Versmaaßes sich mit demselben auszusöhnen vermögen.

Elpenor ist leider nur ein Fragment, und zwar nicht in dem Sinne wie der Faust, der auch wie er jetzt ist, doch ein vollkommen in sich abgeschlossnes Ganze bildet; sondern ein wirkliches Bruchstück; das ohne eine künftige Ergänzung uns ein unaufgeschloßnes Räthsel bleibt.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Je tiefsinniger der Plan des Ganzen entworfen, je schöner das Einzelne des hier davon Angeführten ist: desto mehr muß man nur bedauern, daß der große Dichter dieses echt antike Kunstwerk, das in seiner Vollendung, der Iphigenie gewiß unmittelbar an die Seite zu stellen gewesen seyn würde, — als ein Fragment uns hinterlassen will.

So schätzbar nun diese Zugaben, mit denen dieser neue Abdruck der Götheschen Werke bereichert worden, sind; so wenig wird es doch einem Besitzer der ältern Drucke derselben zu verdenken seyn, wenn er um ihretwillen allein, sich die gegenwärtige Ausgabe ganz anzuschaffen, nicht geneigt ist; da diese Edition ihm nur wenige Verbesserungen darbietet, die Gedichte Göthe's nicht einmal vollständig enthält, und dem Werthe jener frühern sowohl durch die Nachlässigkeit ihrer innern Einrichtung, als in Rücksicht der äußern Form weit nachsteht.

Von der Letztern ist uns jetzt noch etwas zu sagen übrig. Wir gestehn offenherzig, daß wir uns in dieser Hinsicht, gleich als wir

hörten, daß die neue Ausgabe der Götheschen Werke im Cotta- 1807.
schen Verlag erscheinen werde, das Wenigste versprachen. Aber wenn wir auch kein Meisterwerk der typographischen Kunst, wie es ein Göschen, Degen, Unger, Sander oder Vieweg geliefert haben würde, von Hrn. Cotta zu erhalten, hoffen konnten; so erwarteten wir doch wenigstens, daß er seine Vorgänger, indem er ihnen nachdruckte, zu übertreffen, und dem unsterblichen Dichter ein Denkmal, das seiner nicht unwürdig wäre, zu errichten bemüht seyn würde. Zu dieser Erwartung berechtigte uns nicht nur die vielverheißende Ankündigung des Hrn. Cotta, der bald darauf in seinem Morgenblatt die Versichrung folgte: Der „berühmte Verleger habe an dieser neuen Ausgabe, gehandelt und gearbeitet wie ein edler Mann" — sondern vornehmlich die Größe des Gegenstandes, und die Höhe der Vollendung, zu welcher jene Männer, „die mit echt deutschem Patriotismus, leichtern und gewiß schneller zum Ziele führenden Unternehmungen entsagen, um dafür zu sorgen, daß Werke, die ein sichres Eigenthum der Nachwelt sind, vor dieser auch in einem würdigen Gewand erscheinen," die typographische Kunst in unserm Vaterlande erhoben haben.

Unglücklicher Weise ist diese Erwartung so wenig befriedigt worden, daß vielmehr das gerade Gegentheil erfolgt ist. — Von den drey angezeigten Ausgaben ist die auf Velinpapier, laut einer öffentlichen Bekanntmachung, verunglückt, und daher gar nicht erschienen; die auf dem sogenannten ordinären Druckpapier aber verdient recht eigentlich eine Edition nicht auf Papier velin, sondern Papier vilain genannt zu werden, und die auf weißes Druckpapier, haben wir um nicht viel besser gefunden. So schlecht das graue, dünne und fleckige Papier ist, so schlecht ist der Druck, besonders in den Gedichten und Trauerspielen; denn, was am unverzeihlichsten ist, Hr. Cotta hat die Werke mit verschiedener Schrift setzen lassen. Der Wilhelm Meister und die Geschwister haben die größere erhalten, und diese läßt sich ganz leidlich lesen; der kleine Druck hingegen, der für alles Uebrige gewählt worden, ist so eng und blaß, und so sehr im Mißverhältniß zu dem großem Octavformat, daß er den widrigsten Eindruck auf das Auge macht, der bey den Gedichten noch dadurch verstärkt wird, daß auf vielen Blättern nicht mehr als zwey oder vier Zeilen, hoch oben an zu stehen gekommen, und die Seiten sonst ganz weiß geblieben sind. Die geschmackloseste Einrichtung, die wir uns an einem Buche je gesehn zu haben erinnern. Auch daß die Capitel im Wilhelm Meister ohne eine Linie ausgehn, wird gewiß niemand zierlich

1807. finden können. Durch diese Einrichtung des Drucks wird es indessen erklärbar, wie Hr. Cotta Göthe's sämmtliche Werke (also nicht blos seine poetischen) in einer Reihe von nicht mehr als zwölf Bänden herausgeben zu wollen, ankündigen konnte. Möge er dann die folgenden nur wenigstens einer sorgfältigeren Correctur würdigen: denn nicht einmal in Rücksicht auf Correctheit des Druckes leisten die vier vorliegenden Bände den Anforderungen, die man billigerweise an diese neue Ausgabe machen mußte, Genüge. Zwar ist der possirlich sinnentstellende Druckfehler im ersten Bande S. 64., wo man, statt des neu gebauten Hauses, das ungebaute liest, durch einen Carton wieder gut gemacht worden; aber solcher Cartons wären noch gar manche, besonders im Wilhelm Meister, dritter Band, S. 105 Zeile 6. wo es von der Philine heißt, daß sie „gleichfalls (statt gleichsam) nur von der Luft lebte" nöthig gewesen.

(Folgt Druckfehlerverzeichniß.)

Diese Bemerkungen werden hinreichend seyn, um, was das Publikum leider schon an den Ausgaben von Herders Schriften und Schillers Theater mit Verdruß empfunden hat, auch an Göthe zeigen, daß die Werke unserer Klassiker bey Hrn. Cotta in sehr sorglosen Händen sind.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1807, 21., 22., 24. und 25. August.

Goethe's Werke I. Tüb. 1806. 408 S. II. 460 S. III. 534 S. IV. 360 S. gr. 8.

(Folgt Inhaltsverzeichniß.)

— Weder der Plan, noch der Umfang dieser Blätter verstattet eine tiefe Kritik über die Werke eines Schriftstellers, den die allgemeine Stimme seit lange zum Chorageten der neuern deutschen Literatur erhoben hat. Wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß uns der Plan bei dieser neuen Ausgabe nicht ganz gefällt: wir hätten gewünscht, daß die verschiedenen Arbeiten ihrem Inhalt und der Zeit nach zusammengestellt worden wären; dem

Gemüth, das sich bloß an dem Schönen ergetzt, kann die Ordnung 1807.
allerdings gleichgültig seyn, anders ist es aber mit dem, der die Kunst zu seinem Studium macht. Deswegen hätten wir auch gern gesehen, wenn die Zeit der Entstehung bei einem jeden Stück bemerkt wäre: eine Sammlung der veränderten Lesearten würde gewiß eine willkommene Zugabe und für das Studium von großer Wichtigkeit seyn. — Dem vierten Band ist auf 24 S. ein Subscribentenverzeichniß vorgesetzt, das lange noch nicht vollständig ist; ein erfreulicher Beweis, wie allgemein die Liebe zur Kunst und zum Schönen sich gegenwärtig in Deutschland verbreitet hat. Rs.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1807, 12. September.

Wie schwankend in Deutschland überhaupt noch die Urtheile über theatralische Vorstellungen sind, ergiebt sich aus einer so eben erschienenen Schrift, welche den sonderbaren Titel führt:

Saat von Göthe gesäet, den Tag der Aernte zu reifen.

Der Verf. ist entweder ein Schüler Engels, oder hat sich doch dessen Meynungen über die dramatische Kunst angeeignet; daher verwirft er alle versificirte Theaterstücke, und sucht zu beweisen, daß Schiller und Goethe dadurch, daß sie dergleichen Stücke wieder einführten, das deutsche Theater von dem Wege zur höchsten Staffel der Vollkommenheit, auf dem es sich soll befunden haben, zurückgeführt und an den Rand des Verderbens gebracht hätten. Und wie sucht er dieß zu erweisen? Er vergleicht diejenigen deutschen Schauspieler, die sich in prosaischen Schauspielen Ruhm erworben haben, mit den Mitgliedern der Weimarischen Bühne, setzt diese herab, und behauptet, der Beyfall, den sie in Leipzig gefunden hätten, gründe sich blos auf die Unzufriedenheit der Leipziger mit Herrn Seconda, weil er im Winter mit seiner Truppe nach Dresden ginge. Wie sich hieraus erklären läßt, daß die Iphigenia von Göthe dreymal in kurzer Zeit bey stets vollem Hause in Leipzig aufgeführt werden konnte, ist nicht wohl einzusehen. Auch hat ja Niemand geleugnet, daß bey denjenigen deutschen Bühnen, wo man die heroische Tragödie in Versen von den Vorstellungen ausschließt, oder schlecht giebt, nicht viele trefliche Schauspieler sich befänden; was man an der Weimarischen Truppe rühmte, war das Zusammen-

1807. stimmende, welches von einer Direction zeigt, die nicht blos auf Geldgewinn denkt, sondern die theatralische Kunst höher zu bringen strebt, und dieß bey geringen Mitteln, mit wenigem Aufwande.

Daß ein Schüler von Engel im Einzelnen manches richtige Urtheil fällt, ist natürlich: nur den Witz seines Lehrers hat er sich nicht zu eigen gemacht, wie schon der Titel, und so auch jede Seite, seines Buches zeigt, das er, da er ein Mann von gesundem Verstande zu seyn scheint, in kurzem nicht geschrieben zu haben wünschen wird.

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Leipzig, 1807, 4. Band, 2. Stück, pag. 397—398.



1808.

Sonett.

1808.

Als ich folgendes von Goethe gelesen hatte:

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.
u. s. w.

Auch du, der, sinnreich durch Athene's Schenkung,
Sein Flügelroß, wanns unfügsam sich bäumet,
Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zu freyer Lenkung:

Du hast, nicht abhold künstelnder Beschränkung,
Zwey Vierling' und zwey Dreyling uns gereimet!
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stümmlung lähmend, und Verrenkung?

1808. Laß, Freund, die Unform alter Truvaduren,
Die einst vor Barbarn, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingelndes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit rohem Sang' und Klingklang' afterchristisch,
Als Lumpenpilgrim, wallen nach Loretto.

Voß.

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1808, 8. März.

Goethe's Werke V. und VI. Band. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1807. Goethe's Werke VII.—XII. Bd. ebend. 1808.

Wir eilen, dem Publikum die Vollendung der neuen Ausgabe der Goethe'schen Werke anzuzeigen, und die Freunde der Kunst zum erneuerten und neuen Genuße der mannichfaltigen herrlichen Gaben, die von diesem seltenen Genius ihnen hier bereitet sind, einzuladen. Bey einer solchen Anzeige kann es nicht auf eine durchgreifende kritische Würdigung alles dessen, was in diesen 8 Bänden die als die zweyte und dritte Lieferung nun zusammen ausgegeben werden, enthalten ist, eben so wenig, als auf eine leere allgemeine Lobpreisung abgesehen seyn. Die erste würde uns hier zu weit führen; die andere Goethe's Namen mehr entehren als ehren. Wir beschränken uns also hier blos auf eine Anzeige des Inhalts der vor uns liegenden acht Bände, wobey wir Gelegenheit haben werden, auf die vom Herausgeber absichtlich vorgenommene neue Anordnung der Stücke aufmerksam zu machen, und die feine, besonnene Wahl dabey, die nicht sehr geschickt, wie uns dünkt, bey der ersten Lieferung von einem Recensenten einer namhaften Zeitung in Anspruch genommen ward, zu rechtfertigen. Zugleich sollen unsre Aufmerksamkeit hauptsächlich die neuen bisher noch ungedruckten, oder doch in den frühern Sammlungen nicht enthaltenen Stücke fesseln. Von diesen nicht irgend eine, wenn auch gleich nicht umfassende, Ansicht mitzutheilen, nicht wenigstens die Eindrücke, die ihre Lektüre dem Ref. gewährte, unbefangen in der Kürze zu schildern, ohne den Lesern und ihrem Urtheile vorgreifen zu wollen, würde uns sehr ungehörig dünken.

Der fünfte Band liefert uns Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Egmont, Stella, Clavigo. Sehr passend scheinen uns diese jedem Leser längst bekannten trefflichen Dramen hier zusammengestellt, nicht nur darum, weil sie eine frühere, ja, wie man von drey derselben bestimmt weiß, die früheste Periode des Dichters bezeichnen, sondern auch als in Prose geschriebene Trauerspiele, deren Charakter mehr historisch, die Wirklichkeit indeß poetisch aufnehmend und gestaltend, ist. Veränderungen wird man, wie überhaupt in allen Stücken, die nicht, wie Faust, ganz neu bearbeitet worden sind, wenige finden, und die wenigen betreffen blos Sprache und Diktion. Ref. weiß dies dem Verfasser Dank. Das Publikum ist an diese seine Lieblingsschauspiele schon einmal so gewöhnt, daß es sich nur ungern wesentliche Veränderungen würde gefallen lassen. Auch darf man ohne den Vorwurf einer Schmeicheley wohl mit Recht sagen: sie sind aus der Hand des Meisters schon so vollendet gegangen, daß zu besorgen wäre, zu viele Nachhülfe der Feile würde ihnen mehr nachtheilig, als vortheilhaft seyn. Wir gestehen daher aufrichtig: als uns die Sage zukam, Goethe habe den Götz von Berlichingen in Jamben umgearbeitet, auch mehrere neue Scenen eingeschaltet, und wir daher die Vermuthung zu schöpfen veranlaßt wurden, dieser neue Götz von Berlichingen werde an der Stelle des alten wohlbekannten, der vor uns liegenden Ausgabe erscheinen, daß wir uns nicht recht zufrieden stellen konnten mit dieser Nachricht, deren Eindruck mit einem Beysatz von Unannehmlichkeit für uns verbunden war. Was es mit dieser Nachricht nun für eine Bewandtniß haben mag, wir wenigstens danken es Goethe, daß er uns den trefflichen Götz in seiner deutschalterthümlichen Form gelassen hat. 1808.

Wie in den genannten Dramen des fünften Bandes ein mannichfaltiger interessanter zu künstlerischer Absichtlichkeit weise verknüpfter Stoff vorherrschend ist, so tritt dieser in der Iphigenie auf Tauris, dem Torquato Tasso und der natürlichen Tochter, die zusammen den Inhalt des sechsten Bandes ausmachen, mehr zurück, und die reinste vollendetste Form geht siegreich hervor über die Materie. Diese herrlichen Gemählde in ächt antikem klassischen Style waren es werth, in eine Trilogie zusammengestellt zu werden. Sie sind, wie verschieden auch ihr Inhalt seyn mag, in Einem Geiste gedichtet, und wir sind es gewiß: Ihr Nebeneinanderstehen unterstützt wechselseitig ihren Genuß sowohl, als das Verständniß ihres hohen Geistes, wie in einer Galerie oder Privat-

1808. sammlung Gemählde gleichen oder verwandten Styls zusammengestellt einander beleuchten und erklären.

Indem wir sagten, diese Dramen seien Gemählde in ächt antikem klassischen Style; so kann man füglich auf sie anwenden, was Goethe im letzten (dem zwölften) Bande S. 98 über den Styl in den zeichnenden und bildenden Künsten sagt: „Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daseyn und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, in so fern es uns erlaubt ist, es in sichtbaren Gestalten zu erkennen." — Als verkörperte Ideen, wie sie aus sich selbst entsprungen, keiner Zeit angehörig, keinem Bedürfnisse dienend, stehen sie da, diese herrlichen Gemählde, in der ewigen Jugend ihrer Schönheit und Glorie, und üben ihre stille Gewalt an jedem fühlenden Gemüthe, jedem denkenden Geiste, zu immer neuer Empfindung, immer neuer Betrachtung uns auffordernd. — Wenn noch zur Zeit die natürliche Tochter, die bestimmt war, eine eigene Trilogie anzuführen, als Einzelheit dasteht; so ist sie doch auch als solche organisch, und in sich vollendet und abgeschlossen. Aber der Wunsch wird erlaubt seyn, der Verf. möchte, seinem ursprünglichen Vorsatze getreu, bald die gute Stunde ergreifen, wo er das Ganze vollendet, und die von historischer Seite her schön angeregte Erwartung dem befriedigendsten Aufschluß entgegenführt.

Der siebente Band enthält eine Reihe von Singspielen: Claudine von Villa Bella; Erwin und Elmire; Jery und Bätely; Lila; die Fischerinn; Scherz, List und Rache; der Zauberflöte zweyten Theil. Es muß mit Dank erkannt werden, daß Goethe neben wenigen andern Dichtern zuerst das deutsche Singspiel auf einen Grad der Bildung erhoben hat, auf dem es sich keck neben die besten aller Nationen stellen darf. So wie er es antraf, war es größtentheils roh, dürftig nach französischen oder italiänischen Mustern zusammengeflickt, oder dem Bedarfe irgend eines musikalischen Textes, so gut es ging, angepaßt — Fabel, Handlung, Sprache, Poesie, besonders oft auf's abscheulichste vernachläßigt. Auch jetzo noch sind ja die bessern Arbeiten dieser Gattung sehr wohl zu zählen. Je mehr das Publikum geneigt war, und noch geneigt ist, einer guten musikalischen eine schlechte dichterische Komposition zu verzeihen, je mehr ließ sich der Dichter hingehen, und an eine schöne Vereinigung beyder Künste, oder vielmehr der drey: Musik, Schauspiel- und Dichtkunst, wurde weniger gedacht. Auch

manche derjenigen, die dem Unwesen abzuhelfen bemüht waren, griffen 1808.
nicht immer die Sache geschickt genug an, und indem sie vorzüglich der Abgeschmacktheit in der Wahl und Behandlung der Themen wollten entgegenarbeiten, fielen sie, dem Verstande zu viel einräumend und nur auf die Korrektheit beschränkt, nicht selten der Nüchternheit anheim. Goethe hat offenbar unter uns das Singspiel aus seinen ärmlichen Gränzen herausgerissen, und mit der Zaubermacht seines Genius in vielfacher Behandlung ihm weitere lichthelle Kreise gezogen, in denen, gebannt durch ihn, Phantasie, Witz, Gemüth, Verstand, Geschmack, alle Kräfte des Menschen befriedigt mit Wollust verweilen. Wir möchten die schönen Jamben in seinem Tasso, die Schilderung, die dort Antonio von dem unsterblichen Sänger des befreyten Jerusalems entwirft, beinahe ganz auf diese trefflichen Spiele anwenden.

„Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In diesen Spielen, und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten:
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben,
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn."
u. s. w.

Der reichen und vielgewandten Muse des Dichters, ihrem Grundwesen nach, in der höhern Bedeutung des Wortes schon mehr musikalisch, mußte es leichter werden, die Anforderungen der Kunst an das Singspiel auf eine umfassendere Art zu erfüllen, als den meisten seiner bessern Mitbewerber um diesen Lorber. Und daß der vortreffliche Dichter gerade auch hier keiner bestimmten Manier huldigt, daß er auf die vielfachste Art diese Gedichtgattung behandelt, ist ihm zum Verdienste anzurechnen. Bald ist der Charakter dieser Singspiele ein sentimentaler, romantischelegischer, wie in Erwin und Elmire; bald ein fröhlicher, heiterer, wo mit dem Stoffe leicht gespielt, und Witz und Laune und Phantasie aufgeboten ist, uns mannigfach zu ergötzen mit den bunten Erscheinungen schnell an uns vorübergehender Gestalten, wie in Scherz, List und Rache; bald ein munterer romanesker, das Leben von seiner

1808. leichten und auch von der stürmischen Seite leicht nehmend, kräftige Charaktere, in Leichtsinn und Uebermuth kräftige, mehr andeutend als ausführend, mehr im Seyn und freudigen Gefühl des Seyns als im Werden darstellend, wie in Claudine von Villa Bella; bald ein naiver, ländlich-idyllischer, wie in Jery und Bätely, und der Fischerinn, harmlose einfache Verhältnisse und rein menschliche Beziehungen vor uns entfaltend; bald ein fantastischer, die wirkliche Welt mit der Wunder- und Zauberwelt paarender, wie in Lila und der Fortsetzung der Zauberflöte. Da diese und die Fischerinn zum erstenmale gedruckt erscheinen, so mag es uns vergönnt seyn, noch ein paar Worte hinzuzusetzen. Die erste ist in ihrer Einrichtung dem natürlichen Schauplatze zu Tiefurth an der Ilm angepaßt, und auch dort vorgestellt worden. Plan und Ausführung sind von der berechnetsten Wirkung auf dies reitzende Lokal, dabey von der höchsten Einfachheit, aber voll liebenswürdiger reitzender Wahrheit, daß man dies schelmische Dortchen, das Vater und Bräutigam, unwillig über ihre öftere verspätele Rückkehr vom Fischfang, zu strafen gedenkt, indem es Mittel ersinnt, beyde glauben zu machen, sie sey während ihrer Abwesenheit ertrunken, liebgewinnen muß, man mag wollen oder nicht, und diesen schönen Mädchen-Charakter mit Freuden in die treffliche Sammlung der vielen Goethe'schen, bey der Verschiedenheit immer wieder mit origineller Wahrheit gezeichneten Mädchen-Charaktere aufzunehmen geneigt ist. Auch sind die eingestreuten Lieder, meist alte Volkslieder, oder nach solchen von dem Verf. gedichtet, (man kennt die mehreren schon aus der Herderschen und der eigenen Liedersammlung des Verf.), glücklich gewählte Einfassungen der anmuthigen kunstlosen Fabel, und motiviren oft den Fortschritt derselben sehr gut, wie z. B. das Lied, das Niklas singt: „wie der Wassermann das Mädchen aus der Kirche holt," ein Lied, das, so viel wir wissen, neu ist, und wir daher ganz hieher setzen:

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?"
u. s. w.

Daß endlich Goethe es nicht verschmähte, dem durch die geistreiche Mozart'sche Komposition mehr als durch seinen abenteuerlichen Inhalt und seine geschmacklosen Verse berühmten Schikanederschen lyrischen Drama, die Zauberflöte, eine Fortsetzung zu schenken, und so gewissermaßen ein neuer Mozart für

Schikaneder zu werden, wird man billiger Weise dem grossen Dichter 1808.
nicht verdenken, noch diese Kondescendenz zum Geschmacke des Publikums als eine Herabwürdigung seines hohen Genius verurtheilen wollen, da das Problem, ein verworrenes, aber die Einbildungskraft mannigfach anregendes, und die Sinne vielseitig beschäftigendes Spiel, das eben darum auch, neben der trefflichen Komposition, die Gunst des großen Publikums so sehr gewinnen mußte, befriedigende und den Anforderungen auch des geistigen Sinnes genügender fortzusetzen, hier so glücklich gelöst ist. Schade, daß die Fortsetzung nur Fragment, und manches blos angedeutet ist, was wir am liebsten durch den Verfasser selbst hätten ausgeführt sehen mögen, damit nicht, weil es bey Aufführungen auf den Theatern an allzeit fertigen Händen, die diesem Geschäfte sich zu unterziehen bereit sind, keineswegs fehlen wird, unter ungeschickten, wie es geht, das Ganze möchte verpfuscht werden.

Der achte Band stellt eine Reihe Gedichte zusammen, die größtentheils durch die deutsche Alterthümlichkeit der Form, in der sie komponirt sind, mit einander in Verwandtschaft stehen. Es ist bekannt, daß Goethe unter den ersten war, die uns mit Lessing, Wieland u. a. von dem stolzen Vorurtheile zu befreyen suchten, das man lange genug gegen altdeutsche Poesie, namentlich gegen Hans Sachs, hegte, dessen Namen in einer gewissen Periode beynahe zum Eckelnamen geworden. Hauptsächlich war es dieser kräftige originelle Meistersänger, dessen Andenken Goethe zuerst von der langen Schmach, die ihn drückte, rettete, und auch durch eigenthümliche Aneignung seiner treuherzigen Manier frühe den Deutschen zu empfehlen wußte. So ist die Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung, das Puppenspiel, Fastnachtsspiel, Künstlers Erdewallen, Künstlers Apotheose — Gedichte, die wir sämtlich in diesem Bande hier wiederfinden — mit die Frucht der frühen Liebe unsers Dichters für den wackern Meister, seine klare und warme Lebens- und Weltansicht, wie für seine biederherzige Holzschnittmanier. Man findet diese Gedichte, die zum Theil in den siebziger Jahrgängen einzeln erschienen, schon in den frühesten Sammlungen der Goethe'schen Werke, und begegnet diesen frischen heitern Gemähldеn immer wieder wie alten biedern Freunden mit gleicher Liebe. Die größte Aufmerksamkeit indeß in diesem Bande erregt wohl Faust, den Goethe in derselben Form schon auch in derselben Periode zu bearbeiten anfing, wovon jedoch erst 1791 im vierten Bande der bey Göschen erschienenen Sammlung der Schriften

1808. unsers Verf. das berühmte bedeutende Fragment, als organischer Theil des großen Ganzen, wozu dem Publikum Hoffnung gemacht wurde, erschien. Wenn je in einem Werke Goethe's universeller Genius sich am reichsten entfaltete, am bedeutendsten aussprach, aufs vielgewandteste offenbarte, so war es hier; und bald nach Erscheinung jenes Fragmentes war es auch nur beynahe Eine Stimme unter den Literatoren, daß im Faust die Gesammtkraft des großen Dichters sich in den mannichfaltigsten Ausstrahlungen in Einem vereinten bezaubernden Spiele kund gethan hätte. In der That, möchte man sagen, ist dieser zauberische Proteus der Kunst in diesem Produkte nach allen seinen Gestalten, die er uns in andern seiner herrlichen Bildungen mehr vereinzelt vorführt, zu erkennen und zu erfassen. Um so mehr ist man jetzt auf die beträchtlichen Zusätze, die es in dieser neuen Ausgabe erhalten hat, mit Recht begierig. Wenn schon das Werk auch jetzt noch nicht geschlossen genannt werden kann, so hat es doch solche Erweiterungen nach Anfang, Mitte und Ende erhalten, daß es gewißermaßen als eine neue Kunsterscheinung sich vor unsern Augen enthüllt, und als ein umfangreicheres, nach seinen Theilen und seiner ganzen Struktur mehr in einander greifendes Ganzes, als ein Zauberpallast dasteht, der vollendet in sich, hinweisend zwar auf einen zweyten, wenn auch dieser uns für immer sollte entzogen bleiben, dennoch, da er uns ihn errathen läßt, für sich selbst unsre ganze Bewunderung fesselt. In wiefern diese reichhaltigen Zusätze, vollkommen zusagend unseren Erwartungen, unterstützend, belebend, von neuen Seiten erklärend das Ganze, den Faust selbst nun, das Vollkommene also nicht nur zu einem noch Vollkommenern steigern, sondern eben dadurch eine Bereicherung der Kunst zu nennen seyen, dies umständlicher darzuthun, würde hier zu weit führen. — Einen köstlichen Vorschmack von Proben einzelner neuen Scenen, nach den verschiedenen Situationen in verschiedenem Tone gestimmt — überhaupt wird man die ganze Tonleiter der Empfindungen von den zartesten, leisesten Anklängen an bis zu den höchsten, schauerlich-gräßlich-feyerlich-ernst-erhabenen in diesem einzigen Drama finden können — hat das Morgenblatt bereits geliefert. Nur auf einige der Hauptmomente der glücklichen Erweiterungen machen wir hier aufmerksam. Durch den Prolog im Himmel, der auf die Zueignung und das Vorspiel auf dem Theater, welche beyde ebenfalls neu hinzugekommen sind, folgt, gewinnt dies Drama nun einen Karakter hoher Bedeutsamkeit, und wir erhalten zugleich hier, als in einer vorangehenden Exposition einen nicht undeutlichen Fingerzeig auf

die ganze Tendenz sowohl, als auch auf die weitere Folge, die der 1808.
Inhalt seyn dürfte des zweyten Theils der Tragödie (denn das hier gelieferte Ganze kündigt sich nach diesem Prolog bestimmt an, als: „Der Tragödie erster Theil"). Die Scene selbst mahnt an die bekannte Scene im Hiob. Wie dort Satan als der Ankläger Hiobs unter den Heiligen, die den Thron Gottes umgeben, erscheint, so hier Mephistopheles. Nur daß der ganze Zuschnitt weniger orientalisch als nordisch, wie billig, ist. Auf die Frage des Herrn an den Mephistopheles: „Kennst Du den Faust?" antwortet dieser: Den Doktor?

Der Herr.
Meinen Knecht!

Mephistopheles.
Fürwahr er dient euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank und Speise.
u. s. w.

Das Drama selbst beginnt wie in der ersten Ausgabe. Aber gleich nach der ersten Scene, die bis auf ein Paar Zusätze in Wagners letzter Rede an Faust unverändert geblieben ist, hebt nach einem erschütternden Monologe, der Faust's verzweiflungsvollen Zustand nach jener ersten Erscheinung, und den vernichtenden Eindruck, den des Geistes Wort auf ihn gemacht hatte:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!"

unübertrefflich schildert, eine neue Reihe von Scenen an, die v. S. 37—84 sich fortzieht, wo dann im Dialoge zwischen Mephistopheles und Faust die Rede gerade wieder in die fragmentarisch abgebrochene der ersten Ausgabe:

— — — — — — — — — —

„Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist"

ausfüllend eingreift. Diese herrlichen Scenen, unter denen besonders die auf dem Studirzimmer, als Faust mit dem Pudel erscheint, an Keckheit der Phantasie wenige, oder keine ihres Gleichen haben dürfte, ergänzen nicht nur das, was nach dem Fragmente ergänzt werden mußte, meisterhaft, sie bereiten auch das Folgende der Handlung vortrefflich vor; ebenso wie die neue Scene S. 182—189, als der Soldat Valentin, Gretchens Bruder, auftritt, und indem er die Ehre seiner Schwester rächen will, von Faust erstochen

1808. wird — eine Scene, die zwischen die beyden, Gretchen vor einem Andachtsbilde, und Gretchen in der Domkirche, S. 126—128, (s. Goeschensche Ausgabe, IV. Bd. 1791.) jetzt eingeschaltet ist, den schauervollen Schluß, der auf das Intermezzo Walpurgisnachttraum folgt, weil Faust Gretchen aus dem Thurme befreyen will, aufs glücklichste motivirt. — Außer den angezeigten Stücken enthält dieser Band noch zwey vorzügliche neue Parabeln, die bekannte schöne Legende: Als unser Herr noch sehr gering —, Mieding, Epilog zu Schillers Glocke und die Geheimnisse.

Der neunte Band enthält: Der Groß-Cophta, der Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel, der Bürgergeneral, Gelegenheitsgedichte. Da die obigen dramatischen Stücke längst bekannt sind, so berühren wir sie, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht. Sie sind ebenfalls im Wesentlichen ganz unverändert geblieben. Die trefflichen Scenen: Die Vögel, eine freye, kräftige Nachbildung des Eingangs der Aristophanischen Komödie gleichen Namens, hätten wir wohl fortgesetzt sehen mögen. Indessen Dank dem reichen Genius des Verfassers auch für diese Gabe, die eine so sprechende Probe seiner vielseitigen Gewandheit ist. Der Bürgergeneral (Lustspiel in einem Aufzuge, zweyte Fortsetzung der beyden Billets) ist in keine der vorigen Sammlungen des Verf. noch aufgenommen, wohl aber, so viel wir uns erinnern, jedoch ohne den Namen seines Urhebers, besonders gedruckt worden. Obschon leicht hingeworfen, auch einem Zeitinteresse dienend, ist es doch ein heiteres Spiel, das wegen der ächt komischen Laune, von der es belebt ist, seines Platzes in dieser Sammlung vollkommen werth genannt zu werden verdient. Die Gelegenheitsgedichte führt ein gelegenheitliches kleines Drama an, das bey Cotta vor mehreren Jahren schon einzeln gedruckte Vorspiel: Was wir bringen (bey Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt im Juni 1802). Sodann folgt eine Reihe gefälliger Gedichte, Maskenzüge überschrieben. Ihren Namen führen sie von ihrer Bestimmung, die verschiedenen Maskenerfindungen und Maskenzüge auf den Weimarischen Redouten, besonders am Geburtsfeste der regierenden Herzogin, das in die Mitte dieser Wintervergnügungen fiel, zu begleiten und gewissermaßen zu erklären. Da die meisten verloren gegangen, so konnten nur wenige, etwa zehen Blätter hier mitgetheilt werden. Gewiß werden die Leser wünschen, daß die Hoffnung, die in dem kleinen Vorberichte gegeben wird: „es lasse sich vielleicht künftig ausser dem Vorliegenden noch einiges auffinden

und zusammenstellen," möge erfüllt werden. Wir glauben indeß diese Anzeige würzen zu müssen mit einigen dieser lieblichen und herzlichen Gedichte, um so eher, als sie bisher noch nicht öffentlich bekannt gemacht waren.

(Folgt Abdruck der Gedichte:
Maskenzug. Zum 30. Januar 1801. Merkur, Venus.)

Diesen holden Gedichten folgt: Palaeophron und Neoterpe, der Herzoginn Amalia gewidmet. Ein bedeutungsvolles kleines Stück, das aus dem Seckendorfschen in Weimar gedruckten Musenalmanache schon bekannt ist, und die Absicht hatte, durch die Einführung der alten Karaktermasken — man vergleiche damit den erläuternden in der Zeitung für die elegante Welt bekannt gemachten Kupferstich — alte bildende Kunst in einem plastischen, doch belebten und beweglichen Werke vor die Erinnerung zu rufen. Der Dichter hat es dem gebildeten Leser nicht schwer gemacht, sich durch Phantasie und Gefühl den Eindruck zu ergänzen, der durch die Mittheilung der Poesie allein möchte unvollendet scheinen. — Den Schluß machen die kunstlosen, in der Einfachheit Herz und Verstand gleich schön ansprechenden, Weimar'schen Theaterreden (Prologen und Epilogen), die wir bereits aus dem siebenten Bande der Sammlung Goethe'scher neuer Schriften (Berlin bey Joh. Friedrich Unger 1800) S. 359 und 380 kennen. Wir erhalten sie hier unverändert und unvermehrt. — Wenn je das Wort Gelegenheitsgedicht nöthig hätte zu Ehren gebracht zu werden, denn die guten bleiben immer gut, wie die schlechten schlecht, gerade wie es bey andern Gedichten der Fall ist, so sehr auch manche Kritikbeflissene solche Poeten zu verrufen bemüht waren, — diese schöne Reihe von Casualgedichten könnte Wort und Gattung, wenn man will, wieder adeln.

Der zehnte Band enthält epische Gedichte. Wir finden hier die hexametrische Uebersetzung von Reineke Fuchs in zwölf Gesängen, die den zweyten Band der Sammlung bey J. F. Unger (1794) füllt. — Mochte man immer sagen — es thatens einige — Goethe hätte zweckmäßiger diesem naiven, vielsinnigen Fabel-Epos die Versform geben sollen, die es im Originale hat; der Hexameter, wie ihn Goethe gewählt, und hier gehandhabt hat, kein feyerlicher Virgilscher, noch mit Voßischer Kunst geglätteter, wenn er auch da und dort gegen die strengeren Regeln verfehlen sollte — gewiß wird er durch die Grazie schöner Absichtlosigkeit, durch seinen leichten behenden Gang, durch seine angenehme Nachläßigkeit selbst,

die der Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit des Grundtons in der Urschrift sehr zu Statten kommt, vieler Ohren, vieler Sinne für sich gewonnen haben, und in dieser neuen übrigens gleichfalls wenig oder gar nicht veränderten Ausgabe abermals gewinnen. Versen, wie folgenden indeß:

„Oder es soll euch das Leben | kosten denn bleibt
ihr dahinten." II. Ges. S. 19.

„Hatte der mächtige König sonst | keinen | Boten
zu senden." II. Ges. S. 20.

und ähnlichen hätten wir doch die Feile gewünscht.

Eben dies möchten wir auch unumwunden von dem trefflichen ländlich-epischen Gedichte Hermann und Dorothee bekennen, das die zweyte Stelle einnimmt, einem Gedichte, das, wie es ein novem musis inspiratum opus ist, leicht auch ein novem musis caelatum opus hätte werden können, wenn der Verf. Musse oder Laune gehabt hätte, einige Nachläßigkeiten, in der Hexametrik besonders, so leicht und fließend sie im Ganzen ist, wegzuwischen. So ist z. B. im dem zweyten Gesange Terpsichore S. 222 der Vers mit dem überzähligen Halbfuß stehen geblieben:

Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der
Liebe vergehen.

Den Schluß in diesem Bande macht der erste Gesang einer Epopee, die alle Aufmerksamkeit erweckt, und gegenwärtig, wie wir mit Vergnügen hören, des Verf. Thätigkeit aufs neue ganz beschäftigt. Es ist eine treffliche bisher noch ungedruckte Probe der Achilleis. Nur der Dichter, dem die Musen ihr ganzes Gebiet zum Königreich eingeräumt, durfte es wagen, eine Ilias nach der Ilias zu unternehmen; und gewiß, wenn das Werk vollendet ist, es wird Homer's und Goethe's gleich würdig seyn. Der deutsche Sänger hebt den Faden da auf, wo ihn das unsterbliche griechische Gedicht fallen ließ. Achill's Schicksal, nachdem Patroklus, sein Freund, getödtet und der getödtete Freund gerächt ist an dem tapfersten der Trojer, an Hektor, Achill's unabwendbarer Tod, und was dem Tode dieses größten aller griechischen Heerführer noch voranging, soll uns hier dargestellt werden. Der Gesang beginnt ohne alle weitere Einleitung oder gewöhnliche Anrufung mit dem Momente, wo der Scheiterhaufen, auf dem Hektors Gebeine verbrannt worden, zusammenstürzt:

Hoch zu den Flammen entbrannte die mächtige Lohe
noch einmal,

Strebend gegen den Himmel, und Ilions Mauern erschienen 1808.
Roth durch die finstre Nacht; der aufgeschichteten Waldung
Ungeheures Gerüst, zusammenstürzend, erregte
Mächtige Gluth zuletzt. Da senkten sich Hektors Gebeine
Nieder, und Asche lag der edelste Trojer am Boden.
u. s. w.

— Dies der feyerliche Eingang der Achilleis. Aber wir müssen es uns versagen, länger bey diesem herrlichen Gedichte zu verweilen, da der Raum uns beschränkt. Mit welcher Kraft der Dichter in die homerische Harfe einzugreifen verstand, mit welcher Geschicklichkeit er moderne und antike Kunst in diesem Epos vereinigt, werden die wenigen ausgehobenen Proben beurkunden. Mögen die Horen ihm günstig seyn, daß wir bald an dem ganzen königlichen Strome dieses so herrlich sich ankündigenden Gesanges Augen und Ohren mögen erquicken.

Der eilfte Band enthält die Leiden des jungen Werthers, ohne weitere Zusätze und Veränderungen, als die trefflichen, die das ewiglich junge frische Geniusprodukt, das in allen Zeiten, bey allen Veränderungen der Literatur und selbst unsrer Empfindungs- und Denkweise, seiner tiefen Wirkung auf ein empfängliches Gemüth nicht verfehlen wird, in der Ungerschen Ausgabe schon erhalten hat. Es ist nicht blos erste Jugendneigung und die Morgenblüthe früher seliger Empfindung, die bey der erneuerten Lesung dieses Romans — was allerdings auch jene zauberischen Reitze mitwirken — unwiderstehlich uns anzieht, es ist die Komposition selbst und der Geist und das Herz, von denen sie eingegeben worden, es ist die schöne Offenbarung der Natur und Kunst in schwesterlichem Bunde, und die lyrische Fülle eines reich sich ergießenden Gemüthes, die uns darin anspricht, und mit immer erneuertem Genusse an dieses Gemählde fesselt. Sehr passend folgen auf dasselbe zwey Abtheilungen Briefe aus der Schweiz. Die erste bezeichnet dieselbe Periode des Dichters, in der Werther entstanden ist, und sie selbst sind nicht lange nach jener Zeit bey einem Aufenthalte in diesem Lande von ihm geschrieben worden. Der kleine Vorbericht sagt: „als vor mehreren Jahren sie abschriftlich seyen mitgetheilt worden, habe man behauptet, sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wissen wollen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit

1808. Lotten in der Schweiz gewesen. — Wie dem sey, so werde man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können." — Wirklich findet man auch darin denselben Ton, dieselbe subjektive Ansichtsweise des Lebens und der Menschheit, die in Werthers Briefen herrscht. Daß der Verf. sie nun seinem Werther unterzuschieben scheint, hat man, dünkt uns, nicht sowohl für einen Kunstgriff der Täuschung anzusehen, als für die wahre Absicht, die Leser in den rechten Standpunkt zu versetzen, aus dem jene Briefe wollen beurtheilt werden. Goethe, der schwärmerische Jüngling, legte in ihnen wirklich seine damaligen Ansichten und Gefühle eben so gut nieder, als er es in seinem Werther, den er mit seiner eigenen Individualität umkleidete, gröstentheils that, ohne daß er jetzt, als vollgereifter, durch reiche Erfahrung vielfach ausgebildeter Mann, jenen subjektiven Empfindungen und Urtheilen überall auch objektive Gültigkeit ansinnen wollte. Nur denjenigen Werth, den sie als momentane Ergiessungen eines lebhaft wahr angeregten Gemüthes haben, nur den Kunstwerth innerer poetischer Wahrheit wollte er ihnen selbst nicht verwerfen; und er hätte ungerecht gegen die Kunst gehandelt, wenn er es gethan, und die Briefe unterdrückt hätte. Man findet in ihnen nicht sowohl eine ruhige Auffassung und Schilderung der Gegenstände, als die Gegenstände im Reflexe des Beschreibers selbst; mehr die Enthüllung seines Gemüths, seiner Individualität, als der Sachen; überhaupt mehr Betrachtungen, wozu jene Anlaß gaben, Empfindungen, Phantasien, wie sie in einer kräftigen, künstlerischen Natur sich bilden müssen, als Menschen, Sitten u. dergl. durchaus richtig geschildert. —

(Folgt Auszug.)

— Als einen schönen Gegensatz der ersten Abtheilung kann man die zweyte betrachten. Sie ist ein kleines Tagebuch einer andern Reise, die der Verf. in späteren Jahren mit dem regierenden Herzoge von Weimar in die Schweitz machte. Wie dort, bis auf die zuletzt geschilderte Scene, das nächtliche Abentheuer in Genf, hinaus, mehr ein künstlerisches Gemüth, über den Gegenständen schwebend, interessant sich ausspricht, so treten hier mehr in ruhiger Klarheit und Wirklichkeit die Gegenstände selbst hervor, und der Verf., der Reflexion weniger einräumend, obschon diese nicht vernachläßigt ist, und in einem humanen, weniger einseitigen, feiner gebildeten Weltsinne jetzo sich ausspricht, weiß die Objekte mit Wärme und Wahrheit lebendig aufzufassen, und liefert hier eben so, wie in den Briefen über Italien, die der letzte Band enthält, ein dem Studium aller

Reisebeschreiber zu empfehlendes Muster einer nach Form und Gehalt 1808.
treflichen Reisebeschreibung.

Der zwölfte Band enthält die schon einzeln gedruckte und auch in die Ungersche Sammlung der Goetheschen Werke aufgenommene Beschreibung des römischen Karnavals. Ein Meisterstück anspruchsloser schöner Darstellung, wo die Gegenstände lebendig vor unser Auge treten, und die schwierige Aufgabe, ein Zusammenseyn einer reichen sinnlichen Masse, aufgelöst in eine Aufeinanderfolge durchs Mittel der Rede, dennoch wieder als ein heiteres ungetrübtes Ganzes vor unsre Einbildungskraft zu rufen, so weit es seyn kann, glücklich gelöst ist. Nur am Schlusse tritt in einigen bedeutenden Beziehungen die Reflexion des Verf. geistreich-anziehend hervor. Alles übrige ist ein plastisch-bewegliches zusammengesetztes Werk, wo die Bilder leisen Auftrittes kommen und vorüberschreiten wie Dädalische Figuren oder die Gestalten einer bunten Feenwelt. Was diesem Kunstwerke folgt, sind die schon berührten Fragmente eines Reisejournals über Italien, zum erstenmale, so viel wir wissen, wenn nicht gedruckt, doch in eine Sammlung der Werke des Verfassers aufgenommen, mit dem Anhange des in der Ungerschen schon erschienenen Stammbaums Joseph Balsamo's, genannt Cagliostro, und einiger (sehr anziehenden) Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie. Wir finden in den ersten sehr lehrreiche Betrachtungen über Kunst, Natur und Leben, bey denen wir nichts vermissen, als daß der Verf. aus seinem gewiß reichen Vorrathe ähnlicher Bemerkungen und Ansichten, die er sich auf seinen Reisen in Italien gesammelt, uns nur mit so wenigen Blättern beschenken wollte; denn die Fragmente gehen nur von S. 55—130. Wie verschwenderisch sind nicht dagegen andere Reisende! Dafür ist aber auch das hier Gegebene desto ausgesuchter. Man vergleiche jeden Artikel, vorzüglich was Nr. 2 zur Theorie der bildenden Künste über Baukunst, Material der bildenden Kunst, Nr. 6 über Lebensgenuß des Volks in und um Neapel, Nr. 7 über einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl, Nr. 8 über Arabesken, und Nr. 9 über Volksgesang gesagt wird. Ueberall wird sich der klare tiefe Sinn und die originelle Anschauung des Verf. bewähren. Lüstern machen diese schönen Fragmente nach noch Mehrerem, es ist wahr, aber, wenn uns auch dieses sollte vorenthalten werden, so wollen wir nicht vergessen, daß Goethe so viele seiner andern Ansichten von Italien schon künstlerisch in seine Werke, in seine Elegien aus Rom, Epigramme u. s. w., so wie in die An-

1808. hänge zu den Briefen von Winkelmann und in mehrere Aufsätze in den Propyläen, die vielleicht einer andern Sammlung vorbehalten sind, eingewebt hat. —

— Den Schluß dieses Bandes und sonach der ganzen gegenwärtigen Sammlung machen die aus den Horen schon bekannten Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten: Eine kleine Gallerie anziehender Empfindung und Phantasie mannichfaltig beschäftigender Erzählungen, — Geister- und Ahnungs-Geschichten, zum Theil nach älteren Schriften in neuer gefälliger Einkleidung, die, wenn sie auch nicht erklärt sind, oder keine hinlängliche Erklärung zulassen, darum nicht unbefriedigend können genannt werden, wenn man sie aus dem rechten Gesichtspunkte nimmt, da sie durch die Anregung, die sie machen, durch die Stimmung, in die sie versetzen, durch das Nachsinnen endlich, zu dem sie einladen, ihren Zweck schon erfüllen, und zumal aus dem reinmenschlichen Kreise genommen, in welchem sie spielen, und mit der Zartheit behandelt, die unserm Verf. eigen ist, Unterhaltungen im wahren und würdigen Sinne des Wortes sind. Eben so ist es auch die letzte Erzählung des Alten, die einen andern Karakter trägt, einer andern Gattung angehört, das Mährchen. Nicht für einen bestimmten Zweck, nicht für diese oder jene Deutung allegorisch gedichtet, nur sein selbst willen ein reines, freyes Spiel in den buntesten Stralen sich brechender Einbildungskraft, wie es jedes Mährchen seyn soll, steht es da, und darf mit Recht zu den schönsten Kompositionen dieser Art gezählt werden. —

— Und so trennen wir uns denn hier von einem Dichter, den die Götter mit allen ihren Gaben gesegnet, in dessen Werken ein reiches Gemüth uns anspricht, eine Welt voll lebendiger Schönheit in den mannichfaltigsten Formen in ruhiger Kraft sich vor uns aufthut; von einem Dichter, von dem man ohne Uebertreibung sagen kann, daß der Gesammtsinn der Menschheit in ihm sich offenbare, und alle Blüthen der Kunst in ihm vereinigt seyen. Wie er seine Gaben vor uns ausbreitet, der Natur und dem Frühlinge gleich, erfreuend durch Milde und Anspruchlosigkeit im Geben, wie durch wohlthätige Fülle, so wollen wir sie genießen, ein schönes willkommnes Frühlingsgeschenk, und an dem herrlichen Lenze der Poesie, der aus ihnen uns entgegenleuchtet, auch unser Leben erheitern, und unsern Sinn für alles Edle und Hohe der Kunst immer mehr bilden und stärken.*) —o—

*) Noch erwähnen wir, daß Faust in einem niedlichen Taschenbuch-Formate auch besonders ist herausgegeben worden. Diese treffliche roman-

tische Tragödie verdiente diese Auszeichnung vorzüglich, da sie, in den 1808.
weitesten Kreisen des Lebens sich bewegend und alle Gefühle des Menschen ansprechend, von der weitgreifendsten Sensation seyn muß. — Zwischen zwey Welten spielend, der übersinnlichen und sinnlichen — ihr leitendes Princip selbst übersinnlich-sinnliche Schwärmerey — schildert sie uns unübertrefflich den Sturz eines gewaltigen Geistes, der eben darum fallen mußte, weil er sich vermaß, über die Schranken endlicher Natur hinaus zu schreiten, und die zwey entgegengesetzten Enden des Sinnlichen und Übersinnlichen vereinigen wollte; der aber groß fällt, und in seinen Ruin ein liebenswürdiges weibliches Geschöpf und eine harmlose Familie mit sich ziehend, dennoch, wo er uns auch abstößt, durch die treue Anhänglichkeit an eben diese kindliche weibliche Natur, wie durch seinen übrigen hohen Sinn unwiderstehlich uns wieder anzieht.

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1808, 12., 14., 18., 20., 23. und 25. Mai.

Gelehrte Gesellschaften.

Am 28. März hielt dieselbe Akademie (der Wissenschaften zu München) zur Feyer ihres Stiftungstages (es war dieß der 28. März 1759, so daß sie jetzt ihre 50 Jahr antrat) eine öffentliche Versammlung, in Gegenwart ihres Ehrenmitgliedes, des Kronprinzen königl. Hoh., vieler anderer Ehrenmitglieder und eines zahlreichen Publikums. Der Präsident foderte den Generalsecretär auf, eine kurze Rechenschaft über die Veranlassung der heutigen feyerlichen Versammlung zu geben, und einige königliche, die Akademie betreffende, Rescripte bekannt zu machen. —

— Alsdann wurde die Reihe auswärtiger ordentlicher und correspondirender Mitglieder proclamirt, welche auf den Vorschlag der königl. Akademie so eben die Bestätigung Sr. Maj. des Königs erhalten hatten. Es sind folgende:

Für die philosophisch-literarische Classe. Zu den älteren auswärtigen Mitgliedern, als Heyne, Henke ꝛc. wurden heute hinzugefügt: Böttiger, Bouterwerk, Degerando, Eichhorn, Eschenburg, Fichte, v. Gerstenberg, v. Göthe, Harles, Hermann u. s. w.

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1808, 8. Junius.

1808.

Göthe's Werke.

— Reich wie die Natur, mannichfaltig und lieblich und auch im Nächtigen schön wie sie, gefällig und doch voll Tiefe, leicht und doch voll Sinn, klar und doch geheimnißreich, so kräftiges, warmes, reges Leben, vollherzig und immer wahr, — so sind seine Dichtungen, und diese Dichtungen, welch ein Gemüth entfalten sie uns! Das Nächste und Tiefste umfaßt dieser Genius mit Riesenkraft, und wenn Er das Auge öffnet, die Dinge der Welt und des Lebens zu schauen, der findet nichts Gemeines mehr, denn der Ungemeine giebt auch das Gemeine veredelt und schön zurück, bezeichnet mit dem Stempel des edleren Menschengeistes.

Ich mußt' ihn lieben, weil durch Ihn mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Keine Stimmung darum im Leben in Freud und Leid, in welcher nicht Er als willkommener, geliebter Gefährte sich darböte, kein Alter meines Lebens, dem Er nicht Etwas seyn müßte. Ich habe in dunkelm Sehnen, in träumendem Ahnden gelebt, und wie wirkte da auf mich sein Werther! Ich ward Jüngling, den nur die Kraft erfreute, und wie entzücktest Du mich da, hochherziger Götz! Ich irrte finster, bang und zweifelvoll in den Labyrinthen der Philosophie umher, und aus den Klauen feindseliger Mächte rettete mich Faust! Wiedergegeben dem Leben reizte euer Spott, Merkulo und Hoffegut, mich zu frischerer Thätigkeit; an Meisters Hand eröffnete sich die neue Welt vor mir: und stand ich jetzt bedenkend da; so winkten Iphigenia's und Eleonorens edle Gestalten mich in der Schönheit heitre Höhen, wo ich der Vollendung Gipfel erahndete. Ja, jetzt fühlte ich dem Haven mich nahe, entzückende Aussichten eröffneten sich, daß ich mich flüchten würde in euern schön beschränkten Kreis, ihr süßen Geschwister, in eure Patriarchenwelt, Herrmann und Dorothea. Dann will ich im friedlichen Schatten die holden zart empfundenen Lieder hören, der gaukelnden Laune nach Venedig und Rom, auf den Brocken und unter die Feen, bei Zauberer und unter Schäfer folgen und glücklich seyn. — Allein ich bin noch nicht am Ziel, und ich rufe Dich an, vergötterter Künstler, dessen Erdenwallen einst auch nur durch die Mühe glücklich war, mir beizustehen. Wo nicht, so laßt mich rasch und freudigen Muthes, wie Egmont, enden, oder gebt, daß meine ganze Seele sich in die Geheimnisse versenke! Und endlich —

O, geb' ein guter Gott uns auch dereinst 1808.
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurmes,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten.

So bin ich, — aber mehr als ich, das Zeitalter auch, — in und mit Göthe aufgewachsen, groß und ein Mann geworden, und die süßeste Erinnerung meiner Jugend ist in der Gegenwart mein Trost, für die Zukunft meine Hoffnung. Mein Leben knüpft sich gewissermaßen an das seinige an, und ich habe deshalb von jeher kein angelegeneres Interesse gehabt, als ihn in seiner eigensten Eigenthümlichkeit zu erkennen. Wie ich mir ihn dachte, als ich ihn aus der Ferne bewunderte, so habe ich ihn in der Nähe gefunden. Doch nein, denn es fiel in der Nähe weg, was man ihm aus guter oder böser Meinung anlog, und — ich bewunderte ihn nun nicht bloß, ich liebte ihn auch, und hatte nun doppelte Freude daran, ihn durch sein ganzes Leben zu begleiten, von seiner jugendlichen Kräftigkeit bis zu seiner milden Lieblichkeit, und hiebei zu sehen, wie er immer derselbe, aber immer im Fortschritt war, und bei dem Zeitalter im Vorschritt. Welche Wandlungen in Literatur, Kunst und Leben seit einigen dreißig Jahren in Teutschland; und forscht man den Ursachen nach, so findet man bei den bedeutendsten — Göthe! Welch ein schönes, welch ein reiches Leben also, das er lebte! —

Carl Bertuch, Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1808, Julius, pag. 472—474.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809. Mit Beyträgen von Goethe, Lafontaine, Scheffel, Jean Paul Richter, Schiller und andern. Mit Kupfern. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 12. 302 S.

— Die pilgernde Thörinn von Goethe ist ein wunderbares liebliches Wesen, eine räthselhafte Erden-Charis, die, gleich einer olympischen Erscheinung, überrascht, bezaubert, die Herzen gewinnt, Ernst und Scherz hold vereint, Liebe weckt, ohne zu wollen, und plötzlich verschwindet. Sollte dies anziehende Gemälde vielleicht ein Bruchstück aus dem neuen Romane seyn, mit welchem,

1808 wenn die willkommene Sage nicht täuscht, der große Dichter uns beschenken will? Allein der mystische Schleyer kann auch mit weiser Absicht über die reizende Fremde geworfen seyn. Sie interessirt, bliebe das Woher und Wohin gleich verschwiegen für immer. Das Ganze ist mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit und Anmuth geschrieben, und die allerliebste burleske Romanze — doch man lese und genieße! —

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1808, 13. Oktober.

Dritter Brief.

Erfurt, vom 28sten Sept. bis 2ten October.

Erfurt, den 2ten October 1808.

— Ein Schauspiel eigener Art gewährte heute (Sonntag d. 2. Oct.) um 11 Uhr die große militärische Messe im Dom. Sie kennen dieses majestätische gothische Gebäude, welches hochliegend einen Theil der Stadt dominirt. Um 11 Uhr zog außer dem Bataillon Garde die sämmtliche Garnison, aus dem 17. leichten Infanterie-Regiment, aus einer Abtheilung Cuirassiers und Husaren bestehend, auf dem großen Domplatz, der Graden genannt, auf, und formirte ein großes Quarré, der Gouverneur Oudinot, begleitet von mehreren Generalen, erschien, und zog an der Spitze der Infanterie, welche ihre Gewehre und Tornister auf dem Platz Reihenweise aufstellten, die Freitreppe hinauf in den majestätischen Dom, der bald mit einigen tausend Militairs angefüllt war. Vor dem Hochaltare, wo eine stille heilige Messe gelesen wurde, standen die Hoboisten des 17. Regiments, und begleiteten mit blasenden Harmonien, die religiöse Handlung.

Der Kaiser Napoleon ließ sich diesen Morgen in dem Audienzzimmer seines Palais Messe lesen. Vorher, nach dem Lever, wurde Hr. Geh. Rath v. Goethe während des Frühstücks bei dem Kaiser eingeführt, der seine Bekanntschaft wünschte, und gestern unsern großen Dichter durch den Staats-Sekretair Maret dazu hatte einladen lassen.

Carl Bertuch, Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1808, October, pag. 748, 749.

Der Kaiser von Frankreich, König von Italien, hat den Herren 1808.
Geh. Rath von Göthe, Hofr. Wieland zu Weimar, und Geh.
Hofr. Starke zu Jena das Kreuz der Ehrenlegion ertheilt.

Neues allgemeines Intelligenzblatt für Literatur und Kunst zur N. Leipz. Lt. Zeitung gehörend, Leipzig, 1808, 3. December.

Göthe's Werke. Erster bis Vierter Band. Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung 1806.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Werke eines Dichters, der ein Menschenalter hindurch so bedeutend und mächtig auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, ich will nicht sagen zu beurtheilen, und ihnen ihr wahres Verständniß in der Bildungsgeschichte der Kunst und des Zeitalters zu bestimmen, sondern auch nur auf eine solche Weise über sie zu reden, die den Leser wirklich fördert, ihm manches im Einzelnen verständlicher macht, und im Ganzen der höhern Erkenntniß des wahren Wesens der Poesie näher führt. Es gehört ein Entschluß, ja eine Art Selbstverleugnung dazu. Zwar wenn der Beurtheiler zu seinen andern Vorzügen auch noch den der Jugend und Unerfahrenheit besitzt, so geht es beträchtlich leichter von Statten. Er wird sich alsdann vor allen Dingen ein philosophisches System, es sey nun über die Dichtkunst und Schönheit überhaupt, oder über eine besondre Art derselben, über Tragödie, Roman, u. s. w. ersinnen. Jener unversiegliche Strom, welcher der academischen Jugend nach einander, Kategorien und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und absolutes Wissen mit gleicher Ergiebigkeit lieferte, wird es ihm an Materialien dazu niemals fehlen lassen. Er genießt das unbeschreibliche Vergnügen, seine kleine Theorie in embryonischer Gestalt, gleich in der Freude des ersten Empfängnisses vorzutragen; der Dichter und sein Werk müssen sich schon darnach fügen; bleibt ja eine beträchtliche Lücke, so wird sie durch ungemessene Lobsprüche ausgefüllt, oder wenigstens um so minder fühlbar seyn, je mehr der unbefangene Geist in sich selbst und in die glücklich entdeckte Uebereinstimmung versunken, und in das Wesen eines Andern einzudringen, unfähig ist. — Wie aber, wenn der Beurtheiler jene beneidenswerthe literarische Unschuld unwiederbringlich verlohren hat, wenn es ihm nicht mehr möglich ist, die Urtheile und Ansichten der anders, und gleichgesinnten zu

1808. vergessen, wenn er selbst in der Literatur befangen ist, wenn er vielleicht einen beträchtlichen Theil seines Lebens mit dem Zeitalter in freundlicher und in feindlicher Berührung verlebte; wenn er sich endlich durch sorgfältige Beobachtung überzeugt hat, daß es grade die ästhetischen Recensionen sind, oder überhaupt die in den letztern Jahren wieder mehr als je herrschend gewordene Wuth nach philosophischen Formeln, wodurch bei einer von Natur tief fühlenden Nation das lebendige poetische Gefühl täglich mehr abgestumpft und verschwemmt wird! — Was soll er dann thun? Soll er das Beste, Bedeutendste und Edelste mit Stillschweigen übergehen, das Mittelmäßige, wie es etwa die eignen kleinen Zwecke erfordern, begünstigen und beschützen, das Erbärmliche aber lobpreisen, um sich das angenehme Gefühl zu verschaffen, daß sein Einfluß wohl hinreichend sey, auch dem, was an sich nichts ist, einen Schein des Daseyns zu verleihen? — Eine solche nach Absicht und Gelegenheit bestimmte Kritik überlassen wir andern, und wenden unser betrachtendes Kunststudium lieber gleich zu dem Vortrefflichen und Wichtigsten, was die Zeit eben darbietet, zu der neuen Ausgabe von Göthe's sämmtlichen Werken.

Es sey uns vergönnt, zuerst unsre Freude über diese Erscheinung in Beziehung auf den gesammten Zustand der Deutschen Poesie überhaupt und die Fortschritte derselben in den zunächst verfloßnen Jahren kund zu geben. In der That, seit Schiller durch sein letztes und vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, alle seine vorigen übertraf und krönte, war die Ausbeute der Deutschen Literatur für Poesie nicht sehr reich. Zwar fehlte es nicht an mancherley neuen Erscheinungen. Tieck, und was A. W. Schlegel aus dem Spanischen übersetzte, fanden mehrere Nachahmer, denen man gewiß nicht allen das Dichtertalent absprechen kann; nur daß sie uns die romantische Schönheit des Spanischen Drama's in einer gar zu diminutiven Gestalt wieder gaben. Neben den Spanischen fehlte es auch nicht an Griechischen, ja an wahrhaft Hypergriechischen eben so verfehlten, und eben so gehaltleeren tragischen Dramolets, da die Versuche und Aeusserungen mehrerer Dichter von verschiedenen Seiten her zusammentrafen, um den alten Wunsch nach der Wiederherstellung der Griechischen Tragödie, ganz in der strengsten Form, sogar die Chöre mit eingerechnet, von neuem zu beleben. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Nachahmer eher den mißlungnen Versuch, als das vollendete Werk des Meisters zu seinem Vorbilde wählen wird; was schon auf der Spitze steht, und gefährlich an den äußersten Gränzen schwebt, wird er noch über-

treiben wollen — bis der redliche Kunstfreund nur gar zu deutlich 1808.
inne wird wo das Verfehlte auch schon in den ersten noch aus wahrem Dichtergefühl hervorgehenden nur in den Mitteln irrenden Streben lag; der gleichgültige Leser aber, ohne viel zu unterscheiden, alles unter der Benennung der Abgeschmacktheit der neuen Zeit zusammenwirft.

Es fehlte auch nicht an Versuchen, die große Lücke, welche Schillers Verlust auf der Deutschen Bühne ließ, auszufüllen; Versuche, an denen bis jetzt der gute Wille wohl am meisten zu loben war. Sogar aus Pohlen, von den alten heidnischen Preußen, und aus der Rumpelkammer geheimer Gesellschaften, und ihrer vielbedeutenden Ceremonien wurden die Ingredienzien zu jenem dramatischen Allerley herbey gesucht, worin man das wahre Geheimniß des romantischen Schauspiels ergriffen zu haben wähnte. Unzählig endlich war auch in den letzten Jahren die Menge der neu auftretenden, durchaus genialischen Kunstjünger, die, innigst überzeugt von der Schädlichkeit des Studiums für das wahre Genie, den Nahrungsstoff ihrer Originalität (denn ganz ohne solchen mag sie doch auch nicht bleiben) nur in den berühmtesten Schriftstellern und Werken des letzten Decenniums suchten, und jeden neuen Gedanken wie eine beliebte Melodie, so lange abzujagen verstehen, bis er den Geist wohl aufgeben muß. Diese Gattung ist unvergänglich, nur hat auch sie ihre Zeiten, wo sie sichtbarer wird, andere wo sie wieder in das Dunkel zurücktritt.

Zwar ließen mitten in dieser Verwirrung noch einzelne, früher bekannte Dichter ihre Stimme wieder vernehmen, aber unser Publikum ist so sehr gewohnt, Meisterwerke auf Meisterwerke in einer stetigen Reihe folgen zu sehen, daß ein Schriftsteller, der nicht von Messe zu Messe mit einem gewichtigen Bande auftritt, gar leicht in Vergessenheit, oder wohl gar in Gefahr geräth, nach einer neuerdings beliebten Formel, für nunmehr todt, und so gut als gestorben, erklärt zu werden. —

Wie dem auch sey; manche, die am meisten Beruf gehabt hätten zu reden, schwiegen wirklich. Von Göthe war in einer Reihe der letzten Jahren, Eugenie das einzige größere Werk was erschien, aber unvollendet blieb.

Desto erfreulicher ist die Erscheinung dieser neuen Ausgabe von Göthes Werken, die uns ohne Zweifel manches ganz neue geben, manches Aeltere in noch reinerer Gestalt, oder auch in derselben aber durch die Gesellschaft des Neuen mit erneuert wiederbringen wird, und kann uns auf jeden Fall in der immer mehr

1808. verbreiteten Liebe zu einem Dichter, der mehrentheils weniger nach dem allgemeinen Beyfall strebte, als vielmehr die selbst erkannten Grundsätze ohne Rücksicht zu befolgen bemüht war, einen schönen Beweis von den Fortschritten des Kunstsinns in Deutschland gewähren.

Das Neue, was die ältere Ausgabe nicht enthält, und was auch noch sonst nicht gedruckt war, ist in den vorliegenden vier Bänden nur wenig; wir glauben dem Wunsche des Lesers zu entsprechen, wenn wir unsre Anzeige nicht bloß darauf beschränken. Das Urtheil der Nation über einen classischen Schriftsteller, besonders einen Dichter, kann nur allmählig reifen und sich bilden. So viel Treffendes und Geistvolles auch schon über die Werke des Verfassers und seinen Dichtergeist im Allgemeinen gesagt worden ist, so glauben wir doch keinesweges, daß das Urtheil über ihn schon vollendet, ein durchaus richtiger Begriff von ihm und seinen Werken schon vorhanden wäre. Die Zeit erst kann einen solchen zur Reife bringen, nicht der Einzelne muß ihn allein entscheidend festsetzen wollen; aber ihn an unserm Theil mit entwickeln zu helfen, das werden wir in gegenwärtigen Blättern versuchen.

Sehr zweckmäßig beginnt die ganze Sammlung mit den Liedern, den lyrischen Gedichten, und dem Meister; denn wenn uns kein andres Werk des Verfassers so genau und so vielseitig mit den Ansichten desselben von der Welt und der Kunst, ja mit den Grundsätzen und Absichten, nach denen er seine Werke bildete, bekannt macht, als der genannte Roman, so finden wir dagegen in den Liedern ihn selbst, sein eigenstes Wesen nach allen Verschiedenheiten besonderer Stimmungen und Zustände fast noch klarer oder doch verschiedener ausgesprochen.

Es liegt dies ganz in der Natur der Sache; das lyrische Gedicht, das Lied, ist die freieste Aeußerung der Poesie; und wenn wir bey größeren poetischen Werken, besonders wenn dieselben nicht unser ganzes Wesen leidenschaftlich oder begeistert ergreifen und mit sich fortreißen, sondern durch die ruhige Behandlungsart auch uns in die Stimmung ruhiger Betrachtung und besonnener Aufmerksamkeit versetzen; wenn wir bey solchen Werken nur gar zu leicht von dem poetischen Eindruck selbst, auf den Gegenstand des Gedichts, auf die Grundsätze, Vorbilder und Zwecke des Künstlers, auf die Gesetze und die Idee der Gattungen, denen das Werk angehört, hinübergleiten, so ist das Lied dagegen ganz rein von solchen fesselnden Beziehungen. Frey von den Gesetzen der Kunst, wie von den Beschränkungen der gemeinen Wirklichkeit tönte die

Stimme des Liedes aus der geheimnißvollen Tiefe des Menschen- 1808.
geistes und der Poesie hervor, abgerissen und einzeln, ja räthselhaft für den Verstand, dem Gefühl aber deutlich, und so bestimmt, daß wo ein solcher Ton einmal eindrung, er für immer in der Seele bleibt, und wo er auch zu schlummern scheint, durch die leiseste Erregung doch leicht wieder hervorgerufen, und als derselbe, — der alte von ehemals — wieder erkannt wird.

Freylich welches Schöne und Freye, suchte nicht der bloß mechanische Bildungstrieb in seine Sphäre herab zu ziehen, und durch wohlgemeinte Vervielfältigung zu entadeln und zu entseelen! Man glaube nicht, daß wir hiermit bloß und allein auf die nie versiegenden Nachahmungen oder Ergießungen der unberufenen Sänger-Zunft zielen; etwas ähnliches widerfährt auch wohl dem wahren Künstler, der in andern Rücksichten auf eine hohe, auf die erste Stufe mit Recht gestellt wird. Wir könnten berühmte Dichter nennen, die es nicht erst ihren Nachahmern überlassen haben, ihre Melodieen zu Tode zu singen. Es geschieht diese Entseelung des Liedes um so leichter, je mehr der Dichter eine gleichmäßig bestimmte, künstlichere oder gar ausländische Form erwählt. Der Ausdruck wird alsdann meistens charakterlos, allgemein und kalt, wo doch oft ein sehr wahres und tiefes Gefühl zum Grunde lag, oder er wird, wo die Eigenthümlichkeit dennoch hindurch bricht, als Manier erscheinen.

Von den Gedichten des Verfassers in elegischem Sylbenmaaß werden wir nachher noch insbesondere reden; von den andern vermischten Gedichten aber, und eigentlichen Liedern glauben wir ohne Uebertreibung sagen zu dürfen, daß *jedes* derselben ein Wesen eigner Art, jedes derselben ganz *eigenthümlich* sey; diesen einfachen Lobspruch würden wir vielleicht nur wenigen unter den erwähltesten Dichtern aller Zeiten zugestehen.

Der Verfasser hat die lyrischen Gedichte des ersten Bandes unsrer Sammlung unter die Rubriken: *Lieder — vermischte Gedichte, — Romanzen und Balladen* eingetheilt. Man denke sich die Seele des Dichters wie einen reichen Grund, wo neben der hochanstrebenden, und reich entfalteten Ceder, auch manche unscheinbare Gewächse und Gesträuche den Boden schmücken, deren Anmuth oder Eigenheit den Sinnigen nicht minder erfreut, und wo in der Fülle oft manches zurückgedrängt wird, und in der halben Entfaltung stehen bleibt. Was auf diese Art *fragmentarisch* von dem Dichter hervorgebracht wird; oder wenn man lieber will, in ihn entsteht, ist darum noch nicht immer ein Lied, denn es ist

1808. nicht genug, daß dieses aus einer besondern Stimmung des Dichters hervorgegangen sey, es muß sich auch von der Seele des Dichters ablösen, und ein unabhängiges Leben in sich tragen, um zur Sage werden, und im Munde des Gesanges die Jahrhunderte durchwandeln zu können. Ganz bestimmt ist also der Unterschied zwischen vermischten Gedichten — fragmentarischen, subjektiven Ergießungen des Dichters, — und Liedern, den objektiven Stimmen der Poesie, wenn uns dieser Ausdruck vergönnt ist. Der Unterschied selbst ist bestimmt; doch giebt es einzelne Gedichte genug, die zwischen dem gar nicht mehr an dem Dichter klebenden, ganz in sich klaren und beseelten Liede, das Aller Eigenthum ist, und der bloß persönlichen Ergießung ungewiß und unentschieden in der Mitte schweben.

Nun bliebe noch die Gränze zwischen dem Liede und der Romanze festzusetzen, aber ohne uns hier in allgemeinen Untersuchungen zu verliehren, dürfen wir wohl behaupten, daß dieser Unterschied, in dem vorliegenden Falle wenigstens, nicht immer ganz bestimmt, und überall anwendbar ist. Ein Lied, das sich an irgend eine Volksmelodie anschließt, das nicht in der eignen Person gedichtet ist, sondern in irgend einer, mehr oder minder aus der romantischen Sage entlehnten, besonders wenn in diesem mythischen Hintergrund irgend eine Geschichte andeutend vorausgesetzt, oder wohl gar theilweise erzählt wird, nähert sich durch diese Bedingungen stufenweise immer mehr der Romanze, und geht endlich ganz in dieselbe über, wie des Schäfers Klagelied S. 73 und das Bergschloß S. 83. Weit entfernt dieses für eine unvollkommne Mittelgattung zu halten, glauben wir vielmehr, daß diejenigen Lieder oder Romanzen die vollkommensten sind, von denen es schwer seyn würde zu entscheiden, ob sie das eine oder das andere seyen, weil sich beyde Elemente — die tiefe Eigenheit des Gefühls, und die geheimnißvolle Andeutung der Phantasie, nach Art des Volks und der alten Sage, so innig durchdrungen haben, daß sie nicht mehr geschieden werden können. Umfaßt ja doch der Nahme des Liedes in seinem ursprünglichen Sinne erzählenden Dichtergesang eben so wohl als den des bloßen Gefühls.

Wir erlauben uns daher für unsre Ansicht einer andern Eintheilung zu folgen: wir nehmen die objektiven Lieder gleich mit den Romanzen, und rechnen dagegen noch außer den vermischten Gedichten auch manche Stücke, welche der Verfasser mit zu diesen gestellt hat, zu den blos persönlichen Gelegenheitsgedichten und Fragmenten.

Unter den früher bekannten Liedern, würden wir dem König von Thule, dem Sänger, dem Fischer, und nächstdem dem Erlkönig den Preiß zuerkennen. Lieder wie diese sind es vorzüglich, die wenn anders die jetzige Dichtkunst irgend Unvergängliches hervorbringen mag, im lebendigen Munde des Gesanges als ein Eigenthum des gesammten Volks die Jahrhunderte überdauern mögen, während der Roman vom Geiste der Zeit, die Bühne von der äußern Lage der Nation, die höhere Dichtkunst von Religion und Philosophie abhängig sind; ja wenn die Frage davon ist, ob eine Nation mitten unter den prosaischen Verhältnissen und Beschränkungen doch noch eine Erinnerung von Poesie besitze, so wird es vorzüglich darauf ankommen, ob sie einen reichen Vorrath, einen zureichenden Cyklus solcher Lieder besitze. Da sich jezt so viele Freunde der Poesie mit der Aufsuchung alter Volkslieder beschäftigen, so wäre es erwünscht, wenn einer oder der andere, dem die Hülfsmittel dazu bey Händen sind, uns belehrte, welches alte Bruchstück, welcher Zug der Sage etwa bey dem einen oder dem andern jener Lieder dem Dichter vorgeschwebt haben kann. Das Verdienst desselben würde dadurch gewiß nicht gemindert werden, sondern unstreitig in noch erhöhtem Lichte erscheinen. Auch Bürger hat troz der Einseitigkeit seines Geschmacks, und der Uebertriebenheit seiner Behandlungsart, große unleugbare Verdienste um das Volkslied, dessen Tiefe zu erforschen er redlich bestrebt war. Stollbergs Romanzen sind leichter, geflügelter, und darstellender; besonders zeichnen sie sich durch den ritterlichen Adel aus. Goethe aber behauptet wohl vor allen den Vorzug der Mannigfaltigkeit und der Tiefe. Einen magischen Reiz giebt seinen Liedern das Abgerißne, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Gedankens oder der Geschichte, bey der vollkommensten äußern Klarheit. Freylich kann dieß, sobald es mit Bewußtseyn geschieht, gar bald in absichtliche Seltsamkeit ausarten, die denn auch bei den Nachahmern und Nachäffern Göthe's im Volksliede, in so reichem Maaße und in der vollen Begleitung aller nachfolgenden Verkehrtheit angetroffen wird. Bey Göthe selbst aber sind die schönsten Lieder durchgängig bis zur vollkommensten Klarheit durchgeführt, und nur einige der minder vollkommenen sind auf dem Wege dahin stehen geblieben. 1808.

Wie viele andere könnten neben den erwähnten Liedern noch mit Ruhm genannt werden! Heidenröslein, das Veilchen, der untreue Knabe, sind jedem bekannt; das Blümlein Wunderschön ist so zart spielend, als liebevoll herzlich. Der Junggesell und der Mühlbach spricht uns wunderbar musi-

1808. kalisch an; ja wenn wir zu so vielen vortrefflichen der früheren, den Reichthum der in dieser Ausgabe neu hinzugekommnen, wenn wir die Verschiedenheit aller, und die Vortreflichkeit der einzelnen betrachten, so möchten wir uns beynah zu dem Ausspruch berechtigt halten; daß Goethe wohl in keiner Art der Poesie einen höheren oder auch nur einen gleichen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, als in den Liedern, wenn nicht anders ein so bestimmter und bedingter Lobspruch schon geeignet ist, von Unverständigen als Tadel mißdeutet zu werden.

Unter den neu hinzugekommenen, zog uns vorzüglich an: Schäfers Klagelied S. 73:

Da droben auf jenem Berge
Da steh ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal u. s. w.

Noch mehr aber Bergschloß S. 81:

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still,
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will u. s. w.

Diesen beyden Liedern giebt das magische Dunkel einen Reiz. In dem Hochzeitslied, 236:

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seeligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg u. s. w.

scheint uns die Dunkelheit mehr individuell und persönlich, als romantisch zu seyn. Doch ist die Fülle der Phantasie darin, die

auch der Vers angemessen ausdrückt. Zur vollendetsten Klarheit 1808.
durchgedrungen ist das Lied S. 98: vanitas! vanitatum vanitas! dem wir nur eine einfachere Ueberschrift wünschten:

Ich hab mein Sach auf nichts gestellt,
Drum ist's so wohl mir in der Welt u. s. w.

Ein herrliches Beyspiel ächt Deutschen Volkswitzes! Voll froher Laune und Lustigkeit ist auch Ritter Curts Brautfarth, das würdige Stiftungslied, und der unvergleichliche Rattenfänger. Vor allem würde die Kriegserklärung S. 19:

Wenn ich doch so schön wär
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit rosenrothem Band.

Glauben, daß man schön sey,
Dächt ich, ist erlaubt.
In der Stadt! ach ich hab' es
Dem Junker geglaubt u. s. w.

den Preiß der Anmuth und Lieblichkeit davon tragen, wenn die nach folgenden Strophen mit den beyden ersten von gleicher Schönheit wären. Wir haben einigemal bemerkt, daß die Lieder des Verfassers aus einem sehr gefühlvollen und romantischen Auffluge im Anfange gegen das Ende mehr in das Prosaische und Ironische herabsinken; wie dies auch unsers Bedünkens in den ältern schönen Liedern, Willkommen und Abschied S. 42. Neue Liebe, neues Leben S. 44 der Fall ist.

Dieß wären nun die vortrefflichsten unter den eigentlichen Liedern. Noch sind einige Romanzen zurück; der Wandrer und die Pächterin, dessen Beziehung ganz individuell seyn mag; die Walpurgisnacht, wo nur die allzu prosaische Erklärung des bekannten Volksaberglaubens wohl durch keine, auch noch so dichterische Behandlung der Poesie angeeignet werden konnte; die Braut von Korinth, die sich durch die hohe Vollkommenheit der Darstellung, bey einem widerstrebenden Stoff, und der Gott und die Bajadere, die sich, wo nicht durch die innere Tiefe, doch durch die äußere musikalische Fülle empfiehlt. Wir haben dieser letzten nicht neben den andern eigentlichen Liedern erwähnt, weil

1808. sie einer ganz fremden Mythologie entlehnt sind, oder doch auf eine weniger bekannte Besonderheit des alten Griechischen Volksglaubens sich beziehen. Wie weit es auch in andern Gattungen der Poesie vergönnt seyn mag um sich zu greifen, und auch die entlegenere und ganz fremde Sage in ihren Kreis zu ziehen, von dem Liede fordern wir, daß es Deutsch sey.

Wir gehen nun zu der zweyten ungleich zahlreichern Klasse der persönlichen Gelegenheitsgedichte, und vermischten Fragmente über. Viele derselben sind wohl als wahre eigentliche Lieder gemeint, und es nur deswegen nicht völlig geworden, weil sie nicht ganz aus dem Dichter herausgetreten, und nicht objektiv, sondern nur subjektiv verständlich, oder nach Gelegenheit, auch unverständlich sind. Für die größere Zahl aber besonders derer, die der Verfasser unter den Nahmen der vermischten Gedichte zusammengestellt hat, dürfte der richtigste Gesichtspunct wohl der seyn, wenn wir sie als den ersten Ansatz der Gedichte im elegischen Sylbenmaaß betrachten. Hierher zählen wir besonders die ganze Reihe der rein freyen Monodieen in mythischen Sinnbildern, unter denen Prometheus an Reichthum des Gedankens, die erste Stelle einnimmt. Je abweichender je ausgesetzter dem Tadel die in diesen Fragmenten herrschende Ansicht der Dinge ist, je mehr wünschten wir, daß sie vollkommen ausgesprochen und entfaltet, und alle die Bruchstücke in ein Ganzes verbunden seyn möchten.

Unter den neu hinzu gekommenen, vermischten und subjektiven Liedern, empfehlen sich: zum neuen Jahr S. 15, Tischlied, S. 54, Generalbeichte S. 57, Dauer im Wechsel S. 61, die glücklichen Gatten S. 63 durch ihre Klarheit und frohe Laune. Mehr nur individuell scheint Nachtgesang S. 74. In der Dythirambe S. 209 ist der Gegensatz der mit Klarheit besonnenen und der bakchisch begeisterten Dichter mit starken Farben dargestellt; und auch blos so genommen das Fragment nicht ohne Werth, doch mag der Dichter auch noch einen andern Sinn damit verbunden haben. Das begeisterte Gedicht Weltseele, erregt um so mehr den Wunsch nach einer vollständigen poetischen Darstellung der Naturansicht des Dichters, je weniger es diese ganz klar ausspricht.

Das Sonett S. 95 ist ein Wort recht zu seiner Zeit; eine vortreffliche Parodie der vielen holprichten und sinnlosen Sonette, womit uns die letzten Jahre, seit A. W. Schlegel diese Gattung wieder einführte, die Schaar der Nachahmer überschwemmt hat. Sonderbar ist es, wie der Instinkt dieser Unermüdlichen immer auf

das Kleine, das Einzelne und auf diejenigen Formen geht, die dem Vereinzeln günstig sind. An den ungleich schwerern Terzinen haben sich eben so viele nicht versehen; dagegen welche Ueberschwemmung von Sonetten! Eben so ging es mit den alten Sylbenmaaßen. An umfassenden Gedichten in Hexametern, haben wir, wenn wir auch die bloß philologischen Arbeiten und die ganz mislungenen Versuche mitzählen, einen so großen Ueberfluß eben nicht; dagegen welche Anzahl von sinnreichen und sinnlosen, witzigen und aberwitzigen Distichen! 1808.

Wir schließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß alle diese vermischten Gedichte und Lieder auf einem gemeinschaftlichen Grunde ruhen, welches zugleich das eigentliche Wesen des Volksliedes ist; dieses ist: tiefe Eigenheit des Gefühls, verwebt mit abgerissenen Andeutungen der höchsten Phantasie. Es giebt noch ein ganz andres Element, oder wenn man will, eine andere Gattung der lyrischen Poesie, wenn dieselbe nähmlich nicht aus einem besondern, sondern in seiner alles mit fortreißenden Kraft gemeinschaftlichen Gefühle hervorgeht, und sich durch Würde und Ernst und Begeisterung auch äußerlich gleich unterscheidend ankündigt. Diesen Ton haben mehrere Deutsche Dichter angegeben, am meisten Klopstock, obwohl in ungünstigen Formen und Verhältnissen, ganz durchgeführt hat ihn noch keiner. Aus begreiflichen Gründen: das Volkslied kann als die letzte Erinnerung an die ehemalige Poesie noch fortdauern, auch bey einem, den äußern Verhältnissen nach, ganz zerstörten Zustande; zu begeisterten Nationalliedern bedarf es aber außer dem Dichter noch anderer Verhältnisse, und zum wenigsten, einer mitfühlenden Nation.

Gegen die Elegieen war anfangs viel Einrede von Seiten der strengen Sittlichkeit; wenn aber dem Dichter nichts zu sagen erlaubt wäre, als was sich in Gegenwart junger Frauenzimmer sagen läßt, so möchte wohl überhaupt keine Poesie möglich sein, am wenigsten aber eine, wie die der Alten. Am sonderbarsten dünkte es uns daher, diesen Einwurf auch von solchen zu hören, die da glaubten, daß unsrer Poesie durch Nachbildungen der alten Dichter vorzüglich geholfen und gerathen sey, und ihr doch einen, wenn gleich mäßigen Gebrauch der alten Freyheiten nicht vergönnten. Noch gibt es eine andere mehr aus der Geschichte der Deutschen Literatur hergenommene Antwort auf diesen Tadel. Nachdem die Lohensteinische Schule in eine spielende Ueppigkeit entartet war, die nur zu oft in das wirklich Unsittliche, ja Schmutzige überging, so suchten nun Klopstock und die gleichgesinnten mit allem Ernst die Würde der Deutschen

1808. Poesie wieder herzustellen, nur daß sie dabey leider in das entgegengesetzte Extrem einer zu einförmigen Würde und durchgehenden Feyerlichkeit geriethen. Sollte die Deutsche Poesie nicht ganz in dieser Monotonie untergehen, so mußte sie sich wieder auf eine freyere Weise bewegen, und aus den unermessenen Regionen des Himmels wieder auf die Fluren der Erde zurückkehren. Es fehlte auch nicht an Schriftstellern, die dem Sinnenreiz, den Klopstock verschmäht hatte, ausschließend, oder vorzüglich nachjagten; aber auf eine prosaische Art. Auf eine poetische Art geschah es vorzüglich durch Göthe, den wir in dieser Rücksicht nicht blos in der Elegie, sondern auch in vielen andern Werken als den vollkommnen und nothwendigen Gegensatz Klopstocks für das Ganze der Deutschen Literatur betrachten.

Die sämmtlichen Gedichte in elegischem Silbenmaaß kann man aus einem zwiefachen Gesichtspuncte beurtheilen. Entweder als einzelne lyrische Gedichte, oder aber, indem man sie alle zusammen nimmt, und sie als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet. Unter dem ersten Gesichtspuncte, als lyrische Gedichte, würden wir sie sehr weit unter die gelungensten Lieder des Dichters setzen. Sie sind weniger eigen und unmittelbar, es ist nicht dieses frische Gefühl, diese Lebendigkeit darin. Am nächsten kommen darin den Liedern wohl Alexis und der neue Pausias, überhaupt die unter II zusammengestellten. In den Römischen Elegieen finden wir dagegen weit mehr Unebenheiten und Disharmonisches. Das Geheimnißvolle, die Phantasie aber, fehlt in allen, muß schon der Form und der Gattung nach fehlen; denn das Räthselhafte in den Weissagungen des Bakis, gehört wohl mehr der subjectiven Unverständlichkeit individueller Zuneigungen und Abneigungen an, deren wir auch bey den persönlichen Gelegenheitsgedichten erwähnten. Dieser geheimnißvolle Reiz der Phantasie ist es wohl, wenn wir mehr Poesie in der Art finden, wie die Sehnsucht nach Italien in dem schönen Liede:

Kennst du das Land wo die Citronen blühn? u. s. w.

ausgedrückt ist, als in dem wirklichen Besitz und ruhigen Genuß des Kunst- und Natur beglückten Landes, wie ihn alle diese Römischen Elegien und Venetianischen Epigramme schildern. Ja man kann wohl voraussehen, daß manche der schönen Göthischen Lieder noch — vielleicht nach Jahrhunderten — im Munde des Gesanges leben werden, während diese antiken Nachbildungen als nothwendige,

aber vorübergegangene Stufe der Bildung nur in der Kunstgeschichte 1808.
ihre Stelle haben werden.

In diesem Sinne würden wir ungefähr urtheilen, wenn wir diese Elegien als einzelne lyrische Gedichte im Vergleich mit den andern lyrischen Gedichten und Liedern unsers Dichters betrachteten. Als Nachbildungen des Antiken aber betrachtet verdienen sie gewiß alle die Lobsprüche, welche man ihnen in dieser Rücksicht ertheilt hat. Der größte Unterschied dürfte seyn, daß in den Römischen Elegien, wo man am bestimmtesten an die Triumvire der alten Elegie erinnert wird, hie und da ein Anhauch von Parodie, ein leiser komischer Anstrich beigemischt ist, der sich bei den Alten nicht findet, der sich aber ganz natürlich einstellt, wenn man nicht in der eigenen Weise und Sitte, sondern in einer halb in Ernst, halb zum Spiel angenommenen Maske redet. Sollen aber lyrische Gedichte antike Nachbildungen seyn? Oder müssen sie nicht vielmehr ihrer Entstehung nach ganz aus dem Innern des Dichters hervorgehen, in der äußern Erscheinung aber nicht fremd und gelehrt, sondern ganz nationell seyn, wenn sie auch wieder in das Innere eingreifen sollen?

Dies ist der Punct, auf den es eigentlich ankommt. Wir glauben, man müsse alle diese Elegieen und Epigramme nicht als einzelne Gedichte ein jedes für sich, sondern sie alle als ein zusammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu seyn, das weit mehr von der didaktischen, als von der lyrischen Art seyn würde. Mehrere der ohnehin schon verknüpften Reihen von Epigrammen, oder Massen von Elegieen erhalten ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derselbe Geist; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur schwach angedeutet ist, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeine Ansichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamorphose der Pflanzen aber, wie in einem Kern zusammengedrängt sind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet seyn, so würden wir ein Lehrgedicht vor uns sehen, das uns die Ansicht des Dichters von der Natur und der Kunst, ihrem Leben und ihrer Bildung, einmal vollständig darstellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verschieden seyn, an Würde und Gehalt der Poesie aber gewiß keinem andern größern dramatischen oder epischen Werke unsers Dichters nachstehen würde. Ein solches Ganzes scheint uns in diesen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dieß offenbar das Ziel zu seyn, nachdem sie mehr oder weniger alle streben.

1808. Es scheint sonderbar, etwas anders von dem Dichter zu begehren, als das, was er uns wirklich giebt und darbietet; wenn man aber geistigen Hervorbringungen nicht einen falschen Werth erhalten will, so ist es nothwendig zu zeigen, wohin sie eigentlich streben, gesetzt auch, daß dieß Streben nicht bis zur vollkommensten Ausführung äußerlich durchgeführt wäre. Aus diesem Gesichtspunkt angesehen, erhält auch die gewählte Form des antiken Sylbenmaaßes ein ganz neues Licht. Wir hoffen überhaupt nicht, daß man unsere obigen Aeußerungen so mißverstanden haben könnte, als ob wir den Gebrauch des antiken Sylbenmaaßes der Elegie. entweder überhaupt, oder in dem vorliegenden Falle, ganz verwerflich fänden. Um die Deutsche Sprache aus der Gemeinheit, in der sie noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch alte Vernachlässigung und Verwirrung des Zeitgeistes versunken war, herauszuarbeiten, gab es zunächst wohl kein wirksameres Mittel, als jene Nachbildungen der strengsten Kunstformen, wozu ihre Bildsamkeit reichen Anlaß gab, und wodurch so manche Meister sich ein unvergängliches Verdienst um sie erworben haben. Als nothwendige Bildungsstufe der Deutschen Sprache und Kunst müssen diese gelehrte Nachbildungen zum mindesten gewiß in ihrem Werth bleiben. Wollte man nun auch sagen, es sey der Studien und der vorläufigen Bildung endlich genug, die Poesie müsse nun anfangen, und es sey nichts mehr zu wünschen und nichts mehr an der Zeit, als daß diejenigen, die dazu vorzüglich berufen sind, uns endlich einmal statt aller Nachbildungen des fremden, eine Deutsche Poesie geben; so läßt sich dagegen für den vorliegenden Fall folgendes mit Recht erwiedern: möge sich die Deutsche Poesie Deutscher Weisen und Formen bedienen, in allen Arten und Werken, die zunächst auf die ganze Nation wirken sollen; aber der Umfang der Dichtkunst ist nicht so eng zu beschränken, es giebt Ausnahmen, es giebt Fälle, wo Styl und Sylbenmaaß der Alten durch das innere Wesen des Gedichtes selbst nothwendig gefordert werden. Der Reim ist in der Deutschen Sprache einheimisch, ist ihr eingebohren und wesentlich. Der Reim aber, obwohl die schönste Zierde der Poesie, ist nicht mit allen Kraftäußerungen derselben verträglich; es giebt eine Poesie der Wahrheit, wenn uns dieser Ausdruck vergönnt ist; sie ist es, ohne dramatische Handlung, Leidenschaft und Verwicklung, ja ohne alles Spiel der Phantasie, bloß durch die heitere und gediegene Anschauung; durch die wahrhaft poetische Ansicht der Dinge. Das aber verstehen wir unter dem Lehrgedicht, und diesen hohen Begriff desselben hatten wir im Sinn, indem wir die Vermuthung

aufstellten, die elegischen Studien unsers Dichters neigen sich nach 1806.
dieser Seite hin. Für ein solches Lehrgedicht aber, das in der Fülle der gediegensten Wahrheit selbst des Sinnbildlichen nicht bedürfte, oder doch nur mit einer leisen Andeutung desselben sich begnügte, würde die spielende Umhüllung des Reims wohl nicht so angemessen seyn, als die nackte Schönheit und kraftvolle Würde des alten Hexameters, oder der Elegie.

Ueberhaupt sollte man niemals an dem einzelnen Gedichte eines wahren Künstlers die Wahl des Sylbenmaaßes tadeln, mag man auch im Allgemeinen, über das Sylbenmaaß selbst, und das Verhältniß desselben zur Natur und ferneren Bildung unsrer Sprache denken, wie man will, denn der wahre Künstler wird seiner Form, auch der weniger günstigen, doch Meister, so wie des Stoffes, und es verschmilzt alles zu einem Ganzen, wo sich nun nicht trennen und scheiden läßt, und das man ganz bey Seite setzen, oder so nehmen muß, wie es nun einmal ist. Für das Individuelle in den elegischen Werken unsers Dichters ist dieses Sylbenmaaß, grade wie es hier behandelt worden, denn auch so anpassend, als ob es recht eigentlich dazu gebildet wäre, so, daß sich schwerlich eine andre eben so angemeßne Form auch nur in Gedanken ersinnen ließe. Es hat das elegische Sylbenmaaß, wenn es so wie hier, nicht in der größten Strenge behandelt wird, etwas so angenehm gefälliges und nachlässiges, daß es bey der harmonischen Weichheit, die ihm doch von seinem Ursprung her bleibt, recht dazu gemacht scheint, jene selbstgenießende Behaglichkeit auszudrücken, welche als Grund der mannigfaltig wechselnden Empfindungen, die allgemeine Stimmung der meisten dieser Gedichte ist.

Die rigoristische Prüfung des Sylbenmaaßes nach den Gesetzen der alten Rhythmik überlassen wir andern Beurtheilern, so wie auch die Vergleichung der verschiedenen Lesarten der ältern und der neuen Ausgabe; nur eine fiel uns nach der bloßen Erinnerung so sehr auf, daß wir sie im Vorbeygehen bemerken:

„Dichten ist ein lustig Metier",

wo es sonst hieß:

„Dichten ist ein lustiges Handwerk",

und wir dem Dichter nicht beystimmen können, daß er dem Sylbenmaaße die ganze Zierlichkeit und Anmuth des Ausdrucks aufzuopfern wählte.

Nur eine allgemeine Bemerkung über das elegische Sylbenmaaß, so wie es sich in Deutscher Sprache offenbart, sey uns noch zum Schlusse vergönnt. Wenn es nicht strenge, sondern freyer und

1808. lose behandelt wird, wie es hier der Fall ist, so zerfällt es meistens in einzelne Distichen, und auch diese haben viel Einförmiges; es neigt daher zum Vereinzeln, und sinkt aus der anfänglichen Würde oft ins Gemeinere. Wird aber nach dem Vorbilde der Alten einer kunstreichen Verschlingung der Verse und Perioden, und der größten rhythmischen Mannigfaltigkeit und Strenge nachgestrebt, so sehen wir kaum, wie der Abweg eines durchaus gelehrten und schweren Styls wird zu vermeiden seyn. Man könnte vielleicht eine oder die andere Elegie von A. W. Schlegel anführen, zum Beweise, daß auch bei größerer metrischen Strenge die Klarheit des Styls in diesem Sylbenmaaß erhalten werden könne; aber es kann dieses Gelingen wohl nur als eine besondere Ausnahme, nicht als eine allgemeine Regel angesehen werden.

Dürften wir unsrer Stimme also einiges Gewicht im Rathe der sterblichen Götter beymessen, so würden wir den Wunsch äußern, die Meister der Sprache möchten, wenn ihnen die alten Sylbenmaaße denn einmal unentbehrlich sind, lieber dem weitern Anbau des Hexameters ihre Kraft zuwenden, als dem anfangs gefälligen und einschmeichelnden elegischen Sylbenmaaß, das sich aber bald als ein gefährlich abwärts führendes und unheilbar widerstrebendes für die Deutsche Sprache offenbart. Daß ein solches Lehrgedicht, dessen Idee wir anzudeuten versucht, in hexametrischem Rhythmus eben so würdig und mannigfaltig als im elegischen sich darstellen könne, wird jeder gern zugeben. Nur zwischen diesen beyden Sylbenmaaßen kann da die Wahl, nur von diesen die Rede seyn; denn der Fall, daß ein wahres Bedürfniß des Gebrauchs aller der vielen lyrischen und dramatischen Sylbenmaaße der Griechen sich begründen ließe, wird wohl nie eintreten. Der wahre Künstler mag sich, wie hie und da einzeln geschehen ist, durch einen vorübergehenden Versuch damit bekannt machen; die weitere Ausführung dieses Fehlgriffs, und der vollständige Mißbrauch desselben aber sollte den Neulingen überlassen bleiben, die um das andere unbekümmert, nach der Schwierigkeit der äußern Form zuerst haschen — oder jenen rhythmischen Philologen, bey deren halsbrechenden metrischen Versuchen, wenn sie kühn durchgeführt sind, es immer lehrreich bleibt zu sehen, wie sich unsre edle Sprache zu der methodischen Mißhandlung gebehrdet.

Doch schon zu viel haben wir uns der Episoden und der Rückblicke auf den allgemeinen Zustand der Deutschen Poesie erlaubt; wir haben noch über Wilhelm Meisters Lehrjahre zu reden, über die noch manches zu sagen ist, so sehr wir auch vieles als

bekannt voraussetzen, und um so eher voraussetzen können, da 1808.
dieses Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, sondern überhaupt als eines der reichhaltigsten und geistvollsten Werke, welche die Deutsche Literatur besitzt, allgemein anerkannt und verehrt wird, und auch schon mehrere ausführliche Beurtheilungen desselben vorhanden sind, unter andern in den Charakteristiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel.*)

Wenn wir fragen, warum die Größe der Wirkung, welche die Werke unsers Dichters hervorgebracht haben, nicht allemal der Größe der darin erscheinenden poetischen Kraft ganz entsprach; so scheint uns der Grund davon keinesweges, wie einige frühere Beurtheiler glauben möchten, einzig und allein in der poetischen Unempfänglichkeit des Publicums zu liegen, noch weniger in der Unfähigkeit der Deutschen Sprache, wie der Dichter selbst in einigen bekannten Epigrammen zu verstehen giebt; gehört er ja selbst nebst Klopstock zu denjenigen, welche die alte Anmuth nnd die angebohrne Naturfülle der edlen Sprache, aus der Verworrenheit und Mißgestalt, in die sie gerathen war, zum Theil wenigstens wieder entdeckten, und von neuem ans Licht stellten. Wir finden den Grund jenes, eine lange Zeit hindurch sogar nicht, und vielleicht auch jetzt noch nicht ganz angemessenen Erfolges unsers Dichters darin, daß er die Größe seiner Kraft zu oft in bloße Skizzen, Umrisse, Fragmente, kleinere, bloß zum Versuch oder zum Spiel gebildete Werke vereinzelt, und selbst zersplittert hat; er zeigt sich auch in dieser Eigenschaft als der Gegensatz Klopstocks, der alle Kraft seines Geistes und seines Lebens auf ein einziges großes Centralwerk wandte, in dessen Begriff leider nur gleich von Anfang, Bestimmungen und Bedingungen aufgenommen waren, die ein vollkommnes Gelingen unmöglich machten.

So oft Göthe aber seine Kraft nicht selbst theilte, so oft er seinen Reichthum mehr zusammendrängte, war auch die Wirkung entsprechend. Tasso und Egmont haben Schillers Talent von neuem geweckt, und zur Kunst gesteigert, haben uns den Anfang eines Theaters verschafft. Der Meister aber hat auf das Ganze der Deutschen Literatur, sichtbar wie wenige andere gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieselbe mit der Bildung und dem Geist der höheren Gesellschaft in Berührung setzte, und die Sprache nach einer ganz neuen Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf

*) II. Band dieses Werkes pag. 284—303.

1808. einmal geschehen ist. Das Verdienst des Styls in diesem Werke ist von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der sich aus der immer fortschreitenden Erforschung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geschäft gemacht hat, die ganze Größe desselben zu würdigen im Stande ist. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und besonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meister vielleicht jedem andern Werke unsers Dichters vor, keines ist in dem Grade ein Werk.

Anfangs war auch gegen dieses Buch viel Einrede; zuerst, von Seiten der Sittlichkeit, und der darin dargestellten zum Theil schlechten Gesellschaft. Was den ersten Punct anbetrift, so erinnern wir nochmals an die zu einförmige Feyerlichkeit der Klopstock'schen Art und Ansicht der Dinge, und das Bedürfniß einer nicht so gar eng beschränkten Freiheit für die Entwicklung der Poesie. Besonders hat der Meister darin ein großes Verdienst, daß er das deutsche Auge mehr geübt hat, die Poesie nicht blos da zu erblicken, wo sie in aller Pracht und Würde erhaben einher schreitet, sondern auch in der nächsten und gewöhnlichsten Umgebung ihre verborgenen Spuren und flüchtige Umrisse gewahr zu werden. Der Meister gehört dem Anschein und der äußern Form nach, zu der gewöhnlichen Gattung der Romane, und doch ist die Ansicht, und noch mehr die Darstellungsart selbst, da wo das Werk gegen die Poesie — eigentlich aber nur gegen eine Art derselben, gegen die Poesie des Gefühls und der Liebe — zu streiten scheint, eine durchaus poetische, und wenn der gewiß poetisch gemeinte Werther in seinen nächsten Folgen und Nachbildungen gleich wieder in das ganz Prosaische herabgezogen ward, so war in dem Werk selbst schon dafür gesorgt, daß dies dem Meister nicht widerfahren konnte.

Was die gute oder schlechte Gesellschaft betrift, so hätte man sich erinnern mögen, daß von Fielding, Scarron, und Lesage, ja von dem spanischen Alfarache und Lazarillo an, des Don Quixote nicht einmal zu erwähnen, Männer, die zum Theil mit der besten und edelsten Gesellschaft ihrer Zeit sehr wohl bekannt waren, und in ihr lebten, doch die wunderlich gemischte, oder gar die schlechte, als günstiger für komische Abentheuer und vielleicht überhaupt als reicher für die Phantasie mit Absicht gewählt haben.

Am meisten Einrede aber war gegen die Form des Werks, dessen Gestalt sich so ganz an die des gewöhnlichen Romans anschloß und nachher doch die darauf gegründeten Erwartungen keinesweges befriedigte, sondern vielmehr absichtlich zu täuschen schien. Der Tadel traf den Anfang des Werkes, am meisten aber den

Schluß desselben. Uns schien vielmehr die Gelindigkeit dieses Anfangs eine Schönheit zu seyn, und wer in einem Werke nach der Hand auch wohl die Weise, wie es gearbeitet und gebildet worden, zu erkennen weiß, der mochte leicht sehen, daß der Dichter den Schluß und die letzte Masse keineswegs sparsam und geizig abgefertigt, sondern vielmehr mit allem Reichthum ausgestattet, und alle Kunst daran verwendet und aufgeboten hatte. Bleibt hier also dennoch etwas Disharmonisches für das Gefühl vieler Leser, — wie dieß denn wirklich auch bey solchen der Fall ist, denen man den poetischen Sinn durchaus nicht absprechen kann — so muß der Grund davon weit tiefer liegen, als blos in der äußern Form. Sollten wir in Rücksicht auf diese etwas tadeln oder als minder vollkommen auszeichnen, so würden wir eher in der Mitte des Werks, da wo der Uebergang von dem Leben bey Serlo und Aurelie zu dem auf Lothario's Schloß gesucht wird, hie und da etwas Ungleiches, Lückenhaftes, oder nur gewaltsam und willkührlich Verknüpftes bemerken. Doch kann auch dies nur von einigen Uebergängen gelten; die Darstellung Aureliens und Serlo's ist in ihrer Art gewiß nicht minder vortrefflich als die des komischen Schauspielertreibens im Schlosse des Grafen, die wohl selbst dem eigensinnigsten Sinne nichts zu wünschen übrig läßt. 1808.

Worin liegt denn aber der Grund des Zwiespaltes der so vielen, die sich stark von dem Werk angezogen fühlten und sich ganz mit demselben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb, und sie wieder davon zurückstieß? — Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunst zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt worden, in der anscheinenden Partheylichkeit des Dichters für den kalten Verstand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetischen Richtung beschuldigt. Diese Ansicht aber trift den eigentlichen Punct, unsers Erachtens, nicht, und ist auch nicht ohne Einschränkung wahr. Erstlich hat es seine vollkommne objektive Richtigkeit und Wahrheit, daß eine solche Liebe, ein solches Gefühl wie das der untergehenden Personen, in einer solchen Welt und Umgebung, ohne Rettung untergehen mußten; und es wird der Verstand hier auch keineswegs als das Höchste und Letzte dargestellt, sondern vielmehr als etwas allein ganz unzulängliches einseitiges und dürftiges. Dasjenige was aber als das Höchste und Erste aufgestellt ist, die Bildung ist, wie sehr auch der Verstand darin überwiegen mag, doch gewiß auch nicht ohne das andere Element des empfänglichen Sinns, offenbar also als ein Mittleres zwischen Gefühl und Verstand gemeint, was sie beyde umfaßt. Diese Bildung

1808. nun, so wenig sie ganz vollständig in dem Werke entwickelt ist, muß unstreitig als eine durchaus künstlerische, ja poetische, gedacht werden, und es streitet wohl nicht mit der Absicht des Verfassers, wenn wir uns den blos angedeuteten Umriß dieses Begriffs durch jenen Geist künstlerischer Bildung ergänzen, der auch andre, besonders aber die antiken Gedichte des Verfassers beseelt. So kann man dann gewiß nicht behaupten, die Absicht des Verfassers sey gegen die Poesie gerichtet, ob man gleich allenfalls sagen könnte: es sey ein Roman gegen das Romantische, der uns auf dem Umweg des Modernen (wie durch die Sünde zur Heiligkeit) zum Antiken zurückführe. Aber es kommt weniger darauf an, die sonderbaren Eigenthümlichkeiten des Werks unter einer auffallenden Formel zu fassen, als vielmehr den eigentlichen Punct des Streits zu treffen, woran es liegt, daß so viele vorzügliche Menschen, welche die andern Werke unsers Dichters wohl zu empfinden und zu schätzen wissen, sich von diesem mit einer bleibenden Abneigung getrennt fühlen. Die Antwort auf diese Frage, so weit sie sich beantworten läßt, scheint uns folgende zu seyn: Bildung ist der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in einem Mittelpunct zusammengeht; dieser Begriff aber ist gerade so, wie er sich hier vor uns entfaltet, ein sehr vielsinniger, vieldeutiger und mißverständlicher. Jene innere Bildung, welcher die alten Weisen der Griechen ihr äußeres Leben ganz widmeten und aufopferten, ging streng und unerbittlich auf ein Ewiges, auf ein mehr oder minder richtig erkanntes Unsichtbares. Diese Bildung gedeiht nur in abgeschiedener Einsamkeit, wo sie diejenigen stets gesucht haben, die sich zu ihr berufen fühlten; und hier ist es nicht sowohl der Mensch selbst, der künstliche Versuche mit sich anstellt und sich selbst bilden will, sondern die Idee, die Gottheit, der er sich ergab, ist es die ihn bildet oder von der er sich bilden und bestimmen läßt. Es giebt aber noch eine andre, mehr äußerliche und gesellige Bildung, die nicht eine so hohe Richtung und Würde hat, oft sogar in etwas ganz Leeres sich auflöst. Was sehen wir überhaupt in dem Menschenleben vor uns? Die meisten werden durch allerley Neigungen und Meinungen durch einander getrieben, ohne daß sich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feststehende Grundsätze und Gesetze halten die verworrne Masse glücklicherweise noch in einer leidlichen Ordnung. Andere sehen wir sodann durch leidenschaftliche Liebe, wenigstens vorübergehend in ein ganz anderes höheres und kraftvolleres Daseyn emporgerissen, noch andere aber

durch Ruhmbegierde und Herrschsucht zu ungeheuren Anstrengungen 1808.
dauerhaft angetrieben, oder durch den nie versiegenden Trieb der Erkenntniß im Stillen noch inniger beseelt und bereichert; welcher Trieb der Erkenntniß wieder auf der einen Seite nah verwandt ist mit der Neigung zur Abgeschiedenheit und zum Unsichtbaren, woraus jene innere Bildung hervorgeht, deren wir oben erwähnten, auf der andern Seite aber verwandt mit dem hervorbringenden Bildungstrieb des Künstlers. In allen diesen Gestalten sehen wir Leben und eben darum sprechen sie unser Mitgefühl leicht an, wo wir sie nur irgend kraftvoll dargestellt finden; sey es in der Wirklichkeit oder im Bilde. So wie es nun aber etwas Widersinniges und deshalb Lächerliches hat, wenn ein leidenschaftliches Streben des eignen Zwecks vergessend, sich wie der Geiz nur auf die Mittel wirft, so ist das Streben der jungen Menschen nach sogenannter Bildung, da sie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte seyn möchte, meistentheils eine vorläufige Anstalt zum Leben, als selbst Leben, so wie das Stimmen der Instrumente vor der Musik. Ein Mann hingegen, der mit stärkerer Kraft gefährlichere Versuche mit seinem Innern anstellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der statt sich eine zweckmäßige Bewegung zu verschaffen, an seiner eigenen Gesundheit experimentirt, allerley Arzneyen durcheinander nimmt und sich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit, oder doch ein entschiedenes Uebelbefinden zuzieht. Das behagliche zurückschauende Gefühl aber solcher Alten, die sich selbst als durchgehends gebildet und vollendet vorkommen, weil sie die mannigfaltigsten Anregungen von allen Seiten her auf dem Wege ihres Lebens erfuhren, ist mit dem Gefühl des Reisenden zu vergleichen, der nach überstandener Durchschüttelung endlich, wenn auch nicht an das Ziel seiner Reise, doch in einem sichern Wirthshause anlangt. — In dem weniger würdigen Sinn ist der Begriff der Bildung offenbar an einigen komischen Stellen des Meister genommen, besonders da, wo das Mislingen geschildert ist, welches dem Streben des liebenswürdigen Jünglings in der Schauspielerwelt zu Theil werden mußte; und wenn der Genius des Werks die einzelnen Gestalten nicht immer bloß mit einer sanften Ironie zu umschweben, sondern schonungslos oft seine eigenen Hervorbringungen zu zerstören scheint, so ist dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit sich und mit andern der Wahrheit gemäß dargestellt. Wie leicht aber würde derjenige, der den höhern, ja den höchsten Begriff der Bildung dem Werke absprechen wollte, durch das Ganze sowohl, als

1808. durch Stellen desselben zu widerlegen seyn! Daß wahre und falsche Bildung in dem Buche oft so nah an einander gränzen, so ganz in einander verfließen, dürfte auch kein Tadel seyn, denn es ist dieß die eigentliche Beschaffenheit der feinern Gesellschaft, die hier dargestellt werden soll. Die falsche Vielseitigkeit nach dem äußern Vielerlei ist vielleicht, wenigstens für Deutschland, das einzige Allgemeine dieser gesellschaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkührliches hat, und größtentheils auf der Meinung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel gesehen, der sich durch eine gegenseitige, stillschweigende Verabredung, und gleichsam harmonische Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er sey einer der Hauptmittelpuncte der großen Welt, während andere vielleicht noch sogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Gesellschaft erst zur guten macht!

Doch wir fürchten den Leser durch diese Ausführlichkeit zu ermüden, und wir würden sie uns kaum erlaubt haben, wenn nicht einer Seits von einem Mißverständniß die Rede wäre, was ganz geeignet ist, bey der jüngern Welt den Geist einer falschen Vielseitigkeit und des eingebildeten Scheins zu erregen und andrer Seits von dem innersten Zusammenhange und der eigentlichen Einheit eines so wichtigen Werks als das vorliegende. Wir glauben aber wenigstens das Resultat unserer Zweifel mit vollkommener Deutlichkeit in eine Bemerkung zusammen fassen zu können, wenn es uns vergönnt ist, einen Wink, der in dem Werke selbst vorkommt, dazu zu benutzen: hätte es dem Verfasser gefallen, Lothario's Lehrjahre, deren im Vorbeygehen als eines vorhandenen Manuscripts erwähnt wird, dem Meister einzuverleiben, oder als Fortsetzung darauf folgen zu lassen, so würde aller Mißverstand und damit wahrscheinlich auch aller Tadel, weggefallen seyn; denn das ist der einzige Einwurf, den die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dieses Werk machen können, daß es seinen eigenen Hauptbegriff nicht ganz vollständig ausspricht und entfaltet. An einem Charakter wie Lothario, würde sichs, wie an einem kraftvollen und reichen Beyspiele erst zeigen, ob es neben den Lehrjahren des Künstlers, auch noch Lehrjahre des Menschen, eine Kunst zu leben, und eine Bildung zu dieser Kunst geben könne, in dem Sinn, den diese Begriffe bey dem Verfasser haben, welcher Sinn an der Bildungsgeschichte der übrigen Personen sich nicht vollständig entwickeln konnte; denn der Charakter der schönen Seele ist theils zu abweichend von dem übrigen Geiste des Buchs; Wilhelm selbst aber bey aller Liebenswürdigkeit zu schwach und unselbstständig.

Noch vor einem andern Mißverstand glauben wir das vortreffliche Werk bewahren zu müssen, das in seiner Verbindung von Darstellung und Kunst-Ansicht den besten Commentar zu den übrigen Werken unsers Dichters giebt, und den Geist desselben vollständiger vielleicht als jedes andre abspiegelt. Es besteht dieses Mißverständniß darin, daß man den Roman zu einer Gattung der Poesie macht, und sich dadurch zu Vergleichungen verführen läßt, die immer unstatthaft sind, und den wahren Gesichtspunkt durchaus verrücken, weil jeder Roman ein Individuum für sich ist, und grade darin das Wesen desselben besteht. So denkt man sich z. B. den Künstlerroman noch als eine Unterart der ganzen Gattung; dahin gehören denn: Ardinghello, der Sternbald,*) ja auch wohl der Meister. Wir geben es zu, daß es Kunstansichten giebt, die in einem wissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke nicht so entwickelt werden können, und nicht so an ihrer Stelle sind, als in einem Werke der Darstellung, doch aber der Theorie und Kritik zu nah verwandt, als daß sie sich dem metrischen Ausdruck fügen könnten. Es muß also das Werk alsdann ein darstellendes, aber doch ganz oder zum Theil ein in Prosa Darstellendes seyn, und die Nothwendigkeit der Form des Romans ist dann für diesen einzelnen Fall begründet. Der Roman behauptet aber dennoch seine individuellen Rechte; wie wenig die oben genannten Romane eine Vergleichung zulassen, wie incommensurabel sie sind, leuchtet wohl jedem ein, und das würden und könnten sie doch nicht seyn, wenn der Künstlerroman wirklich eine Gattung wäre. Wir wollen ein Beyspiel anführen, wodurch es noch deutlicher werden wird, in wiefern dieser falsche Gattungsbegriff das Urtheil mißleitet: halten wir den Künstlerroman für eine bestimmte Gattung und beurtheilen wir nach diesem Begriff den Sternbald, so werden wir unfehlbar mehr historische Ausführlichkeit und Begründung von demselben fordern, wozu das gewählte Zeitalter so reiche Gelegenheit darbot, und den Mangel derselben für einen Fehler halten. Es ist sehr möglich, daß ein andrer Dichter einen Roman in derselbigen Zeit und ähnlicher Umgebung hervorbringe und ausbilde, der ungleich historischer sey. Am Sternbald würde diese Gründlichkeit und gelehrte Behandlung aber gerade das Individuelle zerstören, also das Beste und das eigentliche Wesen desselben, diese ihm eigne Anmuth und Lieblichkeit, die sich leicht bewegt, wie man im Frühlinge leicht athmet. 1808.

*) Ardinghello, oder die glückseligen Inseln, von Johann Jacob Wilhelm Heinse; Franz Sternbalds Wanderungen, von Johann Ludwig Tieck.

1808. Der Meister darf um so weniger als ein Künstlerroman betrachtet werden, da die Kunstansicht des Verfassers an der gewählten Deutschen Schauspielerwelt ungefähr nach den Sitten und dem Zustande in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren, unmöglich einen Träger fand, der sie ganz zu fassen und ganz auszusprechen vermochte; und wie bald wird der Künstler im Meister über dem Menschen vergessen! und wenn dieser Roman in der mittlern Region einigemal sich denjenigen anzunähern scheint, die vorzüglich auf Unterhaltung durch lustige und seltsame Abentheuer ausgehen — wohin so viele, besonders der ältern Romane zu zielen pflegen, — so trifft er in der letzten Hälfte und gegen das Ende wieder mehr zusammen mit denen, die dem Ernst und Tiefsinn des Deutschen Characters gemäß, sogar die Metaphysik und Religion zum Gegenstande des Romans gemacht haben, nur daß hier freylich auch die geistigsten Beziehungen in der klarsten Anschaulichkeit uns vor Augen treten.

Es mag seyn, daß der Verf. selbst in einer gelegentlichen Aeußerung, den Roman als eine Gattung zu erkennen und aufzustellen scheint; die individuelle Natur des Werks bleibt darum doch was sie ist. Ja es liegt vielleicht in der ganzen empirisch künstlerisch auf die Bildungsgeschichte der Poesie ausschließlich gegründeten Methode unsers Dichters selbst ein Grund, daß er Formen der Poesie, die wir für bloß historische und vorübergehende halten, als ewige allgemeine Gattungen betrachtet und behandelt, wie es z. B. mit der Elegie der Fall seyn mag, die wir keineswegs als solche anerkennen. Ja es wäre möglich, daß dem Künstler bey Hervorbringung und Ausführung des Meisters selbst, Werke in Rücksicht auf die äußere Form als Vorbilder vorgeschwebt hätten, die dieser Ehre auf keine Weise würdig scheinen möchten; dieses ist um so weniger von Bedeutung, je mehr unser Dichter fast überall zwar an fremde Formen anschließt und sie in einem gewissen Sinne nachbildet, aber mit so selbstthätiger Aneignung, daß die Nachbildung vielmehr eine durchgehende innere Umwandlung genannt werden kann. Vielleicht erklärt sich das, was an einigen Stellen des Buchs den Schein der Willkührlichkeit hervorbringt, am besten aus dieser Art, wie die äußere Form desselben entstanden seyn mag, indem alles dieses nur auf die einmal als gültig angenommene Form berechnet, und nicht aus der Idee des Werkes selbst hervorgegangen, sondern derselben nur äußerlich angefügt war, so wie im Werther hingegen trotz der anscheinenden Formlosigkeit, das Werk darin doch einfacher, leichter zu fassen ist, daß alles in demselben aus der innern Einheit desselben hervorgeht.

Uebrigens aber welch ein Abstand zwischen beyden Geistes- 1808.
erzeugnissen! Werther erhebt sich nur in einigen einzelnen Stellen sehr bestimmt und sehr weit über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, mit dessen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch wieder zusammenstimmt, und selbst zum Theil mit darin befangen ist. Dagegen wir im Meister die ganze Verworrenheit desselben mit allem, was ihm von alter Vernachlässigung geblieben, und zufällig geworden war, und was es schon an kaum noch sichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines Neuen enthält, so objectiv ergriffen sehen, daß man schwerlich eine reichere und wahrhaftere Darstellung dieser Zeit erwarten, oder auch nur begehren kann; denn das darf man bey der Betrachtung des Meisters durchaus nicht vergessen, daß, obwohl keine bestimmte Orte genannt, und auch keine Jahreszahl erwähnt wird, doch eine ganz bestimmte Zeit gemeint und geschildert sey. Dieses sind, den Andeutungen des Werks zufolge, wenn wir die früheren Begebenheiten, und die Bildungsgeschichte der ältern Personen mit hinzunehmen, etwa die sechziger, siebziger und achtziger Jahre, bis nach dem Americanischen Kriege. Was diese Zeit für seinen Zweck geben konnte, hat der Dichter auf das reichste genutzt und gespendet. Wenn wir nun z. B. in Herrmann und Dorothea eine sanftere Ironie, eine gleichmäßiger verbreitete Wärme des Gefühls antreffen, als im Meister, so mag dies zum Theil von der harmonischen Mitwirkung der äußern Poesie des Verses herrühren; die größere und freyere Ansicht des Lebens aber, die uns aus demselben anspricht, kommt zum Theil wenigstens auf Rechnung der regeren, und lebensreicheren Zeit, auf die jenes schöne Gedicht sich bezieht.

Schon dieser Zeit wegen, auf welche der Meister sich bezieht, würden wir nicht gern eine Vergleichung desselben mit dem Don Quixote anstellen, wenn wir auch nicht schon überhaupt alle solche Vergleichungen für durchaus unstatthaft und verkehrt hielten. Der Don Quixote findet, wir mögen nun auf den Reichthum der Erfindung, den Adel der Sprache und Behandlung, oder auf die kunstreiche Vollendung sehen, nur weniges in der Literatur aller Zeiten und Nationen, was ihm an die Seite gestellt werden könnte. Getrauten wir uns nun auch die Vorliebe für unsere Dichter an einem so großen Maaßstabe mit dem vollkommensten Erfolg durchzuführen, so würde dies doch nur auf Unkosten der Zeit geschehen können; denn der Roman ist oftmals, wie das epische Gedicht, nicht bloß das Werk des Künstlers und seiner Absicht, sondern das gemeinschaftliche Erzeugniß des Dichters und des Zeitalters, dem

1808. er sich und sein Werk widmet. Nun würde es aber keinen andern, als einen sehr niederschlagenden Eindruck machen können, wenn wir die Bildung der gemischten höheren Gesellschaft, wie dieselbe in dem bezeichneten Zeitraum in Deutschland beschaffen war, mit dem Sitten- und Geistes-Adel der Spanischen Nation, so wie sich derselbe unter Philipp II. und Philipp III., obgleich schon damals den Keim des Verfalls in sich tragend, doch noch herrlich darstellte, nach der Fülle der historischen Wahrheit ins Licht setzen wollten.

Ueberhaupt scheint uns diese Vergleichung zwischen dem Meister, und Don Quixote von den ganz verunglückten; zwar findet sich der Contrast zwischen dem eingebildeten Ziele, dem der Spanische Ritter nachstrebt, und dem was ihm wirklich begegnet, in vielen der spätern Romane wieder, und wenn Cervantes hie und da im Don Quixote an seine eigne jugendliche Täuschung, und an die ritterliche Schwärmerey, mit der er selbst den Kriegsstand noch unerfahren ergriffen haben mochte, gedacht hat, so ließe sich vielleicht auch etwas ähnliches unter andern Verhältnissen im Meister bemerken; aber dies ist nur eine oberflächliche Aehnlichkeit; beyde Werke sind dennoch im Grunde wesentlich unähnlich, ja sie gehören einer ganz verschiedenen Poesie an. Don Quixote ist durchaus romantisch, ja trotz der Ironie, an der es auch im Ariost nicht fehlt, ein Rittergedicht zu nennen; und wenn ein Dichter noch jetzt sein Leben darauf verwenden wollte, mit dem Ariost um den Kranz der romantischen Dichtkunst zu wetteifern, so würden wir ihm rathen, den Cervantes nicht weniger wie den Ariost selbst, als Vorbild und ältern Gefährten seiner Phantasie gegenwärtig zu erhalten; denn wenn Cervantes freylich hie und da noch komischer, noch witziger ist als der sinnreiche Italiäner, so übertrifft er den Ariost auch in dem ernsteren Elemente der romantischen Dichtkunst bey weitem an Tiefe und Adel, an Kunst und Fülle der Erfindung.

Der Meister aber in seiner Verbindung und Vermischung von darstellender Kunst und Künstler-Ansicht und Bildung gehört durchaus der modernen Poesie an, die von der romantischen wesentlich geschieden, und wie durch eine große Kluft getrennt ist. Das unterscheidende Merkmal der modernen Dichtkunst ist ihr genaues Verhältniß zur Kritik und Theorie, und der bestimmende Einfluß der letzteren. Zwar kannten auch wohl die romantischen Dichter die großen Autoren des Alterthums, und schon von Boccaz und Petrarca an, kann man einzelne Beyspiele verfehlter Nachbildungen

und irriger Combinationsversuche anführen; aber in denjenigen 1808.
Werken, wodurch die beyden genannten eigentlich ihre Stelle in der Geschichte der Poesie behaupten, nahmen sie Inhalt und Form des Werks bis auf das Einzelne des Ausdrucks ganz aus ihrem eignen, und dem sie umgebenden Leben, auf das auch sie wieder lebendig einwirkten; höchstens die allgemeine Idee eines edeln und gediegenen Styls und der gebildeten Form eines durchaus organischen und vollendeten Werks entlehnten sie von den Alten, oder bestätigten sich darin durch das Studium derselben. Auch noch im Ariost, Camoens, Tasso, Cervantes, Calderon, war der Geist und das Leben des Ritterthums und des Mittelalters zu kraftvoll und rege, als daß ihnen Aristoteles und die Schule der Alten, Vorbild und Regel, irgend hätte schaden oder sie irre leiten können. Nun folgte aber ein anderes Geschlecht von Menschen, und auch von Dichtern, welche letztere wir nun nicht mehr zu den romantischen zählen können, und als die modernen — bis ein treffenderes Beywort gefunden ist — von ihnen unterscheiden. In Corneille und Racine ist die Herrschaft, und der schädliche Einfluß des alten Studiums — so wie es damals war — und der Kritik ganz deutlich. Wir möchten darum keineswegs dem ersten die tragische Kraft des Genies, dem andern das harmonische Gefühl der Poesie ganz absprechen, ungeachtet sie offenbar größtentheils Grundsätze, und ein System befolgten, dessen Irrigkeit zu erweisen nicht schwer seyn dürfte. Viel tiefer in das innerste Wesen der höheren Poesie sind unstreitig Milton, noch mehr aber Klopstock eingedrungen; doch wird man auch hier entschiedene Mißgriffe der Form, durch falsche Nachbildung und falsches Studium nicht leugnen können. — Die Last der Gelehrsamkeit, noch mehr aber der Glanz so vieler mit Recht bewunderten Vorbilder, konnte das Genie, das jetzt nur die Wahl hatte zwischen roher Formlosigkeit und gründlichem Studium, wohl blenden, verwirren, mißleiten, hemmen, aber unterdrücken konnte sie es nicht. In Göthe, dem sich Schiller, obwohl auf einem andern Wege in dieser Hinsicht anschloß, fing die Poesie zuerst wieder an, ihren Flug freyer und siegreich zu erheben, und das Studium nicht mehr als eine Fessel zu tragen, sondern als Werkzeug zu gebrauchen. Wenn aber die geschichtliche Kenntniß der eignen Kunst und die reiche Erbschaft so vieler Zeitalter auch dem Dichter wie jedem andern Künstler viele Vortheile gewähren, so ist die Gefahr einzelner, falscher Verbindungen, Nachbildungen und Fehlgriffe auch durch die letzten Fortschritte noch nicht ganz beseitigt, und es muß das vornehmste Augenmerk der Kritik seyn,

1808. die Abwege zu bezeichnen, auf denen das Genie oft seine schönste Kraft an eine falsch berechnete Absicht nutzlos verschwendet. Zwey allgemeine Abwege begleiten diese moderne Poesie, die unter dem Einfluß der Kritik steht, nothwendig, und werden unfehlbar noch lange fortdauern. Der erste ist der einer bloß grammatischen Poesie, oder Verskunst, die von Solchen herrührt, welche sich wegen ihrer Sprachkünstlichkeit und Künsteley für Dichter halten; und da ein Extrem immer das entgegengesetzte herbeyzuführen pflegt, so stellen wir daneben den zweyten Abweg der alles Studium verwerfenden, ja verabscheuenden, ihr Heil in der rohen Formlosigkeit suchenden, seynwollenden Volks- und Naturdichter. Diese Verirrungen werden, wie gesagt, noch lange fortdauern, es sind aber doch nur Nebenerscheinungen zur Seite; die Poesie selbst und ihre Geschichte, wird durch alle Zeiten von den Künstlern gebildet, bei denen Studium und Genie in Eintracht wirken.

Diese kurze Erörterung, glaubten wir, würde unsre eigentliche Ansicht von Meisters Lehrjahren erst recht deutlich machen. Mit der Entstehung und Geschichte des Romans aber, der sich durch beyde Epochen der romantischen und der modernen Poesie hindurch fortgehend entwickelte, hat es folgende Bewandniß. Der Roman entstand ursprünglich bloß aus der Auflösung der Poesie, da die Abfasser sowohl, als die Leser der Ritterbücher, der metrischen Fesseln müde, die Prosa bequemer fanden. Der Inhalt blieb lange noch abentheuerlich, doch näherte auch er sich immer mehr dem Prosaischen; da das Lesen zur Unterhaltung besonders nur in den höheren und müssigen Ständen statt fand, so ward der gesellschaftliche Sinn und Geschmack für den Roman bestimmend. Er diente besonders im achtzehnten Jahrhundert der gesellschaftlichen Mode, und ward endlich durch die Verhältnisse des Buchhandels zur literarischen Manufactur, in welcher letzten Rücksicht man besonders in England wohl den höchsten Grad der mechanischen Vollkommenheit erreicht hat. Die zahllose, selbst die geprüfteste Geduld des Literators übersteigende Menge, aller dieser seit fünf oder sechs Jahrhunderten erzeugten Producte hat wenig oder nichts mit der Poesie zu thun. Aber so unbegränzt und allumfassend ist das Wesen der Poesie, daß der Dichter gleichsam zum Beweise, daß dieselbe an keinen Gegenstand und an keine äußere Form und Bedingung gebunden sey, oft seine höchste Hervorbringungen dieser, dem Anschein nach, formlosen Form einverleibte und in ihr niederlegte; und wenn es einzelne Fälle giebt, wo man denken möchte, der Dichter hätte seinem Werke eben so gut oder noch besser auch

den äußeren Schmuck der Poesie leihen mögen, so gibt es andere, 1808.
wo die Wahl der Poesie durch das individuelle Wesen, und die innere Idee des Werks, ganz nothwendig bedingt ist; und eben weil beyde, der Roman, so wie das Lehrgedicht eigentlich außerhalb der natürlichen Gränzen der Poesie liegen, so sind es keine Gattungen, sondern jeder Roman, jedes Lehrgedicht, das wahrhaft poetisch, ist ein eigenes Individuum für sich, sowie aus einem ähnlichen Grunde die ihnen eben darum etwas verwandte epische Dichtung, weil sie die Wurzel und den Ursprung aller Poesie enthält, auch ihre eigene Art von Formlosigkeit hat, wenigstens durchaus keine so bestimmte Theorieen, und so feste Grundsätze haben kann, als die dramatische Dichtkunst wohl leidet und für die sichere Ausbildung des Theaters sogar erheischt. Die alte Tragödien sind, so zu sagen, nur verschiedene Exemplare einer und derselben Idee, variirende Ausdrücke für ein und dasselbe Thema, und dasselbe gilt sogar mit einigen Einschränkungen auch von dem romantischen Drama, während Dante's Werk und Don Quixote einzeln in der Geschichte der Poesie dastehen, und uns die Individualität des Lehrgedichts und des Romans im hellsten Lichte anschaulich vor Augen stellen.

So lasse man denn auch den Meister als ein in seiner Art einziges Individuum für sich bestehen, und enthalte sich aller verwirrenden Vergleichungen, deren das vortreffliche Werk zu seinem Lobe ohnehin nicht bedarf.

Bey Gelegenheit der neuen Ausgabe hätten wir unsers Theils wohl gewünscht, der Verfasser hätte eine Anzahl der vielen ausländischen, besonders Französischen, Worte weggenommen, die uns als geringe, aber doch immer störende Flecken an dem reinen Glanz dieser sonst so vollkommenen Sprache erscheinen. Wir bescheiden uns gern, daß dies einer von den Puncten sey, die sich nicht so leicht durch ein allgemeines Gesetz entscheiden lassen; wir sehen die größten Meister der Sprache in diesem Stücke ganz verschiedene Grundsätze befolgen. Man halte es daher mehr für eine Anfrage, als für einen Tadel, wenn wir ein Verzeichniß der im Meister gebrauchten ausländischen und Französischen Worte hersetzen. Produciren, determiniren, recitiren, reduciren, Inspiration, Sensation, Disproportion, Composition, personificiren, qualificiren, corrigiren, Illusion, Operationen, concentriren, existiren, variiren und unzählige andere, sind in der Büchersprache aufgenommen; wenn sie aber in einer Abhandlung, wo nicht unentbehrlich, doch unschädlich sind, sollte ein

1808. darstellendes Werk sie nicht lieber eher vermeiden, als beynah aufsuchen und im Uebermaaß anwenden? Unter denen, die mehr der Gesellschaftssprache angehören, wie Equipage, Engagement, Negligé, Mantille, logiren, arrangiren, applaudiren. Route, Douceur, respectiren, Calculs, secundiren, tractiren für bewirthen, undelicat, Indiscretion, Conferenzen, Dislocationsplan, imponiren, assecuriren, parodiren, repräsentiren, Sukkurs, Gage, Details, Societät, — sind doch nur sehr wenige, die sich nicht sehr leicht und ungezwungen durch deutsche Worte geben ließen. Wir bemerken noch aus mehreren andern: honorabel, Confidenz, Condescendenz, brouillirt, Sagacität, souteniren und Mystificationen, welches letzte wohl nicht einmal in der Gesellschaftssprache aufgenommen ist, deren Geist und Art im Ganzen der darstellende Dichter wohl ausdrücken mag, ohne ihre sprachwidrige Unarten mit aufzunehmen. Haben doch Meisters Lehrjahre von dieser Seite gerade ein so großes Verdienst, indem sie die Sprache unermeßlich bereicherten durch eine Menge der feinsten und glücklichsten Ausdrücke und Wendungen für gesellschaftliche Beziehungen und Ansichten, für die vorher entweder gar keine Bezichung vorhanden, oder doch in keinem gedruckten Buche anzutreffen war, und der Meister selbst ist in unzähligen Stellen der beste Beweis, wie wenig die Französischen Worte zur Wahrheit der Darstellung gesellschaftlicher Begebenheiten und Gespräche, wesentlich sind. Je mehr nun aber die Sprache in Meister sich über die gewöhnliche Gesellschaftssprache, durch Sorgfalt und Bildung erhebt, je mehr scheint uns die erwähnte Einmischung — obwohl an sich vielleicht geringfügig eine kleine Störung, in der sonst so vollendeten Gleichmäßigkeit zu verursachen. Worte wie schwadroniren, oder Redensarten, wie: der Cavalier fand Approbation, meine Renomée zu menagiren, würden uns in manchem anderen Buche gar nicht einmal bemerklich werden, aber im Meister, in Göthe's Sprache fallen sie dem Gefühl auf. Man wird sagen, daß oft in dem mit Fleiß gewählten fremden Wort ein besondrer Ausdruck liege; aber es wird sich schwerlich irgend eine Stelle auffinden lassen, wo dies nicht auch, wie an so unzählig vielen andern Stellen, in dem reinsten Deutsch sich hätte erreichen und sagen lassen, ohne zu der barbarischen Avantage ausländischer Redensarten seine Zuflucht nehmen zu müssen. —

Der vierte Theil dieser neuen Ausgabe enthält einige kleinere dramatische Werke, und die Uebersetzungen nach

Voltaire. Betrachte und beurtheile der Leser, was derselbe ent- 1808.
hält, mit eben dem Gefühle, was er haben würde, wenn ein großer Künstler ihn in seine Werkstätte einführen wollte, und ihn nun zuvor noch einige Augenblicke im Vorsaale verweilen ließe, wo neben einigen guten Copien etwa noch ein Versuch des Künstlers selbst, aber aus seiner frühesten Jugendzeit, ein zierlich ausgeführtes Stück, aber nur scherzhaften Inhalts nach der gewöhnlichen Natur, endlich einige idealische Umrisse, die aber Fragment geblieben, aufgestellt wären.

Das Schäferspiel: Die Laune des Verliebten erhält sein Interesse wohl vorzüglich durch die Zeit, aus welcher es herrühren mag, und durch die Art von Aehnlichkeit, die es bey sehr verschiedener Form und Behandlungsart dem Inhalte nach, mit dem schönen Singspiel Erwin und Elmire hat. — Das Fragment eines Trauerspiels, Elpenor, worin besonders der Knabe schön dargestellt ist, hat einige Geistesverwandschaft mit der Iphigenie. Auch der Styl scheint uns größtentheils derselbe, nur nicht so vollkommen.

In dem Mahomet und Tancred wird der Franzose wohl noch hie und da Stellen finden, wo er glauben wird, daß seinem Autor der Vorzug gebühre, und ihm Unrecht geschehen sey. Wir dürfen aber wohl auch auf die Einstimmung fast aller Deutschen Leser rechnen, wenn es uns scheint, als hätte der Dichter in vielen Stellen und Reden beyder Stücke, besonders des Mahomet das Original durch Weglassung zu empörender Gedanken oder zu harter Ausdrücke, im Einzelnen nicht wenig gemildert und veredelt, oder durch kleine Zusätze sehr glücklich nachgeholfen. Es könnte die Beurtheilung nun auf Voltaire selbst gerichtet, und untersucht werden, ob die strengere Französische Parthie, die ihn als tragischen Dichter ganz verwerflich findet, Recht habe, oder ob die immer noch sehr starke Zahl derer richtiger urtheilt, die seine Tragödie vorzüglich wegen des Romantischen, was sie darin finden, lieben, vertheidigen, und sehr hoch stellen. Zu beyden wäre hier Anlaß genug; denn eine unwürdigere und widersinnigere Entstellung eines großen historischen Charakters, hat der Partheygeist nicht leicht zum Behuf seiner Absichten hervorgebracht, als diesen Mahomet. Dem Tancred aber fehlt vielleicht nur noch etwas von dem äußern Glanz der Phantasie, so würde er für eine recht gute romantische Tragödie gelten können, wo die Motive der Ehre und der Liebe sehr wirksam angewandt sind.

Doch da unser Dichter mit beyden Trauerspielen keine verwandelnde Umgestaltung vorgenommen, sondern nur eine freye,

1808. und hie und da verbessernde Uebersetzung davon gegeben hat, so scheint uns dies nicht weiter hieher zu gehören, da wir ohnehin schon vielleicht ausführlicher waren, als wir hätten seyn sollen.*)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur, Heidelberg, 1808, 5. Abtheilung, 2. Heft, pag. 145—184.

Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur. Von Adam H. Müller. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden 1807 in der Arnoldischen Buchhandlung. (1 Rthlr.)

— Das Christenthum ist dem Verfasser der Mittelpunct aller seiner universalhistorischen Ansichten und Beziehungen; was er bey mehreren Gelegenheiten über diesen Gegenstand sagt, hat um so mehr Beifall, da es frey ist von dem modigen Anstrich des beliebten unsern philosophischen Formelnspiels, und ganz das Gepräge hat aus eignem Nachdenken und Gefühl hervorgegangen zu seyn. — Möge der Verfasser ferner an diesem Puncte der Einheit fest halten, durch stetes Forschen sich denselben immer klarer und deutlicher machen, sich wie bisher rein erhalten von dem leeren und losen Wesen willkührlicher Constructionen, — aber auch von gewaltsamen und unzweckmäßigen Anwendungen. Als eine solche glauben wir, die auf Göthe durchaus ansehen zu müssen, an dem der Verfasser nur das Eine zu tadeln weiß, daß der Geist des Christenthums ihm verborgen geblieben sey. — Wir geben zwar gern zu, daß bey jeder neuen oder alten Philosophie, unvermeidlich die Frage entstehen muß: wie ihr Verhältniß zur Religion sey, wenn sie nicht etwa selbst schon dieses Verhältniß angiebt und bestimmt. Mit den Künstlern kann und darf man es aber wohl keineswegs so streng nehmen, und es scheint uns daher, als sey Hr. Adam Müller durchaus nicht berechtigt gewesen, dem vortrefflichen Dichter sein Glaubensbekenntniß auf eine so harte Art abzufordern, oder ihm das seinige aufzudringen.**)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur, Heidelberg, 1808, 5. Abtheilung, 2. Heft, pag. 226—228.

---

*) Verfasser: Friedrich Schlegel.
**) Derselbe.



1809.

Tübingen, b. Cotta: Goethe's Werke. Erster Band. 1806. 8. 1809.

Dieser erste Band der neuesten Ausgabe von Goethe's Werken enthält Lieder, vermischte Gedichte, Balladen und Romanzen, Elegieen, Episteln und Epigramme. Alle diese Poesieen bilden bey noch so großer Verschiedenheit der einzelnen ein Ganzes, als eine Reihe Dichtungen, welche das innerliche Leben des Meisters und die Geheimnisse seiner Kunst in einem Umfange und so vielfacher Beziehung offenbaren, wie keines der großen Werke.

Der Leser wird sich erinnern, in dem Buche, welches den Titel führt: Winkelmann und sein Jahrhundert, die Bemerkung gefunden zu haben, Winkelmann sey eine durchaus antike Natur gewesen, und dieß habe sich auch darin gezeigt, daß er über sich und das Schöne, dem er sein Leben geweiht hatte, nie zur Klarheit gekommen. Allerdings, ein solcher Ausruf, wie wir von unserm Dichter vernehmen

Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen,

ist in dem Munde eines Homer undenkbar, und da in jener schönen Zeit der Sitteneinfalt die Genialität, um das Höchste und Würdigste in der Kunst hervorzubringen, ohne vollständige Kenntniß des Gegenstandes, worauf sie gerichtet war, nur instinctmäßig wirken durfte: so scheint dieß die Idee hervorgebracht zu haben von be-

1309. geisternden Musen, unter deren Einflusse der Dichter stünde. Hievon nimmt der platonische Sokrates Anlaß, die Dichter zu verspotten als solche, die nur Werkzeuge in den Händen höherer Wesen wären, und kein Verdienst hätten bey dem, was Vortreffliches durch sie hervorgebracht würde. Zum Beweise dessen führt er den Tynnichos aus Chalkis an, der kein der Erwähnung werthes Gedicht gemacht habe, außer einem Päan, den alle sängen als das schönste Lied und hieran habe, wie er selber sage, die Kunst keinen Antheil, sondern es sey ein Fund der Musen. Mit eben dem Rechte ließe sich aus der Vielgewandtheit unseres Dichters, wodurch er in den verschiedensten Gattungen der Poesie das Höchste erreicht hat, schließen, daß an seinen Werken die Kunst einen nicht geringen Antheil habe, und daß alle jene schönen lyrischen, romantischen, elegischen, epigrammatischen, dramatischen und epischen Gedichte zwar göttlich seyen, sofern sie ohne Eingebung von oben, und ohne himmlische Begeisterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menschlich, und im höchsten Sinne des Wortes sein eigen, sofern in einer dem Schönen so ungünstigen Zeit, wie die unsrige, von seiner Seite die höchste Besonnenheit, der treuste Fleiß, und die regeste Energie des Willens erfordert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu seyn, und ihrer in so reichem Maße gewürdigt zu werden. Dieß bezeugt unser Dichter selber in der oft gedachten Zueignung, wo er die Kämpfe schildert, die er von innen und außen zu bestehen hatte, ehe er von der Muse die Weihe empfing.

Vielleicht ist es diese Verbindung künstlerischer Genialität mit philosophischer Klarheit des Selbstbewußtseyns, was unseren Dichter am meisten auszeichnet; und wer sich bemühet, die Spuren davon in seinen Werken aufzusuchen, wird immer größere Unterschiede zwischen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, daß die edle Einfalt dieser sich zu der seinigen verhalte, wie die ursprüngliche, sich selbst nicht kennende Unschuld im goldenen Weltalter zu der wieder erlangten in Elysium.

Man hat seit einiger Zeit öfters die Untersuchung angeregt über das gegenseitige Verhältniß des religiösen Sinnes und dichterischen Geistes. —

— So verschieden demzufolge der religiöse Sinn ist von dem dichterischen Geiste: so würde man doch irren, zu glauben, daß sie einander ausschlössen. Was kann dem Frommen erbaulicher seyn, als ein vollendetes Werk der Kunst, das als ein bis in die kleinsten seiner Theile wohl verbundenes Ganzes das würdigste Sinnbild ist des vom göttlichen Geiste durchdrungenen Alls; und das geheimniß-

volle Helldunkel der Religion, wie könnte es ohne Reiz für den 1809.
Dichter bleiben, da es der Einbildungskraft ein unermeßliches Feld öffnet? Daß auch unser Dichter diesen Reiz empfunden habe, und welche Offenbarungen über das innerliche Leben wir ihm verdanken würden, wenn er ihm öfter gefolgt wäre, beweisen die Bruchstücke welche überschrieben sind: die Geheimnisse und die Gespräche des Mönches mit Eugenien. Doch ist die hierin sich mittheilende Stimmung keineswegs die bey ihm herrschende; noch viel weniger aber die entgegengesetzte, welche sich in der Ode ausspricht, die überschrieben ist Prometheus. Daß, wer keine anderen Herren über sich erkennt, als die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal, einer gewissen Erhabenheit des Charakters und eines sehr edeln Trotzes in der Gesinnung fähig sey, beweiset die Ode unwidersprechlich; kaum aber läßt sich denken, daß ein Dichter sein verirrtes Auge zur Sonne wenden könne, ohne einen Laut zu vernehmen, der ihm weissagend zuriefe, es wäre darüber

Ein Ohr zu hören seine Klage,
Ein Herz, wie sein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Ohngötterey der Sittlichkeit weniger verderblich ist als der Kunst, der sie unvermeidlich den Tod bringt.

Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Dichters finden wir in der Ode, die überschrieben ist: Das Göttliche, und vornehmlich in folgenden Strophen:

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
ꝛc.

Vermuthlich ist es nur der unendliche Reichthum seiner sinnlichen Anschauungen, was bis jetzo den Dichter gehindert hat, im Geleite dieser Ahnungen so oft, als mancher wünscht, in die verborgenen Tiefen der göttlichen Offenbarung hinabzusteigen, und die Geheimnisse derselben durch die Kunst darstellend zu enthüllen.

1809. Doch sind jene Ahnungen gewiß immer hell genug in ihm geblieben, um seine Ansicht von der Natur und Menschheit zu erheitern und alle seine Dichtungen wohlthätig zu beleben. Ihnen ohne Zweifel ist es zu verdanken, daß wir in diesen nirgend so trostlose Klagen antreffen, wie oft bey den Alten, als beym Homer, wo Zeus sagt:

Denn kein anderes Wesen ist jammervoller auf
Erden,
Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht
und sich reget.

oder beym Sophokles, wo der Chor ausruft:

Nie aufleben besiegt gewiß
Jeden Wunsch; und dieweil Du lebst,
Ist schnell wieder zu fliehn, von wannen
Du gekommen, gewiß das zweyte.
(Nach Solgers Uebersetzung.)

Von ihnen auch wohl rühren so schöne beruhigende Züge her, wie die Schlußzeile der Euphrosyne:

— Und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

wie auch die Ermahnung seiner Muse:

Wie viel bist Du von andern unterschieden,
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden,

ohne jene Ahnungen schwerlich ein so treues Gedächtniß bey ihm gefunden hätte. Die herrliche Elegie, welche überschrieben ist: Herrmann und Dorothea, setzt den hohen Werth des sittlichen Charakters unseres Dichters in das helleste Licht, und läßt keinen Zweifel übrig, daß die edeln Gesinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er seiner Muse bey der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben, ihn zu beseelen. — Aus welcher Quelle sie auch entsprungen seyn mögen, niemals wollen wir vergessen, daß einer der reichbegabtesten Dichter, der empfunden hat, was ein menschliches Herz empfinden kann, und die mannichfaltigsten Verhältnisse des Lebens mit größter Klarheit durchschauet, keine Ursach fand, dasselbe zu hassen, und nichts darin entdeckte, was hätte seinen

Eifer für die Vervollkommnung und Verschönerung desselben 1809.
schwächen mögen. Eines so trostreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo so Mancher an so Manchem irre wird, und bey so vielen Beyspielen verrathener Freundschaft und gebrochener Treue mit Schillers Kassandra voll Wehmuth ausrufen möchte:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Wie sehr auf unseren Dichter die verhängnißvollen Begebenheiten der Zeit gewirkt haben, sieht man aus der Wahl der Gegenstände für mehrere der späteren seiner Werke. Darum ist es als ein Glück für die Kunst anzusehen, daß schon vor dem Eintritt derselben seine Bildung vollendet war. Unter so gewaltsamen Ereignissen, wie in den beiden letzten Jahrzehnden die Welt erschüttert haben, und ohne die ungestörte Ruhe von außen, deren der Dichter in den ersten 40 Jahren seines Lebens genoß, hätte schwerlich sein Geist sich so nach allen Richtungen hin entwickeln können, wie er gethan, und namentlich nicht Heiterkeit genug behalten, um neben der ernsten Muse sich aus dem Dienste der komischen zu weihen.

Was der Behauptung des Sokrates, es gehöre für einen und denselben, Tragödien und Komödien machen zu können, und der künstlerische Tragödiendichter sey auch der Komödiendichter, zum Grunde liege, ist unschwer aufzufinden in einer gemeinsamen Idee, worin das Schöne und Lächerliche sich berühren. Wenn gleichwohl so wenige Dichter in beiderley Darstellungen zugleich sich hervorgethan haben: so rührt dies ohne Zweifel daher, daß äußere Umstände ihren Geist frühzeitig nach einer von beiden Richtungen überwiegend hinzogen. Wie innig aber bey unserem Dichter die Phantasie, welche schafft, und der Witz, dessen Freude das Zerstören ist, verbunden sind, zeigen am klärsten die Epigramme aus Venedig, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann.

Sie bestehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeisterung, unter deren Einflusse alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein gestimmt waren, um bey jeder noch so leisen Berührung von außen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entsteht, die sich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läßt. Der wunderbar schnelle Wechsel tiefsinniger Weisheitssprüche, mit so vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen

1809. Zügen, welche das Größte und Kleinste, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunst, Natur und Geschichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zusammen, denen ähnlich, in welchen er die erste Ideen zu großen Werken faßt.

Gleichwie in diesen Epigrammen bacchische Begeisterung herrscht: so in den Weissagungen des Bakis prophetische. Wolle Niemand zudringlich dem Dichter die Auflösung dieser Räthsel abnöthigen, oder, die er selber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden sie um so mehr nützen, je dunkler sie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die Vermuthung einiger trübsinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, sich auf die Zeichen der Zeit zu verstehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles dessen, was wir bis jetzo für die Stützen unserer Selbständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus müßte für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehn, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu den Weissagungen und Orakeln, so daß auch dereinst vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängniß nicht wüßte, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleiße zu durchforschen, wobey er am sichersten gewönne, was dann ihm am meisten Noth thäte:

Ruh und Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

Kfd.*)

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1809, 2. und 3. Januar.

---

*) Karl Ludwig Fernow in Weimar

1809.

Schiller und Goethe.

1806.

Die hohe Würde schloß mit stiller Kraft,
 In unsrer Dichtung Abend-Morgenröthe,
Den Schwesterbund in eurer Brüderschaft,
 Glanzreicher Schiller, und gediegner Goethe!
Und Welt und Nachwelt läßt unausgemacht,
 Wer an Verdienst und Ruhm dem andern weiche:
So steht in Deutschlands Wäldern, gleicher Pracht,
 Die hehre Buche bei der heil'gen Eiche.

Baggesen.

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1809, 4. Januar.

Bey der Anwesenheit des Russischen und Französischen Kaisers zu Erfurt, sind Hr. Geh. R. v. Göthe und Hr. Hofr. Wieland, mit welchen sich beide Monarchen mehreremal unterredeten, mit dem russischen Sanct Annen Orden und dem Kreuz der Ehrenlegion beehret worden.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1809, 18. Januar.

Gerhard von Kügelgens Portraits von Göthe, Wieland, Schiller und Herder.

(Fragment aus dem Briefe einer Dame an ihre Freundinn.)

— Die Gemälde stellen Göthe, Wieland, Schiller und Herder vor. Wird Dir bei diesen Namen nicht schon warm ums Herz? Oft beneide ich die Nachwelt, die nach hundert Jahren mit großem Staunen lesen wird, was wir jetzt mit Grausen erleben müßen, und nehme es dem Schicksal fast übel, daß es gerade mich friedliebende Seele mitten in diesen Tumult warf. Aber dann fällt es mir ein, daß ich trotz der argen Zeiten doch auch die Zeitgenossin dieser Männer bin, und ich fühle mich getröstet und erhoben; und vollends jetzt, da ich zwei davon von Angesicht zu Angesicht gesehen, und sogar freundliche Worte von ihnen gehört habe, bin ich ganz zufrieden, und denke bisweilen recht vornehm mitleidig

1809. daran, wie manches artige Weibchen und Mädchen mich über hundert Jahr auch darum beneiden wird, wenn sie es nur erfährt. Doch eilen wir zu unsrer Beschreibung, und danken dem Himmel im Stillen, daß wir Herder und Schiller hatten, Göthe und Wieland noch haben, und daß auch Gerhard von Kügelgen zur rechten Zeit erscheinen mußte, um solche Männer so der Nachwelt zu bewahren, und sogar diejenigen unter ihnen, die nicht mehr bei uns wandeln, gleichsam wieder ins Leben zu rufen.

Göthe ist auch hier, wie auf allen Gemälden, die ich noch von ihm sah, fast ganz en face genommen. Nach der rechten Seite, von welcher das Licht einfällt, ist der Kopf ein ganz klein wenig gewendet, so auch der Körper; er blickt gerade zum Bilde heraus, das dunkle Haar ist nur leicht durchgekämmt, und läßt die Stirn ganz frei; es ist nicht gelockt, aber doch weich, und wellenartig, obgleich es etwas in die Höhe strebt. Aber wie soll ich Dir das geschickt beschreiben? seine Züge kennst Du, jeder kennt sie, denn alle Portraits von ihm sind in dieser Hinsicht nicht ohne Aehnlichkeit.

Unserm Künstler gelang, was noch keinem in diesem Grade gelungen ist, er faßte einen glücklichen Moment auf und hielt ihn fest, mit Einfachheit, Wärme und Klarheit. Göthe spricht nicht, aber er hat eben gesprochen und ist im Begriff zu antworten; was er hört, freut ihn, er hat den Sprecher lieb, aber er ist nicht ganz seiner Meinung. So wollte ihn uns der Künstler geben, den höhern Menschen unter Menschen, nicht den schaffenden Geist in der Stunde der Begeisterung, und doch sieht man es dieser prächtigen Stirn, diesen Augen an, wie alle die großen und lieblichen Gestalten, die er hervorrief, ihn umschweben, und wie er in hohem Bewußtseyn sich ihrer freut.

Die Behandlung des Bildes ist, wie wir sie von diesem Künstler gewohnt sind, ausgeführt ohne Aengstlichkeit, lebendig und reich an Farben, ohne bunt zu seyn. Warm und kräftig ist das Colorit, wie es das Original fordert; die Drapperie sehr schön, die Wäsche höchst zierlich und sauber; ein einfacher schiefergrauer Rock, das breite Band des Annen-Ordens sieht halb darunter hervor, so auch der Stern auf der rechten Seite, den ein schöner grüner, mit purpurrothem Sammet gefütterter Mantel halb bedeckt. Im Knopfloch ist das Band der Ehrenlegion sichtbar, der Mantel sinkt von beiden Schultern ein wenig zurück und ist vorn über einander geschlagen, das Unterfutter fällt breit über, besonders an der linken uns zugewendeten Seite und macht einen prächtigen Effect. Sehr

geschickt hat der Künstler die drei brennenden, und doch unter sich 1809.
verschiedenen, Farben der rothen Bänder und des Sammets so zu stimmen gewußt, daß sie einander nicht Schaden thun, so wenig als die Orden der hohen Würde und Einfachheit des Ganzen. Der Grund ist bläuliche, ins Röthliche spielende Abenddämmerung; um doch auch etwas zu tadeln, muß ich bemerken, daß ich ihn gern einen Ton wärmer sehen möchte. Das Ganze ist ein, in aller Hinsicht erfreuliches Bild, und werth der Nachwelt zu zeigen, in welcher Gestalt dieser Genius unter uns wandelt.

Carl Bertuch, Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1809, Junius, pag. 344—346.

Notiz.

Wir geben hiermit vorläufige Nachricht von einem Werke, das zur Michaelis-Messe im Cotta'schen Verlage herauskommen wird:

Die Wahlverwandtschaften,
ein Roman
von Goethe.
In zwey Theilen.

Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes näher heranzubringen; und so hat er auch wol in einem sittlichen Falle, eine chemische Gleichnißrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen, um so mehr, als doch überall nur eine Natur ist, und auch durch das Reich der heitern Vernunft-Freyheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Nothwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand, und vielleicht auch nicht in diesem Leben, völlig auszulöschen sind.

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1809, 4. September.

1809. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman von Goethe. 2 Thle. 8. 5 fl. 36 kr.

Wenn einer unsrer vorzüglichsten Schriftsteller Goethe den Homer unsrer Zeit nennt, so möchte obiger Roman diese Behauptung aufs Neue bestätigen. Die tiefen Blicke ins menschliche Gemüth, der Reichthum der Situationen in den einfachsten Verhältnissen zeugt aufs sprechendste von dem unendlichen Verstand und Genie des Dichters. Andere erfinnen die verwickeltsten Lagen, um Unterhaltung zu erzwingen, statt daß bey unserem göttlichen Dichter der Gang der Dinge so einfach ist, wie in der Natur, und durch die leisesten Berührungen und Anfänge die größten Resultate erfolgen, wie dies auch beim menschlichen Schicksal der Fall ist.

Intelligenzblatt zum Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1809, 2. December.

Briefe über den neuen Goethe'schen Roman: Die Wahlverwandtschaften.

Sie fordern mich auf, Ihnen mein Urtheil über den neuesten Roman, den wir Goethe's Meisterhand danken, über die Wahlverwandtschaften mitzutheilen. Je schwieriger ich in mancher Beziehung ein solches Unternehmen finde (denn ein so vortreffliches Kunstwerk zu genießen, ist ja wol viel leichter, als für sich und andre befriedigend es zu beurtheilen), desto mehr muß ich in dieser Aufforderung Ihr Zutrauen gegen mich ehren. Wäre nur die Rede davon, in allgemeinen Ausdrücken des Beyfalls und der Bewunderung ein Urtheil abzufassen, oder in einem Auszuge Ihnen und mir selbst den Verlauf der hier geschilderten Begebenheiten zu wiederholen, gut! so wäre die Sache bald abgethan, aber eines so albern als das andere. Besser! ich gebe Ihnen die reinen Resultate meines Nachdenkens über dies anziehende klassische Werk, wie sich dieselben bey mir, aus den ursprünglichen Eindrücken und Empfindungen hervor, nach einer zweymaligen Lesung gebildet.

Ist es doch, wenn wir von der Beschauung eines Kunstwerkes zurückkommen, uns allen natürlich, bey den unbestimmten Gefühlen des Wohlgefallens, die es in uns hervorgebracht hat, nicht stehen

zu bleiben, sondern uns selbst darüber Rechenschaft abzufordern, 1809.
uns über den Genuß zu verständigen, sey es auch, daß wir, auf Augenblicke in Begriffe ihn auflösend, ihn wieder zerstören, um in neuer Form ihn zu gewinnen; liegt es doch ebenfalls so in uns, die Urtheile, die wir auf solche Weise geschöpft haben, mit Freunden des Schönen wieder auszuwechseln, sie zu Rede zu stellen gegen die ihrigen, um in den ähnlichen entweder einer willkommnen Bestätigung der unsrigen zu begegnen, oder an den entgegengesetzten diese näher zu prüfen.

Dahin soll ja schon, nach Goethes eigenem Ausspruche, selbst jede kleinere Erzählung am Ende führen, und die Probe über ihren Werth darin zu suchen seyn, daß sie einen stillen Reiz zu weiterem Nachdenken in uns hinterlasse, damit das Genossene, meinte er wol, nicht als eine leere Ausfüllung leerer Stunden verschwinde, sondern als etwas Bleibendes unser Seyn und dessen ganze Form Erhöhendes mit uns wohne und unser Leben durchdringe.

Nichts also von dem Inhalte und Gange der Geschichte selbst, als insofern wir darauf zurückkommen müssen, um allgemeinere oder besondere Urtheile daran zu bestätigen, dadurch zu erläutern! Nichts von leeren Ausrufungen der Bewunderung und Lob- und Anpreisung, welche den Künstler nicht ehren, und uns selbst und das Publikum nicht belehren können. Auch die wichtige Deduktionsmiene, die jetzt da und dort bey Recensenten an der Tagesordnung ist, erlassen Sie mir! Die ästhetischen Formeln und Grundsätze nach diesen oder jenen Schulen, an die man auf diese Weise ein neues Geisteserzeugniß zu bringen sucht, was auch immer ihr Werth seyn mag — sie scheinen mir nie recht geschickt, eine klare Ansicht von dem wahren Werthe eines solchen hervorzubringen oder zu fördern; ja nicht selten trüben und verwirren sie nur das Urtheil darüber, und erwecken wenigstens den Verdacht, hohle Worte für die Sache zu geben.

Die beste Art und Weise, sich über ein Kunstwerk schriftlich zu verständigen, denke ich mir die, wie sie in einer Unterhaltung gebildeter und unterrichteter Männer und Frauen im zwanglosen und geselligen Verkehre angetroffen wird; und so lege ich auch diese rhapsodischen Bemerkungen (nur rhapsodische sind es, denn man könnte leicht ein Buch schreiben über solch ein Buch, und erschöpfendere werden unsere kritischen Journale schon liefern) Ihrem und anderer Freunde Urtheile vor.

Was alle Hervorbringungen des Goethe'schen Genius, sowol die in Poesie als Prose verfaßten, auf eine unvergleichbare Weise

1809. auszeichnet, ist die hohe Simplicität wie in der Anlage, so in der Ausführung, ist die ergreifende Wahrheit seiner Gemählde und Gestalten, und in der Lebendigkeit und Fülle die Tiefe, deren keine die andere verbirgt, die, sich wechselsweise unterstützend, den Eindruck vollenden, daß man seinen Schöpfungen sogleich als einheimischen sich befreundet, und doch wieder als fremden zu ihnen hinaufschaut. So gewähren sie uns den Anblick der Doppelseite des Lebens und der Welt, der wirklichen und idealischen, und lösen das oft bestrittene Problem der Kunst, ob Wirklichkeit, ob Idee ihre Heimath, oder vielleicht, wie es denn auch ist, nicht gerade ihr Gebiet in beyden, und ihr Triumph die Vereinigung und Durchdringung beyder sey. Auch bey dem neuen Romane finde ich dieses wieder bestätigt.

Man mag sich über den Begriff des Romans und das Wesen desselben streiten, wie man will, darin werden alle übereinkommen, daß er uns das gewöhnliche Leben, sey es auch von seiner interessantern Seite her, nicht allein schildern darf; sey auch der Boden desselben, sein Fundament, immer Wirklichkeit (und ich bin überzeugt, daß dies seyn muß), so müssen wir hinter diesem in eine höhere geistige Welt hineingewiesen werden, deren unabänderliche Gesetze an verborgenen Händen das Getriebe menschlicher Dinge und Leidenschaften lenken. Darum dürfen die Gestalten, die vor uns auftreten, an ihrem eigenen vollen Leben, ihrer Freyheit und Selbstständigkeit nichts verlieren, sie werden jetzt, indem sie ganz nur ihrer Neigung, ihrem Streben unter den Einwirkungen äußerer Umgebungen und scheinbar zufälliger Umstände zu folgen scheinen, nur um so bedeutender und erhöhter vor uns dastehen.

Haben andere, darunter geist- und gemüthreiche Schriftsteller, in neuern Zeiten es vielleicht darin verfehlt, daß sie bey ähnlichen Produktionen mehr den umgekehrten Weg einschlugen, von der Idee ausgingen, und die Bekleidung des Leiblichen, daß ich so rede, hinterher folgen lassen, so haben sie durch ihr Personifiziren ihrer Begriffe und ihr Allegorisiren uns auch Gestalten und eine Welt vorgeführt, deren kümmerlichem Schatten- und Scheinleben wir uns nie recht befreunden, in der wir nie recht zu Hause seyn konnten. Ganz anders ist das der Fall bei den Goetheschen Romanen, und auch bey dem neuesten. Keinem Schriftsteller ist es noch so gelungen, das Leben aus seinen verborgensten Tiefen vor uns aufzuschließen, und bey dem enthüllten Reichthume der mannigfaltigsten, auch noch so sehr untereinander abstechenden Beziehungen es in seiner vollesten Einheit und Wahrheit mit dieser

Macht zu ergreifen. Was den neuesten Roman betrifft, so ist die eigentliche Geschichte desselben, auf die sich alles andere konzentrirt, eine Schicksals-Geschichte. Darauf dringt alles auch bey noch so großen Auseinanderhaltungen und Retardirungen am Ende doch hin, daß etwas durchgesetzt werde, was unabänderlich Beschluß einer höhern Waltung ist. — 1809.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Alle diese oft fremdartig scheinenden Umgebungen, diese mannigfaltigen Lebens- und Weltscenen, denen wir hier begegnen (durchaus aus der gebildeten größtentheils der sogenannten feinern großen Welt genommen), sie hat der Dichter nicht einmal für seinen Hauptzweck benutzt, sondern nur gelegenheitlich angewendet, seinen reichen Schatz von Welt-, Menschen-, Natur- und Kunstkenntniß, den Ertrag seiner vielfachen Erfahrungen und gereifter Studien vor uns leicht und ungezwungen in einem Vortrage aufzuschließen, der, ich wage es zu sagen, alles übertrifft, was Goethe in diesem Fache noch geschrieben hat, so daß, wenn der inneren Form nach Werther und Meisters Lehrjahre für uns anziehender seyn möchten, der äußern Form der Darstellung, der Sprache und Diktion nach, dieser Roman den Vorzug vor jenen zu verdienen, und insofern an klassischer Vollendung des Stils denselben Rang zu behaupten scheint, wie Eugenie in Beziehung gegen die übrigen Dramen des Verfassers ꝛc.

Morgenblatt für gebildete Stände. Tübingen, 1809. 25. und 26. December.

Oswald und Luise. Gedicht in drey Gesängen. Als Seitenstück zu Göthes Herrmann und Dorothee und Vossens Luise. Hamburg, bey G. Vollmer. (Ohne Jahrzahl.) 215 Seiten 8.

Wer ein Seitenstück zu Göthes Hermann und Dorothee und Vossens Luise zu liefern unternimmt, sollte doch wenigstens nicht ganz ohne poetischen Beruf, und also ein ganz anderer Mann seyn, als der ungenannte Verfasser dieses völlig verunglückten Machwerks. Wie er glaubt, daß man es anstellen müsse, um ein Voß oder ein Göthe zu seyn, mögen unsre Leser aus folgender Probe abnehmen:

1809. „Er überdachte nun sein Abentheuer.
Der Nahme Golmal, den der Sterbende
Zuletzt noch seufzte, ließ ihn an die Kapsel denken.
Er schaut sie an, und liest darauf die Worte,
Mit fein geübter Hand in Gold gestickt:
Dieß Bild weiht treue Liebe, treuer Liebe.
Verschlossen war die Kapsel. Oswald wagt es nicht,
Dieß Opfer, welches treue Liebe weihte,
Schnell zu zerstören. Und sagt es ihm nicht
Der Sterbende: Ein Bild liegt in der Kapsel!"

Die ewige Kapsel! Möchte doch statt des Bildes das erbauliche Seitenstück zu Göthes Herrmann und Dorothee und Vossens Luise darin liegen, und kein Mensch sie jemals zu öffnen wagen! Da übrigens der Verfasser sogar in der Wahl der Versart von seinen Vorbildern abweicht: so ist es eine sehr übertriebene Bescheidenheit, daß ein solches Original, wie er, sich mit dem Rang eines bloßen Nachahmers begnügen will. Warum der Verfasser den wichtigen Umstand, in welchem Jahr sein Gedicht an das Licht getreten ist, verschweigt, können wir nicht verrathen. Auf alle Fälle sollte die Jahrzahl wenigstens durch das bekannte: Gedruckt in diesem Jahr, ersetzt worden seyn. Dem Herrn Prediger Scholinus zu Redlitz, welchem das Gedicht zugeeignet ist, wünschen wir Glück zu dieser Ehre.

Praxede, oder der französische Werther. Uebersetzt von Saul Ascher. Berlin, bey Dunker und Humblot. 1809. 301 Seiten. 8. XVI.

Dieser völlig werthlose Roman verdiente keine Uebersetzung. Die Uebersetzung entspricht aber seinem Werth vollkommen.

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Leipzig, 6. Band, 1. Stück, pag. 181–182.

Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1809. Mit Beyträgen von Göthe, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter, Schiller und anderen. Mit Kupfern. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 302 Seiten. 16. Zueignung, Erklärung der Kupfer, Inhalt XX. 1809.

(Folgt Inhaltsangabe und Kritik zweier Erzählungen: Der Jahrmarkt von Aug. Lafontaine, und Die Männerfeindinn, von einem Ungenannten.)

— Wehe den Leserinnen des Damenkalenders, wenn sie für diese beyden Erzählungen nicht zum Theil durch den übrigen Inhalt des Taschenbuchs schadlos gehalten würden! Aber diese Schadloshaltung gewähren ihnen reichlich die beiden prosaischen Aufsätze: Die pilgernde Thörinn von Göthe, und der Traum eines Wahnsinnigen von Jean Paul Fr. Richter. Welch ein Abstand zwischen einer Erzählung von Göthe und einer von August Lafontaine! — Die pilgernde Thörinn spannt die Erwartung in einem hohen Grade, und so einfach die Auflösung ist, so überrascht wird gleichwohl der Leser durch sie. Und der Styl! Welche Klarheit; welche Würde, welche Präcision! Wie leicht, wie einfach und doch wie edel! In der That, diese reizende Kleinigkeit ist mehr werth, als ganze Bände manches gepriesenen Helden der Lesebibliotheken. —

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Leipzig, 1809, 6. Band, 1. Stück, pag. 202, 207.

Faust; eine Tragödie von Göthe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1808. 12. 309 S.

Faust; eine romantische Tragödie von Dr. Karl Schöne. Berlin, in Sanders Buchhandl. 1809. Gr. 8 135 S.

Wer sich einen klaren Begriff von dem machen will, was ein Dichter und was kein Dichter sey, der darf nur diese beyden Produkte hinter einander lesen. — Die herumziehenden deutschen Schauspieler führten vor etwa 40—50 Jahren eine sogenannte Haupt- und Staats-Action, Doctor Faust betittelt, häufig auf, die ungemeinen Beyfall erhielt, besonders auch zur Meßzeit in Leipzig, in einer Bude vor dem Petersthore, zumal darin ein damals sehr in Leipzig berühmter Italiener-Keller unter Auerbachs Hof am Markte (der auch noch existirt,) vorkam, aus dem Faust, der Sage

1809. nach, auf einem Weinfasse reitend, heraus gefahren seyn soll. Lessing ward dadurch veranlaßt, einen Versuch zu machen, ob sich der Stoff nicht auch ästhetisch-schön behandeln lasse: er fand aber natürlich bald, dieß sey unmöglich; nur ein Gespräch Fausts mit sieben höllischen Geistern, von denen jeder irgend eine lasterhafte menschliche Neigung personificirt darstellt, ließ er davon in die Litteratur-Briefe (bey Nicolai zu Berlin) einrücken. Der itzige Herr Geheimderath von Goethe zu Weimar, in der Zeit, als er noch zu Wetzlar die Rechte studierte, und mit Gotter, Lerse, dem Sohn des Abts Jerusalem und einigen andern jungen Männern, die sich zu gleichem Zweck daselbst befanden, zum Zeitvertreib Komödie spielte, (welchem Spiel wir Götz von Berlichingen und die Mitschuldigen verdanken,) kam auf den Einfall, das auszuführen, was Lessing unausführbar gefunden hatte. Es blieb indeß auch nur bey einem Bruchstück, das er in die Sammlung seiner 1790 bey Göschen gedruckten Schriften aufnahm. (Man sehe den 7ten Band.) Der hohe poetische Werth dieses Fragments veranlaßte wahrscheinlich viele seiner Freunde, ihn wiederholt aufzufodern, doch dieses Fragment zu ergänzen. Freylich überlegten diese Freunde nicht, daß sie etwas Unmögliches foderten, da der Stoff widersinnig ist: indeß verdanken wir ihnen ein Werk, von dem man wohl sagen kann, es ist das Höchste, wenn auch mitunter bizarrste, was der Genius der deutschen Dichtkunst hervorgebracht hat. Freylich ist es, wie der Dichter auch selbst sagt, (in dem Vorspiel S. 12) kein Ganzes, höchst charakteristisch nennt er es: „ein Ragout." Wir wollen dessen Bestandtheile untersuchen.

Die voranstehende Zueignung wird man nicht satt zu lesen und wieder zu lesen: sicher ward sie aber nicht vor, sondern nach der Unternehmung, das Fragment vom Faust zu ergänzen, niedergeschrieben; denn die Erinnerung an die verstorbenen Freunde, denen er jenes Fragment zu Wetzlar vorlas, konnte ihn wohl, da die meisten derselben bereits gestorben sind,

„Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,"

aber unmöglich auf den Blocksberg versetzen, unmöglich treiben, den Walpurgisnachtstraum zu entwerfen. Die Töne dieser Gesänge sind doch wohl nicht mit der „Aeolsharfe" zu vergleichen. Dieser Ton ist nur in der Zueignung bemerkbar.

Neu hinzugekommen ist gleich ein Vorspiel auf dem Theater. Eine Berathschlagung des Directors mit dem Theaterdichter und dem Schauspieler, welcher die lustige Person vorstellt, über das,

was man geben will. Man findet darin überaus glückliche und feine Bemerkungen über das Drama überhaupt, so wie über den theatralischen Geschmack der Deutschen; wie kommt aber ein Dichter, der nur dem Kenner und nicht der bunten Menge zu gefallen strebt, in den Zirkel einer herumschweifenden Schauspielergesellschaft? und wie kann er, dem Hanswurst zur Seite, von poetischen Werken sprechen, deren Wirkungen nicht auf die Mit- sondern auf die Nachwelt berechnet sind? Der Director erinnert ihn mit Fug: Bedenkt, was macht ein volles Haus? 1809.

Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh. — —
u. s. w.

Für solche Menschen giebt es aber auch eigentlich keine geistigen, sondern nur sinnliche Freuden; sie wollen im Theater mehr schauen, als hören. Zu schauen bekommen sie denn auch gleich genug in dem Prolog. Die drey Erzengel treten vor und preisen den Weltschöpfer. Auf einmal tritt Mephistopheles unter sie und spricht im Tone der Hofnarren mit dem Herrn (mit Gott), der sich sehr à propos nach dem Doktor Faust erkundigt. Dieß soll denn nun eine Einleitung zu der darauf folgenden Tragödie seyn. Ist denn aber Mephistophel blos ein Schalk, wie der Spaßmacher an der Tafel Jupiters? Er ist ja Teufel, Verführer der Menschen: wie kann also der Herr, der Schöpfer und Vater der Menschen, zu ihm sagen:

„Ich habe deines gleichen nie gehaßt!"

Die ersten Scenen der Tragödie Faust sind ganz dieselben, die man in dem 7ten Band von Göthe's Schriften von S. 3—18 findet. In der neuen Ausgabe gehen sie von S. 33—46. Einige Verse hätte der Dichter doch wohl verbessern sollen; z. B. S. 36, alte Ausg. S. 6.:

Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein.

Und vollends S. 38., alte Ausg. S. 8.:

Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

1809. Wie ekelhaft, daß Faust die Natur bey ihren Brüsten fassen will? Diese Brüste verwandeln sich in Quellen, und an diesen hängt Himmel und Erde. Fausts welke Brust drängt sich an diese Brüste der Natur, als Quellen alles Lebens; sie quellen, sie tränken, aber dem armen Faust kommen sie nicht zu gute. Da ein Dichter, wie Göthe, solche Verse in die Ausgabe seiner Werke von letzter Hand aufnimmt; darf man sich wohl wundern, wenn die Franzosen den Deutschen den Ungeschmack zum Vorwurf machen?

Die drey letzten Zeilen auf S. 46 bis S. 110, die neun ersten Zeilen ist alles neu hinzugekommen. Wenn Fausts Monolog von S. 46—53 Langeweile macht, so ist doch die Idee vortrefflich: seinen Trübsinn, in welchem er Gift zu nehmen beschließt, durch den Glockenklang und Chorgesang am ersten Osterfeyertags-Morgen unterbrechen zu lassen. Herzergreifend sind die Betrachtungen, zu welchen er hiedurch veranlaßt wird. Er fühlt sich wieder als Mensch mit der Natur im Bunde, und stürzt ins freye Feld hinaus. Hier stößt er auf Spaziergänger aller Art, auch gesellt sich zu ihm sein Famulus Wagner, mit dem er nach einem Dorfe geht, wo sie auf Gesang und Tanz stoßen. Alles dieß ist mit einer Wahrheit geschildert, die fesselt und bezaubert. Beym Nachhausegehen gesellt sich zu ihnen ein schwarzer Pudel, und man wird leicht errathen, daß dies der Höllengeist Mephistophel ist. Die Scene mit ihm auf Fausts Studierstube und das Verwandeln des Pudels in eine menschliche Gestalt, gekleidet wie ein fahrender Scholastikus, ist ächt poetisch. Aber Fausts zwey Gespräche hinter einander mit dem Höllengeist ermüden durch ihre Länge. Die nun folgenden Scenen von S. 110, der Auftritt, in welchem Mephistopheles, als Doktor Faust verkleidet, mit einem neu angekommenen Studenten sich unterredet, die originelle Zeche lustiger Brüder in Auerbachs Keller in Leipzig, wohin der Teufel Fausten führt, um ihn vom Studieren abzubringen, der gleich originelle Auftritt, wenn schon von ganz andrer Art, in der Hexenküche, der Fausten durch ein magisches Gesicht in Liebeshändel verwickelt, und die Scenen zwischen ihm und Margarethen, deren Mutter, Nachbarin und Mephistopheln, bis S. 213, sind wörtlich aus der alten Ausgabe S. 19—132 aufgenommen worden. Eingeschoben ist hier Fausts Monolog und das darauf folgende Gespräch mit Mephistophel, in der alten Ausgabe S. 151—161. Und nun erst folgt der Auftritt, Gretchen am Spinnrade allein, singend, so wie die Scene in Marthens Garten, zwischen Faust und Margarethen, dem hinzukommenden Mephistopheles, und die liebliche Scene am Brunnen zwischen

Gretchen und Lieschen. An diese Scenen schließt sich in der neuen 1809.
Ausgabe gleich die an, in welcher Gretchen ein Bild der Mater dolorosa mit Blumen umkränzt. Auf diese folgt in der alten Ausgabe nur noch Eine Scene, wo der böse Geist Gretchen im Dom erscheint. Zwischen beyde ist eine treffliche neue Scene eingeschaltet. Gretchens Bruder, ein Soldat, tritt auf und freut sich, seine geliebte Schwester wieder zu sehen; er wird von Fausten, auf des Teufels Betrieb, niedergestoßen. Der hierdurch entstandene Lärmen führt Volk und auch Gretchen herbey. Valentins Anrede an seine Schwester ist doch wohl für einen Sterbenden zu lang, so derbe Wahrheiten sie auch enthält. Neu hinzugekommen ist alles, was von S. 256 an folgt. Faust wird von Mephistophel mit zu dem Hexenfest in der Walpurgisnacht auf dem Harzgebirge genommen, wo man auch auf einem Theater ein Intermezzo: Oberons und Titanias goldne Hochzeit, spielt. So hoch poetisch alles seyn mag, so hat es uns doch in sittlicher Hinsicht höchlich misfallen. Auch wird das Interesse an Fausts Schicksal doch dadurch gestört: denn wie locker hängt es mit demselben zusammen? Die nun folgende Scene zwischen Faust und Mephistopheles ist in Prosa geschrieben, welches auf keine Weise zu dem Ton des Ganzen paßt. Faust verlangt von dem Höllengeist, er solle ihm Mittel an die Hand geben, seine geliebte Margarethe zu retten, die den nächsten Morgen, Kindesmordes wegen, enthauptet werden soll. Auch ruht auf ihr der Verdacht, sie habe ihre Mutter durch einen Schlaftrunk umgebracht. Diesen hatte ihr Faust gegeben, um das Mädchen des Nachts besuchen zu können.

> Mephistopheles: „Ich führe dich, und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden! Des Thürners Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüssel und führe sie heraus mit Menschenhand. Ich wache! Die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich!"

Gleich darauf wird es Nacht, und man sieht beyde auf schwarzen Pferden vor einem Hochgericht vorbey sprengen. Dieß erinnert an eine Stelle in Bürgers Leonore, die Herr von Göthe den sonderbaren Einfall gehabt hat, aufs Theater bringen zu wollen.

Ganz vortrefflich sind die nun folgenden Scenen im Kerker. Shakespear's Genius hat nichts Rührenderes hervorgebracht. Wir können uns nicht enthalten, wenigstens einige Stellen aus Margarethens Reden herzusetzen.

1809. Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
u. s. w.

Der Schluß befriedigt nicht; er ist zu abgebrochen. Margarethe wird durch denselben zur Hauptperson erhoben. Aber der einfache, anspruchslose, und doch die feinsten Gefühle ergreifende Ton in dieser Scene, so wie die Phantasie und Menschenkenntniß, die erfodert ward, sie zu schreiben, erregen die innigste Bewunderung für das Genie des Verfassers. Wie Göthe hat kein andrer deutscher Dichter das menschliche Herz ergründet.

Hat er aber auch das Problem gelöst: warum Faust sich dem Teufel ergab? Wir zweifeln. Sein Faust ist uns zu sehr noch Student. Da es mit seinem Streben, die Natur zu ergründen, nicht recht fort will, verfällt er darauf, durch Magie mit den Höllengeistern Bekanntschaft zu machen, um durch sie seinen Zweck zu erreichen. So weit alles recht gut! Aber warum wählt er sich einzig den Geist der Sinnlichkeit zum Vertrauten? Wie niedrig! War es nicht besser, wenn er sich aus überspanntem Ehrgeitz dem Teufel ergab? Wenn er herrschen, alles neu einrichten wollte? Auch die alte deutsche Haupt- und Staatsaction, Doctor Faust betittelt, konnte den Verfasser leiten, diesen Weg einzuschlagen, um seinem Helden mehr Achtung zu verschaffen. Wer hingegen muß nicht einen Menschen verachten, der übernatürliche Kräfte bloß dazu vergeudet, um ein armes unschuldiges Bürgermädchen zu verführen? Ueberhaupt begreifen wir nicht, warum Herr von Göthe, so gern Menschen mit Löschpapier-Seelen, wie sein Clavigo, sein Egmont, sein Faust, sein Karl Meister, zum Hauptgegenstand seiner Darstellungen des menschlichen Treibens und Denkens wählt. Der Held einer Geschichte oder eines Drama's muß doch Charakter mit Kopf verbinden; obschon freylich Charakterlosigkeit sehr viele Menschen ins Verderben zieht. Was in den Göthe'schen Dichtungen anzieht, ist die Wahrheit der Empfindungen und der ihnen entsprechende Ausdruck: aber die Anlage derselben ist zu wenig überdacht. Man kann wetten, daß z. B. im Faust Herr von Göthe schon die meisten Scenen aufs Papier geschrieben hatte, bevor er bestimmt wußte, wie sein Stück enden sollte. Erst während der Arbeit suchte er nach einem Ausgang. So wenig wir geneigt wären, Diderots Theorie des Drama zu der unsrigen zu machen; so hat Diderot doch unstreitig darin Recht, wenn er verlangt, der dramatische Dichter solle nicht eher an den Dialog denken, solle

nicht eher irgend eine Scene dialogiren, bis er sich einen vollständigen Plan entworfen habe, bis er wisse, wie eine Scene auf die andre folgen solle, und mit welcher Rede das Stück schließen werde; denn diese müsse er immer im Auge behalten. 1809.

Der Faust des Herrn Dr. Karl Schöne ist aus einem bekannten dramatischen Roman von Klinger entlehnt. Klinger hat den Stoff im Geist der alten Haupt- und Staatsaction ins Auge gefaßt: aber er verfehlte den schicklichen Ton; statt eines komischen Romans in der Manier von Scarron, schrieb er einen philosophischen, und also langweiligen. Wie höchst langweilig mußte nun nicht vollends die daraus entlehnte Tragödie werden! —*)

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Leipzig, 1809, 6. Band, 2. Stück, pag. 314—329.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810. mit Beyträgen von Göthe, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter und andern. (Unter diesen andern sind Boie, Conz, Haug, Reinbeck, Weisser ꝛc.) Mit Kupfern. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 16.

Unmöglich konnte dieses Taschenbuch auf eine würdigere, und für das ganze schöne Geschlecht erfreulichere Art eröffnet werden, als durch die Flucht nach Aegypten, ein Bruchstück aus Meisters Wanderjahren von Göthe. Man glaubt, Rafael sey wieder auferstanden, und habe nur den Pinsel mit der Feder verwechselt, so überirdisch sind die Gestalten, die der unvergleichliche Dichter nur zu schnell an unsern Augen vorüberschweben läßt. Zeichnung und Farbengebung sind gleich bezaubernd, und über dem Ganzen schwebt eine so himmlische Ruhe, daß man billig hätte hoffen sollen, es würde ihr sogar gelingen, gewisse unsaubere und übelwollende Geister, die sich Kritiker nennen, zu besänftigen.

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Leipzig, 1809, 6. Band, 2. Stück, pag. 446, 447.

---

*) Verfasser: Karl August Böttiger in Dresden.



1810.

1810. **Tübingen, b. Cotta: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman von Goethe. — Zwey Bände. 306 u. 340 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)**

Die Annalen der Literatur des jetzt angefangnen Jahrs können nicht schicklicher eröffnet werden, als mit der Anzeige eines neuen Werkes von der Hand dessen, den die allgemeine Stimme der Nation sich längst vereinigt hat, für ihr größtes Genie, für ihren originalesten Dichter, und zugleich für ihren vollendetesten Schriftsteller zu erklären: dem in Ansehung des Reichthums eigenthümlicher Gedanken und Erfindungen, und des Talents alles zu ergreifen und darzustellen, was das menschliche Herz interessiren kann, endlich auch der vollkommensten Herrschaft über die Sprache, vielleicht niemand verglichen werden darf. Wenn man die Reihe von Werken durchgeht, die wir nach und nach von ihm erhalten haben: so sieht man die eigenthümliche Denkungsart, Geschmack, Empfindungsweise der Deutschen, in ihrer größten Vollkommenheit vor sich; was an Uns ist, und aus Uns hätte werden können. In den früheſten Zeiten ergriff dieser deutsche Prometheus die verborgnen Züge der eigenthümlichen Empfindungen und des Geschmacks unsrer Nation, um daraus Kunstwerke zu schaffen, die für echt deutsch gelten konnten. Wer die vergangnen Zeiten nicht ganz vergessen hat, wird des beyspiellosen Eindrucks gedenken, den Götz von Berlichingen und Werther machten; er wird sich erinnern, wie alles was zu dem

gebildeten Theile des Volks gerechnet werden konnte, von der all- 1810.
mächtigen Kraft ergriffen ward, die darin lag, daß zum ersten male etwas erschien, das sich alle aneignen konnten. Bis dahin war das beste was wir unter uns hatten entstehen sehen, Werk des Verstandes, des Geschmacks, des Nachdenkens gewesen. Es hatte Leser die dergleichen zu schätzen wissen, und vorzüglich solche, die durch Bekanntschaft mit fremder Literatur gebildet waren, befriedigt. Hier ward mit jenem zugleich die Einbildungskraft durch eine Schöpfung gereizt, die durchgehends ihr Vaterland verrieth, und von der jeder daher gleich fühlte, sie gehöre Uns an. Auch auf die Schriftsteller haben diese Werke viel gewirkt. Aber es ist der Nachahmung eigen, daß sie am Unwesentlichen hängen bleibt, und einem falschen Scheine nachläuft. Diesen Fehler hat das ganze Publikum mit getheilt. Der Geschmack unsrer Nation hat durch jene bewunderungswürdigen Kunstwerke nicht eine feste Richtung erhalten; der große Hause hat darin nur eine Manier gefühlt, die gleich andern, eine vorübergehende Modeliebhaberey erzeugte. Indessen hat der überlegne Geist des Dichters seine dadurch erlangte Herrschaft über die lesende Welt in Deutschland behauptet, indem er den Geist seiner Zeit erkannte, demselben vorleuchtete, halb aber auch folgte, immer das gab, was ihrem Geschmacke und ihren Gesinnungen angemessen war, und den schwachen Seiten des Charakters schmeichelte. Deswegen ist es sehr geschwind dahin gekommen, daß alles was der Vf. des Werthers gab, mit unbegrenzter Bewunderung aufgenommen ward. Es scheint aber, daß diese bey dem angebeteten Dichter selbst, Ueberdruß und Widerwillen erzeugt habe. In keines Volks Literatur ist es jemals vorgekommen, daß ein Liebling der Nation das Uebermaß der Verehrung seiner Zeitgenossen mit so derben Aeußerungen der Verachtung erwiedert habe. Voltaire, den der größte Theil der gebildeten Franzosen für einen übermenschlich vollkommnen Schriftsteller hielt, war bis ans Ende seines Lebens ängstlich besorgt, den Beyfall zu erhalten, den er in so reichem Maße erworben hatte, und hielt sich dessen nie vollkommen gewiß. Die größten englischen Schriftsteller beweisen eine Art von schüchternem Respecte gegen das öffentliche Urtheil. Wie haben die Alten so unaufhörlich gearbeitet, um Beyfall zu verdienen! Hätten wir uns weniger weggeworfen, so wären wir vielleicht auch mehr geachtet, und vermuthlich hätten wir in den letzten Jahren noch vorzüglichere Werke von dem erhalten, dessen neuere Schriften fast jedesmal selbst beweisen, daß er noch besseres liefern könne, wenn er geglaubt hätte, noch beßres geben zu müssen.

1810. Von den theatralischen, nämlich von denen die wirklich für das Theater bestimmt sind, wollen wir hier nicht reden. Die Ausbildung eines eigenthümlichen deutschen Theaters hat ganz besondere Schwierigkeiten. Es war aber auch gar nicht zu erwarten, daß dieser Dichter, ungeachtet des Reichthums an Beobachtungen und an Menschenkenntniß, der Kraft, womit er alles darstellt, und der Lebendigkeit seiner Schilderungen, auf dem Theater große Wirkung hervorbringen würde. Es scheint, daß eine ursprüngliche Disparate existire, zwischen dem Talente zu malen, zu schildern, zu erzählen, und dem Talente die Geschöpfe seiner Einbildungskraft dramatisch aufzuführen. Wenigstens ist schwerlich ein Schriftsteller zu nennen, der zugleich in beiden groß gewesen wäre. Wie es auch damit sey, so hat unser Dichter, ungeachtet seiner entschiedenen Liebe und Bemühung, für die theatralische Vorstellung, niemals ein Werk hervorgebracht, das große Wirkung auf der Bühne machte; keine Tragödie, die in dieser Hinsicht mit Klingers Zwillingen verglichen werden dürfte; noch weniger ein Schauspiel oder eine Komödie, die man gegen Schröders Schöpfungen halten dürfte. Desto mehr beherrscht Goethe das lesende Publicum.

Es liegt in den Anlagen unsrer Nation etwas dem originalen Schriftsteller sehr nachtheiliges. Wir haben einen eigenen Hang nach den ägyptischen Fleischtöpfen der Sklaverey. Wir sind übermäßig stolz; wir wähnen es mit jeder Nation aufnehmen zu können; wir setzen kühn die mittelmäßigsten eignen Arbeiten in fremder Manier fremden Meisterstücken entgegen; wir eignen uns allein Tiefe der Einsicht und der Empfindung, Vielseitigkeit des Geschmackes zu; wir wissen alles besser, wir machen alles besser, als andere Nationen. Und doch können wir nicht ablassen, nach Fremdem zu haschen, und immer neues Fremdes herüber zu holen. Goethens echt deutsches Genie hat gewußt, auch von dieser Seite seine Natur zu befriedigen. Er kennt alles, und er kann, er kann wirklich mit der deutschen Sprache, die er doch selbst für ein schlechtes Instrument erklärt, alles machen, was die Fremden mit ihrem bessern Werkzeuge leisten. Wenn dann den Deutschen das Original-Deutsche nicht genügt (wovon sie doch so viel redeten, da sie dessen vor mir so wenig hatten): so will ich ihnen geben, was sie verlangen, und ihnen zeigen, wie es denn wirklich seyn muß. Von der Griechheit wird so viel gesprochen. Da habt ihr eine Iphigenie, die Euripides, wenn er durch eine Paligenesie in das achtzehnte Jahrhundert versetzt würde, bewundern müßte. Ihr verlangt Hexameter? Soll die epische Erzählung durchaus in antikem

Versmaße erscheinen, und meynt ihr homerische Einfachheit der Sitte durch die Niedrigkeit des Standes des Helden zu erhalten? — so lauft doch nicht der göttlichen Plattheit nach! Hier habt ihr in Herrmann und Dorothee, Volkssitten, naive Darstellung gemeiner Natur in edler und doch natürlicher Sprache, kräftige Charakter-Schilderung, und dabey reiche Gemälde, Schöpfungen einer üppigen Kraft. 1810.

Mit Meisters Lehrjahren muß der Vf. den Sinn und Geist seines Zeitalters noch besser getroffen haben, als er selbst immer ahnden möchte, als er das Buch schrieb. Der lächerliche Ausdruck derer, die sich zudrängten, für seine Jünger gelten zu wollen, daß der Roman: Wilhelm Meister eine der großen Tendenzen des Zeitalters ausmache, deutete auf etwas reelles, und hatte einen tiefern Sinn, als in dem es ausgesprochen war. Die Schilderung eines charakterlosen Laps, der sich allen Eindrücken hingiebt, Verstand hat, Reflexionen zu machen, die sich in seinen Handlungen nirgends ausdrücken, Empfindung für Alles, — und für Nichts, so bald sie irgend etwas überwinden soll; den gerade deswegen alle Menschen, mit denen der Dichter ihn in Berührung bringt, höchst anziehend finden: ein solcher Charakter sagte den herrschenden Gefühlen zu, und die Schicksale, womit das Leben dieses Romanhelden ausgestattet ist, schmeichelten dem Selbstgefühle eines jeden, der in sich Anlage fühlte, ein Wilhelm Meister zu werden, und gar zu gern eine Philine, eine Gräfin, eine Natalie zum Liebeln gefunden, vor allen Dingen aber gern bey Marianen geschlafen, und mit einer Melinaschen Gesellschaft seine guten Jahre vertändelt und vergeudet hätte. Das Buch schmeichelte dem sich selbst verziehenden, verzärtelten Sinne der Zeiten, in denen man nichts höher schätzt, als sich gehen zu lassen, gar zu sehr. Und dabey zog das Genie des Vfs. selbst solche Leser an, die mit Unwillen über die Tendenz des Ganzen erfüllt waren, die Incohärenz zwischen den Betrachtungen des Vfs., die er Personen beylegt, die sich in der Wirklichkeit bis dahin nie hätten erheben können, und den Charakteren dieser Personen einsahen und mißbilligten, und durch die gezwungne Verbindung so vieler gemeinen Natur mit ausschweifender unnatürlicher Dichtung, Widerwillen faßten. Wen die langweilige Erzählung uninteressanter Geschichten und die pedantische Weitläufigkeit in der Ausführung beynahe bewogen hätte, in der Mitte des ersten Bandes abzubrechen, den mußte der einzige geniale Zug vom Harlekin, der im Volksfeste diesen peitschte, jene küßte, und bey allen ein unbeschreibliches Verlangen erregte, ihn näher kennen zu lernen, unwiderstehlich wieder festhalten.

1810. Cervantes oder Quevedo hat nichts lebendiger aufgefaßt, und der letzte wenigstens nie diese Feinheit des Ausdrucks erreicht. Welches Genie! in der Darstellung der Philine, die jeder gekannt hat, und der Mignon, dergleichen niemand gesehen hat, und von der doch jeder aufs Wort glaubt, sie habe existirt. Welchen unbeschreiblichen Reiz haben die an einigen Stellen angebrachten kleinen Gedichte, die das Gefühl aufs höchste spannen!

Aber wohin ist es jetzt mit unsrer Nation gekommen, daß der Vf. dieser Werke glaubt, ihr die Wahlverwandtschaften geben zu dürfen, ohne von seinem Ansehn einzubüßen; oder gar ihn geben zu müssen, um sich dabey zu erhalten, daß er die ausgezeichnetesten Favoritlesebücher liefere!

Eduard, ein Baron, den Familienverhältnisse genöthigt haben, eine frühere Neigung einer reichen Heirath aufzuopfern, findet als Wittwer seine erste Geliebte, ebenfalls als früh Verwittwete, wieder, und besteht eigensinnig darauf, daß sie die Seinige werde, da sie ihm vielmehr ihre Nichte zu geben gedachte. So bald er seinen Willen hat, fängt er an zu fühlen, daß er Unrecht gehabt hat, das zu wollen, was zehn Jahre früher sein Glück gemacht hätte: er fühlt Langeweile, welche die gute Charlotte nicht zu heilen vermag. Sie war für ihn zu alt geworden: die frische Jugend der Einbildungskraft und des Herzens war in ihren früheren Verhältnissen erstickt; den unerklärlichen Reiz der an Menschen fesselt, hatte die rauhe Hand des Schicksals verwischt. Der Ehemann verliebt sich also nunmehr in die Nichte; Charlottens Herz erleidet einige Anfechtungen von einem Freunde des Gemahls. Der verzogene Eduard legt es auf Scheidung an, um zwey neue Ehen zu stiften, und alle Theile zufrieden zu stellen. Das widersteht aber Charlottens rechtlicher Gesinnung, und so entstehen unheilbare Mißverhältnisse.

Bis so weit, Stoff zu einer ganz artigen Erzählung von sechs oder acht Bogen. Aber damit es ein Buch werde, ist alles Detail eines häuslichen Landlebens, und die Herzens-Geschichte der aufgeführten Personen, — „allen andern langweilig, nur ihnen selbst nicht" — weitläuftig ausgeführt.

Die Darstellung der Charaktere hält nicht schadlos für den Mangel interessanter Begebenheiten. Der Eduard ist nur ein baronisirter Wilhelm Meister; die brave Charlotte erregt Interesse, am meisten, wenn sie nicht selbst zum Vorschein kommt; der Hauptmann ennuyirt sich und den Leser. Mit Ottilien ist es dem Dichter gegangen wie dem kleinen Otto seines Ehepaars, dessen Physiognomie schillernd in einigen Zügen dem Hauptmann, der die Mutter inter-

essirte, und in andern der Geliebten, an die der Vater dachte, 1810.
ähnlich sieht. Diese Ottilie ist nicht ein echtes Kind von des Dichters Geiste, sondern sündhafter Weise erzeugt, in doppelter Erinnerung, an Mignon, und an ein altes Bild von Masaccio oder Giotto. Ein Freund des Hauses, der thätige Hr. Mittler, bewirkt nichts, motivirt nichts, hat Einfluß auf nichts, und erscheint nur dann und wann aus den Wolken, um einige Kraftsprüche vorzubringen, die mit den Motiven hienieden contrastiren. Die natürliche Tochter kommt wieder angesprengt, als ein Wirbelwind Luciane, ohne daß man fragt, wo sie geblieben. Der Gehülfe in einer Pensionsanstalt sollte dem Leser fast die gesunde Vernunft mit der steifen Umständlichkeit seiner Briefe zuwider machen. Und doch läßt der Mensch sich beygehen, so wie die genialischen Haus- und Pensionslehrer unsrer Zeit, die Hand eines Fräuleins zu begehren, das den Vorstehern anvertraut war. Als ein Graf und eine Baronesse aus der großen Welt auftreten, hofft man auf lebendigere Unterhaltung: aber bekanntlich ist ja die heutige vornehme Welt so gute Gesellschaft, daß sie zu dem kleinsten Gedichte keinen Stoff giebt. — Welchen Stoff zu Romanen giebt aber ein Zeitalter, worin die Cultur so verbreitet ist, daß die Maurer-Gesellen keine Knittelverse mehr machen können, sondern philosophiren wie Hr. von Goethe! Die Personen aus der höhern Gesellschaft sprechen alle, eine wie die andre. Abstracte Ausdrücke, und metaphysische, wie man es jetzt nennt, Reflexionen, sind allen geläufig. Keiner kann mehr vom andern etwas lernen. Und die Büchersprache hat allen eigenthümlichen Ausdruck aus der wirklichen Welt so verbannt, daß kein Mensch sich mehr in der Darstellung ausnimmt.

Bekanntlich erhält eine Erzählung den Reiz der größten Illusion durch die vollkommenste Wahrheit des Details. Dieß findet sich auch hier. Aber wie? Vor langer, vor ewig langer Zeit, schrieb Engel ein Familien-Gemälde, Herr Lorenz Stark, welches jene Vorzüge besaß, so gut als Diderotsche Theaterstücke und Erzählungen, in den kleinsten Zügen, in der Darstellung jeder Miene, jeder Gestikulation, stand der lebendige Ausdruck eines scharf und richtig gezeichneten Charakters vor dem Leser. Aber scharf gezeichneten Charakter? Wer hat den jetzt? Der Schriftsteller, der wahre Gemälde liefern will, stellt uns seinen Baron dar, wie er seine Meß-Instrumente ins Futteral steckt, und zählt seine Schritte. Was kann er dafür, daß die Bewegungen der Menschen nichts mehr bedeuten? — Ist es so gemeint? So laßt uns lieber alle Bücher wegwerfen, welche die Welt schildern wie sie

1810. ist, damit wir in unsre unbedeutende Selbstgefälligkeit nicht noch tiefer versinken, und wieder zu Feenmärchen greifen.

Mit läppischen Menschen allein kann dieser Schriftsteller sich nicht lange beschäftigen. Er hat also der Geschichte eine tragische Wendung gegeben. Die darin verwickelten Personen werden sämmtlich vom Schicksale zurecht gewiesen, daß es nicht angeht, kindischer Laune das Regiment des ganzen Lebens zu überlassen. Eduard zieht aus Ueberdruß des Lebens in den Krieg, so wie Lord Oswald Nelvil in der Corinne, sucht den Tod vergebens, und wird dagegen ein Held. Ottilie versinkt in Schwermuth darüber, daß sie ihre (wie sichs gehört, wenig motivirte) Liebe nicht überwinden kann, und doch nicht befriedigen mag, nachdem sie den Tod des Kindes ihrer Wohlthäterin verschuldet, und dadurch aus ihrem strafbaren Schlummer aufgeweckt worden. Sie verhungert absichtlich. Baron Laps möchte gern auch dieses Todes sterben, findet aber, daß auch dazu Genie gehört, und wird vom Vf. aus Mitleid todtgeschlagen. Was aus der unschuldigen Charlotte wird, und aus dem Hauptmanne, der zum Major avancirt worden, erfährt man nicht.

Wie kann man aus solchen Geschöpfen eine Tragödie machen! O göttlicher Sophokles, heiliger Shakespear, Richardson, Rousseau, und wer sonst das menschliche Herz durch den Kampf der Leidenschaft mit dem Gefühle des Erhabnen zu bewegen wußte! Hat der Vf. des Werthers und der Iphigenie hier sich selbst oder sein Publicum verspotten wollen? Man sollte das letzte fast aus den Verzierungen schließen mit denen die Geschichte ausgeschmückt ist. Im Ernste wird doch Goethe nicht allen Albernheiten des Tages nachjagen, um den Wind zu gewinnen. Drehköpfige Leser finden in einem Afterkranze der Ottilie den beliebten Wernerschen Hyacinthen-Tand wieder. Unser ungläubig-abergläubisches Zeitalter liebt es gar sehr, in der Naturlehre zu dem kindlichen Sinne der Ahndungen zurück zu kehren. Die unbegreifliche Aehnlichkeit eines Kindes mit zwey Personen, welche die Herzen der Aeltern in dem Augenblicke beschäftigten, da der wunderbare Zwitter entstand, wird vielen Leserinnen Angst machen — das ist anziehend. Das ominöse Glas mit Namenszügen; der sympathetische Zusammenhang zwischen Schicksalen und Geburtstägen die immer wieder kommen, weil diese Verliebten nichts anders wissen als Geburtstagsfeyer: lauter gerechte Verspottung unsrer Zeit und ihres Geschmacks. Hier verdient die Erfindung eines neuen Zeitvertreibes für die vornehme Welt noch bemerkt zu werden. Nachdem sie alles erschöpft hat, was Natur und Kunst auf den gewöhnlichen Wegen vermögen: so ist man

darauf verfallen, Gemälde mittelst lebender Personen nachzuahmen: 1810.
nicht etwa pantomimische Darstellungen im Geschmacke der Lady Hamilton, sondern Attitüden in eigner Verkleidung nach Gemälden von Raphael, Guido u. s. w. Die Menschen bleiben, so lange ihre Sehnen und Nerven es aushalten, in den gehörigen Stellungen. Alles schmilzt in Entzücken über das stumme, lebendig-todte Drama, darin die versteinten Schauspieler sich selbst so interessant scheinen, und die Zuschauer das Gähnen und die Mißgunst mit Exclamationen zu unterdrücken suchen. — So sehen Uneingeweihte die Sache an. Der Vf. des Romans aber hat zu viel Lebensart, die vornehme Welt so zu behandeln. Er schildert eine solche Scene in dem Sinne worin sie gespielt wird. Da man sich nun zu der Kunst malerische Ideen darzustellen, die lange genug mit todten Farben und Pinseln getrieben ist, nunmehr lebender Menschen bedient: so hoffen wir auch nächstens zu hören, daß die flüchtigen Töne einer Haydnschen Symphonie fixirt, und etwa in eine Pastete gebacken werden, um sie mit der Zunge zu genießen.

In den Wahlverwandtschaften finden sich unsre Zeitgenossen überall zu Hause. Vornehme Leute, die von den Versuchen der bayerschen Akademie über die Metallfinder gehört haben, werden sich über die physikalischen Versuche eines Engländers freuen. Allerley andere Kenntnisse werden sonst noch benutzt. Für den Liebhaber der Chemie kommt die Bleyglasur vor; die ehrliche Hausfrau sogar lieset mit inniger Freude die unerwartete Bestätigung ihrer Beobachtung, daß frisch gepacktes Zeug weniger Platz einnimmt, als auseinander gezerrtes. Die chemische Vorlesung aber, die dem Buche den Titel verschafft hat, ist unwiderstehlich. Daß die Menschen insgesammt A. und B. sind, die von C. und D. angezogen und abgestoßen werden, ist eine einleuchtende Moral. Die ganze Welt hört nichts so gern, als: man lasse doch die guten Kinder gewähren!

Vielleicht wäre das Buch weniger treuer Abdruck des Zeitgeistes; aber die Geschichte wäre unstreitig natürlicher, wenn sie eine andre Wendung nähme, etwa folgende:

Charlotte konnte bewogen werden, in die Scheidung zu willigen. Es ist ja heut zu Tage so leicht Ehen zu trennen, und neue zu knüpfen. Wie manche tanzte gern selbst auf dem Hochzeittage ihrer geschiednen Hälfte! Charlotte hatte gute Gründe im Ueberflusse, sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen, um ihr unwiderbringlich der Welt entfremdetes Herz im engen Cirkel von Menschen, denen sie durch ihren Umgang wohl that, zu besänftigen, und die ge-

1810. täuschten Erwartungen und Hoffnungen zu unterdrücken. Der Baron erhält seinen Willen. Wie könnte Ottilie sich weigern! Nichts in der Welt hatte in ihr den Gedanken erregt, es sey Unrecht, Unfrieden in eine Familie zu bringen, von der man freundschaftlich aufgenommen worden, und niemand hatte versucht, in ihr den Gedanken zu beleben, daß man nicht Unrecht thun müsse. Da Charlotte gutwillig weicht, so läßt man sich vom Schicksale leiten, und nimmt ihre Stelle ein. Bald aber fühlt auch sie, daß sie sehr Unrecht gethan, ein Herz aus der zweyten oder dritten Hand anzunehmen; und daß Eduard eine solche Ehe zehn Jahre früher hätte eingehen müssen. Sie ist es sich selbst schuldig, ein solches Unrecht nicht zu leiden. Auch ihr Herz hat Ansprüche. Es knüpft ein Verhältniß mit dem schönlockigten Architekten an, der als Nebenfigur in den Wahlverwandtschaften erschienen ist. Sie vergeht sich nicht, in gewissem Sinne. Das wäre gemein! Vielmehr liegt eine höhere Befriedigung in Verhältnissen des Herzens, darin die niedere Sinnlichkeit nur dazu dient, durch beständige Weigerung die Fesseln nur desto fester zu knüpfen. Ueber Verletzung der ehelichen Treue soll der Baron nicht klagen dürfen. Dafür muß er aber auch selbst entbehren. Und gequält wird er auf alle mögliche Weise. Ihre Laune verzehrt seine Zufriedenheit, und sein Vermögen dazu. Soll die poetische Gerechtigkeit bis ans Ende geführt werden, so muß der Baron nunmehr sterben, und die Ottilie an die Reihe kommen, von einem Geliebten bestraft zu werden, der abermals findet, er habe sich einer Ueberjährigen ergeben.

Ein Zug des Genies findet sich im ersten Theil der Wahlverwandtschaften. Der in Ottilien verliebte Baron verirrt sich Nachts zu seiner Frau, die eben mit einer aufkeimenden Leidenschaft kämpft: und es entsteht par meprise eine zärtliche Scene. Die lüsterne Reminiscenz ist mit dem Pinsel des Meisters gemalt.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1810, 1. Januar.

Ueber Goethes Wahlverwandtschaften.

Göthes Wahlverwandtschaften liegen jetzt in allen gebildeten Kreisen auf dem Teppich. Die dynamischen Philosophen erklären es für die heiligste Tendenz des Zeitalters, denn es nimmt die qualitates occultas auf eine ganz neue, höchst geniale, alles dämonisirende Weise in Anspruch. Die Scheidekunst in einer weit

höhern Potenz gab nicht bloß den Titel; sie durchdringt das Ganze, sie schürzt und löset den Knoten. Und wenn einige der bärtigen Kunstrichter irre werden, und sagen: Vieles ist doch an einen gar zu losen Faden angereihet! so lachen die Verständigen und rufen: wenns nur eine Perlenschnur ist! 1810.

Es ist eine oft wiederholte Bemerkung, daß ein Gedicht, welches leben soll, ein Inbegrif aller leitenden Ideen des Zeitalters in organischem Zusammenhange — denn sonst wären freilich die drei Naturreiche des elegantesten aller Versdrechslers Delille, auch ein solches Gedicht — durchaus seyn müsse. Du kannst die Probe mit Göthe's Wahlverwandtschaften machen. Du wirst — die Politik ausgenommen, die nur zu wirklich ist — keinen der Menschheit würdigen Gegenstand auf dem Standpunkt unsrer Welt- und Menschenansicht darin vermissen. Die Kunst des Meisters weiß über jeden ein treffendes Urtheil einzuweben. Welche Goldgruben in den wenigen Blättern aus Ottiliens Tagebuche! Welche erst durch wiederholte Lesung auszumessende Fülle an Welt-, Menschen-, Kunst-, Religions- und Lebensansicht!

Ein wunderbarer Zwist erhebt sich. Während die einen nur mit Ausdrücken höchster Begeisterung davon sprechen, tragen die andern, das Einzelne vortrefliche wohl auch nicht verkennend, über die Hauptidee mancherlei Tadel zur Schau. Wahr ist es, es könnte der Unverstand sich auch hieran leicht ein scharfes Messer schleifen, womit er sich selbst verwunde. Die Consistorien dürften sich auf eine neue Scheidungsklage gefaßt machen, die in der verfehlten Wahlverwandtschaft läge, und D. Ammon in Erlangen müßte seiner neulichen Abhandlung wohl gar noch ein Corollarium zufügen. Das Heiligste, was die gequälte Menschheit noch stärkt und zur Erduldung bekräftigt, die Ehe, wird hier entweiht, ruft hier und da ein frommer Eiferer. — Ihr überseht, entgegnen die gewitzigten Lichtfreunde, daß der Entweihung, die ihr Ohr jeder warnenden Stimme der Ahndung verstopfte, die schrecklichste Strafe folgt. Seht nur, wie schauderhaft die Nemesis waltet. Seht, was dort die Kapelle umschließt, hört, was der wackere Mittler spricht. — Eben das ist das Unverzeihliche, das Heillose in der Sache, erwiedern jene, noch aufgebrachter, daß dieser täppische, überall falsch eingreifende Mittler, hier zum lächerlichen Anwalt der Moral bestellt würde. — Der Moral? fragen mit kaum verbissenem Lachen die ästhetischen Kunstfreunde.

Wer mag hier entscheiden? Wir tragen zartfühlenden, sittlich reinen Frauen den Fall vor. Sie mögen Schiedsrichterinnen

1810. seyn. Doch diese schweigen, weil sie nicht nur gut, sondern auch klug sind. Einige Schälkinnen schlugen es sogar ab, den Kreis zu vermehren, der sich um den Vorleser dieses Romans mit Lust herumsetzte. Fragest du weiter, so haben sie ihn doch alle in ihren Schmollzimmerchen gelesen; aber den unverheiratheten Töchtern wird das Buch nicht gern in die Hände gegeben. Nun, auch diese werden sich zu entschädigen wissen! —

Es wäre aber doch gut und frommte zu allerlei Zwecken, wenn über das vielgelesene, vielbestrittene Buch, das bei allen Anfechtungen sicher ein schönes Erbtheil für den Kern der Nation bleiben wird, auch in gelesenen Blättern dieß und jenes zur Sprache käme. Das würde selbst den über gemeines Urtheil hocherhabenen Verfasser freuen. Denn nicht für flache Nachbeter und faselnde Anempfinderinnen spiegelt sich sein umfassender Genius in diesem geistreichen Buche.

Wie viel Zweifelsknoten lassen sich hier knüpfen, aber auch wieder auflösen? Der rein prosaische Sinn kann da so vieles nicht zu rechte legen und mit dem poetischen nie auf demselben Boden stehen. So hörten wir mit Beredsamkeit von einer sehr achtungswürdigen vielgeprüften Frau den Satz ausführen, es sey psychologisch unmöglich, daß das Kind Ottilie so schnell reifen könne. Sie hatte ihr die Jahre nachgerechnet. Dagegen bemerkte eine andere, nicht weniger zart empfindende, nicht weniger geprüfte Frau, daß eine Liebe, wie Ottiliens Liebe, auf einmal mündig mache und die Erfahrungen von Jahren oft in wenig Momenten zusammendränge. Eine andere nannte es eben so unzart, als unmöglich, daß Ottilie allein beim Feuerwerk ausharren könnte, während ein tüchtiger Oppositionsmann eben darin die unwiderstehliche Kraft der Wahlverwandtschaft geoffenbart fand. Ueberhaupt ist das dämonisch-schauerliche Schicksal, das um den Lustsee waltet, vielen ein Unbegreifliches. Fromme Mütter werden durch den Tod des Kindes auf diesem See am tiefsten verwundet. Wir haben einige mit ungewöhnlichem Affekt darüber sich auslassen hören. Ernsthaften und auf den Zeitgeist streng achtenden Männern ist die Kanonisation der Büsserin Ottilie und das baare Wunder, das die Berührung ihres Sarges an den zerschmetterten Mädchen thut, sowie die Wallfahrt, die nun zur mystischen Kapelle geschieht, um so auffallender, je mehr dieß mit einer verfehlten Tendenz gewisser fantastischer Kunstmenschen im Einklang, aber mit den wohlbekannten Aeußerungen des hochherzigen Verfassers selbst über dergleichen Faseleien in Widerspruch steht.

Wir wollen dies innere, geisterartige Triebwerk jetzt nicht weiter anrühren. Der Scholiastenzunft wird es ohnehin stets zu hoch bleiben. Aber es ist dieser Roman auch mit einer Fülle der sinnreichsten Kunstansichten und Kunsturtheile ausgestattet, wie sie nur von diesem Meister mit so himmlischer Klarheit und heller Durchsichtigkeit ausgesprochen werden konnten. 1810.

Da gibt es unaussprechlich viel zu prüfen, zu vergleichen, zu lernen. Ein Einziges diene hier als Beispiel, sey zu schärferer Untersuchung ausgezeichnet, und führe zu ähnlichen Problemen und Auflösungen.

Das theure Kunst- und Gesellschaftsspiel, wirkliche, bekannte Gemälde von einer auserlesenen Gesellschaft durch Lebende vorzustellen, spielt in Lucianens, die das Gewaltige und Regsame der antiken Bacchantin mit der modernen Kultur großstädtischer Uebersättigung paart, fantastischen Abendunterhaltungen eine bedeutende Rolle. Van Dyk's Belisar, Poussins Esther und Ahasverus, Terburg's Vermahnung werden so zu plastischen Versteinerungen. Billigt also Göthe dieß Spiel? Wir wissen, mit welchem Aufwand von Kraft noch vor zwei Jahren in Wien in einem der gebildetesten Kreise dieß alles verwirklicht wurde. Göthe's aufregende, lebendige Darstellung wird noch mehrere zur Nachahmung reizen. Kann es ihm Ernst damit seyn? Kann er diese tolle Zusammenschmelzung, die das Wesen der Malerei zerstörte, dem lebendigsten aller darstellenden Kunstprodukte, der Mimik, den verruchten Medusenkopf vorhält, und der Ungebührnisse hundert erzeugen kann, erzeugen wird, so in Schutz nehmen wollen? Luciane freilich thut vieles, was nicht zu billigen ist. Wäre es also nicht etwa bloße Ironie des Verfassers, daß er auch diese Verkehrtheit in ihren Kreis zieht? Aber führen nicht der wackere Architekt und die ihre sittliche Beschränkung hierin wenigstens heilig bewahrende Ottilie das zauberischeste Nachspiel dazu auf? Ist hierin nicht offenbar auch die gemüthliche Zustimmung des Dichters selbst ersichtlich?

Doch vielleicht ist auch dieser Stein des Anstoßes nur scheinbar. Spielt nicht das Kind, in dem alles sich schließt und auflöset, mit dem, welcher sein Todesengel wird, auch hier die Hauptrolle?

Der Verständigere leite, beruhige unsere Zweifel! Nur trete auch hier kein unberufener Mittler ins Spiel.

Nur eins noch, weil es uns drängt und sich nicht zurück drängen lassen will. Wo ein Baum noch solche Früchte trägt, wie

1810. diese Wahlverwandtschaften sind, und die köstliche Probe von Meisters Wanderungen im Tübinger Taschenbuch für Damen, da ist es mit Wurzeln und Aesten noch sehr gut bestellt und von der unversiegten Jugendkraft noch manches Füllhorn der gereiftesten Gaben zu erwarten. Wohl uns, daß noch ein solcher Genius uns bei dem stolzen Auslande vertritt. B.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1810, 2. Januar.

Tübingen, b. Cotta: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman von Goethe 1809. I. Band. 306 S. II. Band. 390 S. 8. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Folgende Bemerkungen über vorliegendes Werk sind für diejenigen Leser dieser Blätter bestimmt, die es bereits kennen, und überhaupt Vergnügen daran finden, über merkwürdige Erscheinungen der Kunst eigene und fremde Gedanken zu vergleichen und wechselseitig zu berichtigen.

(Folgt Skizze der Exposition des Romans).

Richten wir aber nun unser Augenmerk auf die Hauptpersonen: so finden wir, daß, während sie so eifrig sich bestreben, alles, was von der Welt ihrer Herrschaft übergeben ist, zu ordnen und zu gestalten, sie unvermerkt ihr gegenseitiges Glück untergraben, ja unwissend den eigenen Absichten immer entgegen wirken. In Eduards Vorschlag, den Hauptmann in das Haus zu nehmen, wird zwar nicht ohne ahnungsvolles Zaudern, aber doch bald und gern von Charlotten gewilligt; in den ihrigen, Ottilien in das Haus zu nehmen, von Eduarden ohne Bedenken und augenblicklich. Beide freuen sich der Erfüllung ihrer Wünsche, ohne für den häuslichen Frieden Gefahr davon zu besorgen, so wenig als irgend jemand besorgt, daß der mühsam gegrabene See das geliebte Kind verschlingen werde, daß die zur Feyer des Geburtstags Eduards so sorgsam gepflegten Blumen dienen sollen, Ottiliens Sarg zu schmücken, daß tausend Zufälligkeiten, die ihnen ganz gleichgültig scheinen, rastlos geschäftig sind, sie mit Netzen des Verderbens zu umstricken. Der Zufall nämlich, der, einer Bemerkung in den Lehrjahren zufolge, im Roman zulässig ist, spielt in dem unsrigen, der Idee des Ganzen gemäß, eine Hauptrolle. Eines Abends sitzen Eduard, Charlotte

und der Hauptmann zusammen. Eduard liest vor, und Charlotte 1810.
sieht ihm in das Buch. Er, dem dieß von Natur zuwider ist, äußert seine Empfindlichkeit, worauf sie die zufällige Ursache anzeigt, die sie dazu veranlaßt habe. Hieran knüpft sich ein Gespräch über die Bedeutung des Wortes: Wahlverwandtschaft in der Chemie. Dieses in einer anderen, weiter unten zu erwähnenden, Rücksicht höchst merkwürdige Gespräch wird es zunächst dadurch, daß Eduard durch eingestreute Scherze und die Wendung am Schlusse nicht unvernehmlich eingesteht, was Charlotte schon bemerkt haben mußte, eine gewisse Entfernung seines Herzens von dem ihrigen. Noch auffallender wird dieß, als bald darauf Ottilie denselben Fehler macht, und Eduard so weit entfernt ist, darüber zu zürnen, daß er ihr vielmehr näher rückt, um ihr das Einsehen in das Buch für die folgenden Blätter zu erleichtern. Wie hiedurch, und durch die Freude an ihrer musikalischen Begleitung und durch die vorsorgliche Aengstlichkeit, womit er sie beredet, des Vaters Bildniß, das sie am Halse trug, von ihrer Brust zu entfernen, für Ottilien Eduard; so erräth für Charlotten seine Neigung der Hauptmann durch den Eifer, womit er die Anstalten zur Feyer ihres Geburtstages behandelt. Einige Tage nach dieser Feyer, als die wechselseitigen Neigungen schon einen hohen Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht haben, statten zufällig der Graf und die Baronin Besuch auf dem Schlosse ab. Ohne hier der Tischgespräche zu gedenken, die doch selbst Ottiliens richtiges Gefühl können mißleitet haben, erinnert man nur an die Reihe kleiner zufälliger Umstände, die Eduards nächtlichen Besuch bey seiner Gemahlin veranlassen; und dieses hat die ungeheure Folge, ein Kind in das Daseyn zu rufen, das nur bestimmt zu seyn scheint, in seinem kurzen Leben das Denkmal einer lügenhaften, selbst in den Augenblicken ihrer süßesten Schmeicheleyen treulosen und heuchlerischen Liebe aufzustellen, wie durch seinen Tod diejenige, welche ihm die theuerste gewesen seyn würde, in Verzweiflung zu stürzen. Noch hatten sich die Liebenden nicht bestimmt gegen einander erklärt. Da fügt es sich, daß man zum Verkaufe eines Grundstücks der Abschrift eines Documents bedarf, und daß der Schreiber, der sie machen soll, zufällig krank ist. Ottilie übernimmt statt seiner das Geschäft. Wie erstaunt Eduard bey Durchlesung des Papiers, zu sehen, wie Ottiliens Schriftzüge mit jeder Zeile den seinigen ähnlicher werden, und endlich ganz in diese übergehen. Während er das kostbare Blatt in den Händen hält, als eine, jedem Zweifel trotzende Urkunde von der Ottiliens ganzes Wesen durchdringenden Liebe zu ihm,

1810. befindet sich der Hauptmann mit Charlotten auf dem Teiche, wo der Kahn zufällig auf eine Untiefe treibt, so daß er sich genöthigt sieht, die Gefährtin an das Land zu tragen. Indem er sie am Ufer niedersetzt, bezwingt ihn das Gefühl, und in demselben Augenblick vielleicht, wo Eduard im Schlosse ausruft: Ottilie du liebst mich, versiegeln der Hauptmann und Charlotte ihre Liebe durch Kuß und Händedruck.

Die Feyer des Geburtstages Ottiliens ist der Wendepunct, welcher dem bisherigen Gange der Ereignisse plötzlich eine andere Richtung giebt. Der Hauptmann verläßt das Schloß, um dem Rufe zu einer neuen, ehrenvollen Bestimmung zu folgen, den er dem Grafen verdankt. Eduard, ebenfalls von der Nothwendigkeit überzeugt, sich von Ottilien zu trennen, hat die Wahl, entweder selbst das Schloß zu räumen, oder jene zu entfernen. Er wählt das erste, und nimmt Kriegsdienste. Indem nun während des Stillstandes der Begebenheiten die vereinsamten Frauen sich dem Gram, der Sehnsucht und den Sorgen der Liebe überlassen, doch nicht ohne große Fortschritte zu machen in ihrer Bildung, tritt auch der Zufall einstweilen vom Schauplatze ab. Nur ein Mal erinnert er uns an sich, in der Novelle nämlich, und zwar fast komisch, da er 'es artiger Weise so fügt, daß der kühne Schwimmer die von dem Bräutigam und Element erbeutete Schöne nahe bey der Hütte eines jüngstvermählten Ehepaars landet. Dieses, um die durchnäßten Ankömmlinge zu trocknen und zu decken, weiß sich bey seiner Armuth nicht anders zu helfen, als daß es ihnen seine Hochzeitkleider anzieht, mit welchen angethan jene den nacheilenden Aeltern und Freunden ganz stattlich entgegengehen, und zur größten Bestürzung des armen Bräutigams um Einsegnung des wunderbar geschlossenen Verlöbnisses bitten. — Kaum aber erscheint Eduard wieder: so beginnt der Zufall von Neuem sein tückisches Spiel. In den Krieg hatte jener sich gestürzt, wie er sagt, nicht um zu sterben, sondern um das Schicksal herauszufodern, ob es ihn verderben oder erhalten wolle, und im letzten Falle nach glücklicher Bestehung so vieler Gefahr Ottilien als gebührenden Kampfpreis in Anspruch zu nehmen. Ehrvoll entlassen zieht er sich in eine einsame Wohnung zurück, wohin er den zum Major beförderten Hauptmann bescheidet. Durch diesen will er Charlotten die Ehescheidung antragen lassen, um nicht nur sich mit Ottilien, sondern auch ihr mit dem Major die Vermählung möglich zu machen. Beide begeben sich auf den Weg und trennen sich in einem dem Schlosse nahgelegenen Dorfe, wo Eduard zurückbleibt. Zufällig befindet

sich Charlotte bey der Ankunft des Majors nicht zu Hause, und 1810.
Eduard, ohne das Zeichen, das ihm dieser von dem glücklichen Erfolge seiner Sendung geben soll, abzuwarten, eilt gegen Abend ungeduldig dem Schlosse zu, und trifft unvermuthet Ottilien an. Diese sitzt dem Lustgebäude gegenüber am Ufer des Sees mit einem Buche in der Hand; das Kind liegt neben ihr schlafend. Eduard erschrickt über die Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit des Majors; indem es aber erwacht und ihn mit Ottiliens Augen ansieht, ruft er aus: „Dieses Kind ist aus einem doppelten Ehebruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattin, und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen."

Ottilie verspricht ihm ihre Hand, wenn Charlotte in die Scheidung willige, worauf sich die Liebenden trennen. Ottilie, im Begriff, den Rückweg anzutreten, befürchtet, durch Verspätung Charlotten zu ängstigen, und zieht vor, statt den See zu umgehen, ihn zu durchschiffen. Ein unglücklicher Zufall macht, daß sie im Kahne niederfällt; der rechten Hand entstürzt das Ruder, der linken das Kind, das sie zwar bald aus dem Wasser rettet, aber an ihrem Busen zu erwärmen und in das Leben zurückzurufen vergebens strebt. Dieser schreckliche Zufall öffnet ihr plötzlich die Augen über das ganze Verhältniß, und über das Maß ihrer Sündhaftigkeit. Um zu büßen, was sie verschuldet hat, thut sie das Gelübde, Eduarden nicht wieder zu sehen, und beschließt, in die Erziehungsanstalt zurückzukehren, und das übrige Leben dem Geschäfte der Jugendbildung zu widmen. Eduard, hievon unterrichtet, begehrt, sie vorher noch zu sehen, und da er das Haus kennt, wo sie auf der Reise nach dem Orte ihrer neuen Bestimmung übernachten muß, eilt er dorthin voraus. Um sie auf seinen Anblick vorzubereiten, schreibt er ihr, und zwar in dem für sie bestimmten Zimmer. Kaum hat er den Brief geendet: so fährt Ottiliens Wagen vor. Er eilt in die Nebenkammer, besinnt sich aber, daß er hat das Petschaft auf dem Tische liegen lassen, und geht zurück. Zufällig war beym ersten Hineinspringen in die Kammer der Thürschlüssel niedergefallen und innerhalb der Kammer liegen geblieben, so daß er diese vergebens zu öffnen sucht, und Ottilie beym Hineintreten in das Zimmer ihn erblickt. Von jetzo an verstummt sie, giebt den Plan, in die Erziehungsanstalt zu gehen, auf, und geht, von Eduarden begleitet, nach dem Schlosse zurück, mit dem Vorsatze, den Mund nicht wieder zu öffnen, und durch Enthaltung von Nahrungsmitteln ihr Leben sich allmählich verzehren zu lassen. Inzwischen langt Mittler an, dessen Weise es

1810. mit sich bringt, alles, wovon das Herz ihm eben voll ist, auszuschütten, und bey solchen Gemüthserleichterungen mit Schick und Unschick herauszusagen, was ihm nur in den Mund kommt. Ein zufälliger Umstand führt ihn eines Tages darauf, das Capitel von den zehn Geboten abzuhandeln, und von der, seiner Meinung nach, unzweckmäßigen Behandlung derselben in den Schulen. Unglücklicher Weise tritt die von Gram und langer Enthaltsamkeit fast schon ganz entkräftete Ottilie in das Zimmer, als er eben anfängt, das sechste abzuhandeln. Von der Auslegung, die er den Worten giebt: Du sollst nicht ehebrechen, betroffen, schwankt sie zurück auf ihr Zimmer. Hier liegen die Kleider ausgebreitet, womit sie sich den folgenden Tag zu Eduards Geburtsfeste schmücken will: „Sehn Sie nur, liebste Fräulein, ruft Nanny ihr entgegen, das ist ein Brautschmuck ganz Ihrer werth." — Hiedurch von Neuem tief verwundet, stirbt sie.

Abgesehen von der künstlerischen Eigenthümlichkeit, welche das Werk durch diese Behandlung des Zufalls erhält, durch die vielen aufgezogenen und vielfach verschlungenen Fäden, welche das Näheste mit dem Fernesten, das Größte mit dem Kleinsten verknüpfen, wird es dadurch noch in anderer Rücksicht höchst merkwürdig. Denn freylich fehlt es hier nicht an mancherley günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen, nicht an ahnungsvollen Andeutungen, welche dieser Reihe von Zufällen den Charakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieterischer Vorbestimmung geben. Vorbedeutend sind die Flecke, womit Charlottens Brief an den Hauptmann, und bey Bestimmung des Orts für das Lustgebäude der Grundriß entstellt wird; vorbedeutend die Rede des Maurers; Mittlers prophetischer Eifer über das Verhältniß des Grafen zur Baronin bey der Nachricht von ihrem bevorstehenden Besuch; die Versengung des ersten Briefs Eduards an Ottilien; die Unfälle bey der Feyer ihres Geburtstages; der Tag, an welchem sie zuerst die Kapelle betritt; der erfolgende Tod oder todtähnliche Zustand des Pfarrers bey der Taufe des Kindes; das Schicksal des unglücklichen Mädchens, das Lucianens Muthwille aus seiner Verborgenheit aufstört. Geheimnißreicher Andeutungen voll über den verborgenen Zusammenhang von Kräften, die wir als ganz ungleichartig zu betrachten pflegen, sind das Gespräch über die Wahlverwandtschaften in der Natur, welches in dem wundersamen Spiele lebloser Stoffe das bald sich entwickelnde sittliche Verhältniß des Doppelpaars Zug für Zug vorbildend darstellt: ferner Ottiliens zweymalige Betäubung, worin sie weder schlafend noch wachend

Eingebungen empfängt, ihre bey gewissen Gemüthsbewegungen 1810.
entstehende seltsame Verfärbung, die Unwiderstehlichkeit jener von Kindheit an ihr eigenthümlichen unwillkührlichen Gebehrde, womit sie verweigert, die an ihr gelingenden Pendelversuche, der auf ihr Gebet sanft sich erhebende Wind, welcher den Kahn an das Ufer treibt, die Lebendigkeit der Träume, in denen Eduard ihr jede Nacht erscheint, ihre harmonische Begleitung seines unmelodischen Spiels, die Verähnlichung ihrer Schriftzüge, ihrer beider ohne Anlaß so oft wiederkehrendes Kopfweh an entgegengesetzten Seiten, die geheime Kraft, womit sie selbst körperlich von einander angezogen werden. Doch weder diese Andeutungen werden gehörig erwogen, noch jene Zeichen beachtet. Nur einer ist auf manche aufmerksam, Eduard. In dem aus der Luft unzerbrochen wiederkehrenden Glase, worauf die Buchstaben E und O eingegraben sind, erblickt er ein heilweissagendes Zeichen, das seine Hoffnung bis auf den letzten Augenblick nährt. Aber seltsam und schauerlich! Wie die nicht beachteten Vorbedeutungen alle eintreffen: so wird diese eine beachtete trügerisch befunden. — Sehn wir nun die handelnden Personen noch von einer anderen Seite an, auf einer wie hohen Stufe der Geistesbildung sie stehen, wie zart ihre Empfindung ist, wie sicher ihr Urtheil, wie kunstreich und wohlgeübt ihre Zunge, wie reich der Schatz ihre Erfahrung, mit wie sinnvollen aus dem Innersten des Herzens und den unergründlichen Tiefen des Lebens geschöpften Weisheitssprüchen ihre Unterredungen und Selbstgespräche angefüllt, fast möchte man sagen, überfüllt sind: so wird hiedurch das furchtbare Gemälde vollendet, welches dieses wundersame Werk aufstellt von der Zeit, worin wir leben. Ja, was hier in dem Bezirk weniger Tritte, und in dem Raum einiger Jahre waltet, und mit heimlicher schadenfroher Tücke so unsägliches Unheil und Irrsal anrichtet, ja es ist dasselbe, was seit zwey Jahrzehnten zum Entsetzen des menschlichen Geschlechts von einem Pol zum andern betäubend, verblendend, zerstörend den Erdkreis durchzieht, zum großen Zeugnisse dessen, was Charlotte sagt: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebehrden wie wir wollen.“*)

Bouterwerk erklärt für das Wesen des Romans **erzählendes Charakter-Gemälde**. Dieser sehr gelehrte, scharfsinnige, umsichtige Kritiker weiß wahrscheinlich besser als jeder andere, wo

1810. es dieser Erklärung noch fehlen mag. Was aber hindert, sie von einem so geistreichen Mann einstweilen dankbar anzunehmen, da sie Gelegenheit giebt, andere Seiten unseres Romans ans Licht zu stellen?

Ottilie, (ihren Namen wird die Nachwelt einst den gefeyertsten Kunstnamen beygesellen,) schweigend betritt sie den Schauplatz, und schweigend verläßt sie ihn. Ungewöhnliche Regsamkeit des innern Sinns und Tiefe des Gefühls, verbunden mit der von Kindheit an ihr inwohnenden Ahnung eines sie bedrohenden außerordentlichen Mißgeschicks und räthselhafte Beziehung zwischen sich und der Natur, giebt ihrem ganzen Wesen eine feyerliche Stille, eine geheimnißreiche Verborgenheit. Obgleich sie aber nur selten den Mund öffnet, redet sie doch beständig, sie redet durch Blick, Gang, Stellung, Gebehrde, und durch einen Zug sanfter Schwermuth, die auf ihrem himmlischen Antlitze wie ein leichtes Gewebe verbreitet liegt. Diese stumme Beredsamkeit, wodurch sie jedes Männerherz rührt, entzündet gleich bey der ersten Zusammenkunft in Eduards Busen das verzehrende Feuer einer unauslöschlichen Liebe. Als sie diesen einst, da sie noch Kind war, erblickte, verbarg sie sich in dem Schooße ihrer Tante, nicht aus Furcht, wie sie sagt, sondern, wie sie andeutet, vor Bestürzung über seine Liebenswürdigkeit. Vielleicht ahnte schon damals ihr kindliches Gemüth, daß sie sich wechselseitig angehörten, daß zum vollen Gebrauch und Genuß des Guten und Schönen, das ihnen verliehen worden, sie einander bedürften, seiner sie, um in die dunklen Räume ihres Innern Licht und in ihr Handeln gefällige Heiterkeit zu bringen, ihrer er, um für seine Gedanken mehr Tiefe zu gewinnen, und den erzogenen Eigensinn und oft hartnäckigen Trotz seiner leidenschaftlichen Thätigkeit zu mäßigen; vielleicht ahnte sie schon damals, daß sie vereinzelt ein unvollständiges, durch unbefriedigte Sehnsucht stets verkümmertes Daseyn haben, verbunden aber mit Glück und Ruhm und Macht durch das Leben gehen würden. Kein Wunder, daß sie in den Jahren der Reife wie durch eine magische Gewalt unwiderstehlich zu ihm hingetrieben wird. Hatte doch Charlotte selbst sie einander bestimmt. Diese durchaus höchst liebenswürdige Frau bey ihrer heiteren Gesprächigkeit, bey der Klarheit des Blicks, der Gewandtheit des Geistes und der Ruhe des Herzens, wodurch es ihr so leicht wird, sich über alles mit sich selbst zu verständigen, unter außerordentlichen Fällen Fassung zu behalten, und sich in Menschen und Umstände schnell zu finden, steht dem Hauptmann viel näher als Ottilie Eduarden. Zwischen beiden giebt es weniger zu ergänzen und auszugleichen, so daß die gegenseitige Neigung sie nicht hinreißt,

sondern sanft anzieht; und dieß ist die Ursache, warum während 1810.
der Abwesenheit des Geliebten Ottiliens Leidenschaft mit jedem Tage wächst, Charlottens allmählich abnimmt.

Was den Grafen und die Baronin ursprünglich an einander fesselte, war gewiß nur Buhlschaft. Hiedurch bekömmt ihre der öffentlichen Meynung und eingeführten Sitte trotzende Verbindung etwas sehr Anstößiges, ihr Thun und Sprechen etwas Freches, das aber freylich durch seinen Weltton in Schranken gehalten, und von dem Grafen durch die Philosophie des Tages gut genug beschönigt wird. Die Schnelligkeit, womit die Baronin das Verhältniß Ottiliens zu Eduard entdeckt, die Eifersucht, die sie im Namen ihres ganzen Geschlechts darüber empfindet, der Neid, womit sie einem in ihren Augen so unbedeutenden Mädchen einen solchen Triumph mißgönnt, und der Eifer, womit sie ihr denselben zu entreißen trachtet, dieß alles geht aus von etwas Furienhaftem, das ihrem Charakter und ihrer Leidenschaft zum Grafen beygemischt ist, so daß wir sie füglich in die Classe derer setzen können, auf welche Iphigeniens Worte passen: Zur Wuth wird ihnen jegliche Begier.

Des Architekten Gesinnung macht ein Zug kenntlich, der Ungehorsam nämlich, den er Ottilien beweiset, da diese ihn auffodert, der Gesellschaft seine Zeichnungen vorzuzeigen, und die Art, wie er sich entschuldigt. Aus beidem erhellt, daß bey aller Zärtlichkeit, die er für Ottilien empfindet, doch nicht sie die Herrin seines Herzens ist, sondern die Kunst. Gleichwohl thut er den Frauen zu gefallen Manches, wozu sich eigentliche Genialität nicht gern bequemt, die weniger anstellig zu seyn pflegt. Und so erscheint er als werdender Künstler von nicht gemeinem Talent, welches durch Liebe zum Schönen und also auch zu edeln Frauen genährt, zwar nicht die Meisterwerke, deren Anschauen ihn entzückt, mit neuen vermehren, aber zum Vergnügen der Freunde sich glücklich vollenden wird. Seine Bescheidenheit macht den gefälligsten Eindruck dann, wenn wir ihn neben Lucianen sehen. Diese geht auf nichts aus, als zu glänzen, und sich mit ihren Künsten oder Kunststücken auf einem recht großen Schauplatze sehen zu lassen, wobey es immer nur auf augenblickliche Wirkung, oder, wie sie es nennen, auf den Effect angelegt wird, und zwar zur Befriedigung einer Gefallsucht, die sie auf alles und über alle erstreckt, nicht, um irgend Jemanden Genuß von ihren Reizen zu geben, sondern nur Genuß davon zu haben. Durch seinen milden Ernst, seine Berufstreue, die Sanftheit der Neigung, die er für Ottilien empfindet, und die Zartheit, womit

1810. er sie bekennt, erinnert der Gehülfe an den Gerichtsrath, wie Nanny an Mignon, Mittler an Lessings Al Hafi den guten, milden, edeln. Nur freylich, statt daß Al Hafi aus Verdruß über das Unrecht in der Welt diese meidet, und in die Wüste flieht, wird Mittler dadurch erst recht mit der Welt verwickelt. Bey noch so großem Hasse dagegen wird er es doch nicht missen wollen, weil es ihm zu thun giebt, und seine allezeit fertige Zunge mit Redestoff versieht. Sollen wir noch des reisenden Lords gedenken, dem ganz Europa kaum genügt zur Befriedigung seines Bedürfnisses der Abwechselung im Gegensatze des Gärtners, der in den Blumenbeeten, Baumschulen und Gewächshäusern, die er von Jugend auf gepflegt hat, die Welt sieht, und selbst jede fremde Pflanze, womit man ihn bereichern will, Kopf schüttelnd abweist?

Dieß sind die Charaktere, die, durch sonderbare Umstände in vielfache Berührung gebracht, ein so seelenvolles Sittengemälde bilden.

Die Verwandtschaft zwischen dem Roman und dem Epos wird allgemein anerkannt. Der unsrige verleugnet dieselbe auch darin nicht, daß er, wie die Iliade und Odyssee, fast ganz dialogisch ist. Die Schwierigkeit, welche durchgängige Beobachtung des Charakteristischen im Dialog schon im Drama hat, wächst, wenn sich, wie in unserem Roman so oft, die Personen nicht im Zustande der Leidenschaft befinden, sondern ruhiger Betrachtung. Wer von dieser Schwierigkeit Erfahrung oder Vermuthung hat, wird in dem Studium der Wahlverwandtschaften eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und des Vergnügens entdecken.

Bey der Sorgfalt, die der Dichter auf den wörtlichen Ausdruck gewendet hat, und bey dem Glück, womit es ihm gelungen ist, ihn zur Vollendung zu erheben, konnte es nicht fehlen, daß dieses Werk, wie jedes seiner früheren, den Schatz, den unsere Sprache hat, an geistreich gebildeten Worten und Fügungen mit neuen vermehrte. In der Voraussetzung jedoch, daß bey wiederholter Lesung diese Niemanden entgehen, sondern sich von selber in eines Jeden Ohr und Herz einschmeicheln werden, sey, statt dieselben hier aufzuzählen, vergönnt, zum Schlusse noch einen Blick auf das Ganze zu richten.

Woher rührt es, läßt sich fragen, daß dieses Werk, worin das gräßliche Spiel, welches das Schicksal mit dem Menschen treibt, uns so sehr demüthigt, doch zuletzt in eine Stimmung versetzt, welche die früheren Bewegungen der Furcht, des Schreckens und des Mitleidens in eine erhabene Rührung, in das Gefühl einer

hohen und würdigen Ruhe auflöset? Dieses rührt her von der Weise, wie Ottilie ihre Schuld büßt. Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards ihr Gelübde gebrochen war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entschlusse, freywillig zu sterben, rächt sie uns an dem Schicksal, so fern sie eine Kraft offenbart, die uns über dasselbe erhebt, und seinen Tücken unerreichbar macht. Denn was fesselte den, der zu rechter Zeit zu sterben weiß, was giebt es Heroisches, das ein Solcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbstentleibungen ist die Enthaltung von Speise und Trank die edelste und schicklichste, weil sie die größte Standhaftigkeit voraussetzt, und nicht als eine gewaltsame Empörung gegen die Gesetze der Natur betrachtet werden kann, sondern nur als eine ruhige Abweisung ihrer Foderungen, die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verstummt, und anfängt, sich die Nahrungsmittel zu entziehen, erscheint sie als ein überirdisches Wesen, als eine verklärte Heilige, die, ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröstend und freundlich unter ihnen einherwandelt. Sehn wir sie sprachlos unter den Ihrigen, scheint sie uns schon todt; sehn wir sie lächelnd im offnen Sarge, scheint sie uns noch lebend. Der Augenblick, wo sie stirbt, läßt sich kaum bestimmen. Wundersam mischt sich in ihr Zeitliches und Ewiges, Himmlisches und Irdisches, und Eduard, dem unter dem Einflusse so großer Ideen, so lieblicher Bilder, so süßer Erinnerungen und einer so edeln Sehnsucht das Leben verlischt, stirbt des beneidenswürdigsten Todes. 1810.

„So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitre verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab; und welch' ein freundlicher Augenblick wird es seyn, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen."

K. f. d.

---

*) Damit Niemand meine, ein solcher Glaube führe nothwendig zu einer feigen nichtswürdigen Verzagtheit, die allen Muth zum Handeln niederschlägt, und nur einer niederträchtigen Geduld zum Leiden Raum läßt, erinnere man sich der Worte des verewigten Johann von Müllers: „Sogar selten ist bey dem Ruhm des wichtigsten Mannes in der Geschichte der Ruhm des besten, und sogar oft entstehn die größten Dinge aus unvorhergesehenen Ursachen, auf daß die Nationen gewahr werden, die Wage ihrer Schicksale werde nicht gehalten von einer sterblichen Hand. Allein eben dieser Gedanke bringt frömmelnde Trägheit um Freyheit und Sieg,

1810. verblendet barbarische Völker über die Ursache ihres Verfalls, und begeistert große Männer und verständige Nationen mit alles erhellender Geistesgegenwart in Entwerfung ihrer Rathschläge und mit alles überwindender Zuversicht in Ausführung derselben."

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig. 1810, 18. und 19. Januar.

Zur Farbenlehre von Göthe. Cotta, Tübingen. 1810. 2 Bde. 95 Bogen.

Der Name des Verf. macht, wie leicht zu erachten, das deutsche Publikum aufmerksam. Göthe ist als Dichter berühmt, nun kündigt er sich als Physiker, als Naturforscher an. Die Ankündigung seines Werks mußte also große Erwartung erregen. Dennoch waren Mehrere, denen die besondern Verhältnisse des Autors bekannt waren, schon ehe dieses Buch erschien, der Meynung, daß die Wissenschaft dadurch nichts gewinnen könne. Man wußte, daß er von Mathematik gar nichts verstehe, und auch kein praktischer Physiker sey. Man wußte, daß er zu einer Schule gehöre, die eben nicht durch die Deutlichkeit und Bestimmtheit ihrer Lehrsätze glänzt; endlich hatte uns der Autor selbst in seiner Ottilie ein Probestück gegeben, nach welcher Methode er physische Gegenstände behandelt. Solchem nach war es beynahe vorbestimmt, daß die neue Farbenlehre romantisch, poetisch, und durchaus nicht prosaisch seyn würde, und daß wir weiter nichts erwarten dürften, als eine in der Kunstsprache des Transzendentalismus travestirte Erklärung der bekannten Naturerscheinungen.

Leider ist es beynahe so. In 95 Bogen hat uns der Verf. durchaus nichts Wahres, Nützliches und Brauchbares geoffenbart. Der Autor scheint in seinen Confessionen selbst zu ahnen, „daß seine Bemühungen in einer fremden Region nicht freundlich und gefällig würden aufgenommen werden." Er erzählt also, wie er dazu kam, über das zu schreiben, was er nicht versteht. Das Schwankende in den Grundsätzen des Maler-Colorits fiel ihm auf. Er kam auf den Gedanken, die Physik zu Hülfe zu nehmen, um diese Grundsätze fester zu begründen. Er las ein Compendium, und nahm sich vor, Newton's Versuche selbst zu wiederholen. Der Hofrath Büttner lieh ihm seinen Apparat; allein er kam nicht dazu, mit demselben zu experimentiren. Der Eigenthümer foderte seine

Instrumente zurück, und der Autor war eben im Begriff sie zurück- 181
zusenden, als er auf den Einfall gerieth, durch ein Prisma zu schauen. Er erwartete, der Newton'schen Theorie eingedenk, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stuffen gefärbt zu sehen; allein die Wand blieb weiß, und nur wo ein Dunkles daran stieß, zeigten sich farbige Streifen. Da wurde ihm nun alles klar. „Wenn sich, sagte er zu sich selbst, das Licht in so vielerley Farben auflöst, so muß ja auch die Finsterniß, als in Farben aufgelöst, angesehen werden". (Eine sehr romantische Consequenz.)

Nun veranstaltete er für sich Versuche, welche ihn auf die wichtigsten Entdeckungen führten. Da er aber hierin gar keine Erfahrung hatte, so zeigte er seine neuen Erscheinungen einem Physiker, und eröffnete ihm, daß sie seinen Glauben an Newtons Lehre schwankend machten. Der Physiker antwortete ihm, daß diese Erscheinungen längst bekannte, und aus Newton's Theorie sehr leicht zu erklärende Erscheinungen seyen. Vergeblich kämpfte der Autor gegen den streng orthodoxen Newtonianer; er blieb bey seinem Credo.

Der Autor experimentirte also für sich fort, suchte Theilnehmer, Mitarbeiter, und fand keine. Allenthalben gab man ihm zu erkennen, daß er keinen Beruf zu dieser Sache habe. Je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, an die er sich wendete, desto unfreundlicher war die Aeußerung ihres Widerwillens; dagegen interessirten sich Fürsten für seine Entdeckung ꝛc. Der Prinz August schenkte ihm ein achromatisches Prisma: Chemiker, Anatomiker, Philosophen, wie Loder und Schelling bothen ihm hülfreiche Hand; aber die Physiker waren unerbittlich. (Schelling, der Naturphilosoph, der Verfasser der Weltseele, der glückliche Entdecker, daß alle brennbare Körper opak sind, kein Physiker!!!) Lichtenberg brach die Correspondenz mit unserm Autor mit Unwillen ab, und so fand er sich ganz isolirt.

Da machte sich der Verf. über Newton's Optik und freute sich nicht wenig, als er das Captiose und Falsche seines ersten Experiments entdeckte. Nun drang er tiefer ein, wiederholte die Experimente. (Dieses wird dem Autor kein Physiker auf's Wort glauben, und wird zu Begründung seines Unglaubens sich auf die Kupfertafeln berufen.) Er hatte Mühe, die Newtonischen Irrwege zu durchwandern. Die Resultate dieser Bemühungen enthält der polemische Theil des Werkes. (Ganz gut! aber die argen Physiker werden gerade aus dem polemischen Theile urtheilen, daß der Autor Newton's Optik nicht verstanden habe.)

1810. Auf diese Weise kam unser Autor zur Erkenntniß, daß Newton's Theorie grundfalsch sey. Er bildete sich also eine neue Theorie, vermöge welcher er alle prismatischen Farbenerscheinungen kurz und gut (die argen Physiker werden sagen lang und nicht gut) unter der Formel der Polarität zusammenfaßte.

Da es ihm nun mit den Physikern nicht gelingen wollte, so appellirte er von ihrem unfreundlichen unpoetischen Urtheile an das größere Publikum; allein auch diese Appellation hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die Beyträge zur Optik fanden keinen Beyfall. Der prosaische Zunft- und Handwerkssinn der mathematischen Gilde verurtheilte diese Appellationsschrift zur Vergessenheit.

Dies schreckte den Autor nicht ab. Er lieferte einen zweyten Beytrag zur Optik; der Verf. wurde von der Gilde der Physiker als ein temerarius litigator abgewiesen.

Auf einen Schlag, dachte unser Autor, fällt kein Baum; auch nicht auf zwey. Er vervielfältigte und ordnete seine Versuche und Erfahrungen, bahnte sich einen neuen Weg durch die hypothetischen Irrthümer der Physiker, nahm die ausgesprochene Polarität zum Ziele, und that nun einen tüchtigen Kartätschenschuß auf die verdammten Zünftler, indem er gegen sie mit einer Revisionsschrift von 95 Bogen auftritt. Der Rec. sorgt aber, daß die unfreundlichen Handwerker und zunftgenossenen Physiker bemerken werden: man könne nicht immer durch die Inertie der Masse ersetzen, was der Kraft abgehet.

Das Volumen seines Buches vermehrte der Autor durch Auszüge aus sehr vielen Schriften und Büchern älterer und neuerer Zeiten, und so war der Verf. von der Poesie zur bildenden Kunst, von dieser auf die Naturforschung übergegangen. Man erachtet also leicht, daß der Wein, den er uns vorsetzt, einen Grundgeschmack von dem Boden haben müsse, auf dem er gewachsen ist, und daß die neue Farbenlehre keine physikalische und zunftmäßige, sondern eine romantische und poetische sey; auch waren Schiller und Schelling Handlanger bey dieser, wenigstens dem Raume nach, großen Arbeit... Hiermit könnte der Rec. seine Recension schließen, denn aus der ganzen unverfälschten Geschichtserzählung des Autors erhellt schon sattsam, welches Geistes Kind dieses Werk sey. Die transzendentalen Neuplatoniker, die Dichter werden zweifelsohne niederfallen und anbeten. Die prosaischen Zünftler, die mathematischen Handwerker werden an den Confessionen übergenug haben, und das Buch ungelesen dem Buchhändler remittiren.... Der Rec. gehört nicht zur Gilde der Neuplatoniker, allein er gehört auch nicht zu den

blinden An- und Nachbetern Newton's; er kann also nicht umhin 1810.
zu erkennen, daß die Klagen des Autors über die Physiker und Mathematiker nicht ganz ungerecht seyen, und daß sein Buch dennoch einige ganz prosaische, aber eben darum ganz ephemer in demselben erscheinende Wahrheiten enthalte. Hr. Göthe hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, man brauche eben kein Mathematiker zu seyn, um Newton mit Grund widersprechen zu können; denn Newton's Rechnungen gründen sich auf Versuche. Ob nun diese Versuche wahr seyen, oder nicht, darüber kann Jeder urtheilen, der gute, durch keine systematische Vorurtheile geblendete Augen hat. Nun trete Der auf, der sagen kann, er habe Newton's Versuche gerade so wiederholt, wie er sie angiebt; er habe mit dem Maaßstabe in der Hand Newton's Rechnungen revidiret. Es ist also allerdings wahr, daß wir Newton's Versuche auf Treu und Glauben annehmen. —

(Folgen Bemerkungen über die Newton'sche Theorie.)

— Man muß, wenn man über Gegenstände der Physik und Mathematik für das große Publikum schreibt, rein prosaisch, und durchaus nicht romantisch schreiben; das große Publicum, an welches Hr. Göthe appellirt, besteht aus prosaischen Menschen, die nur 5 Sinne haben, und die somit nicht zu der privilegirten Kaste der sechssinnigen Natur-Philosophen gehören.

Diese von der Natur stiefmütterlich behandelten Menschen urtheilen über die sublimen Lehren der Transzendental-Philosophie, wie der Blinde über die Farben, und lächeln, ihren beschränkten Einsichten gemäß, wie über Tollhäuslergeschwätz, wenn sie von der Polarität der Farben hören, oder auf Stellen, wie folgende gerathen: das Schwarze ist der Repräsentant der Finsterniß; das Weiße ist der Stellvertreter des Lichts. (Hr. Göthe vergaß das Sprüchwort, daß in der Finsterniß auch die weißen Kühe schwarz sind.)

Zum scientifischen Kauderwälsch wird der prosaische Leser Stellen rechnen, wie folgende:

§. 47. Wir werden die physiologischen Farben zuerst bey'm Abklingen farbenloser blendender Bilder, so wie auch bey abklingenden farbenlosen allgemeinen Blendungen gewahr.

§. 48. Wie von den farbenlosen Bildern, so bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge; nur daß uns die zur Opposition aufgefoderte, und durch den Gegensatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anschaulicher wird.

Wie kann sich ein in den Mysterien des Neuplatonismus

1810. uneingeweihter Lage etwas Kluges denken, wenn Hr. Göthe schreibt, daß die Farben durch ihren Gegensatz hervorgerufen werden, §. 50, daß Gelbe das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt fodere? Wie kann er ihm auf's Wort glauben, daß ihm ein blendend weißes Mädchen in der Dämmerung kohlpechrabenschwarz erschienen sey? woraus er schließt §. 53, daß ihm eine Mohrin in der Dämmerung blendend weiß erscheinen würde.

Hr. Göthe scheint ganz vergessen zu haben, daß der Physiker Thatsachen und keine Träume zur Grundlage seiner Systeme und Hypothesen nehmen müsse. Er kann zwar darauf erwiedern, warum soll mir nicht erlaubt seyn, was Anderen erlaubt ist? Worauf gründet sich denn das Vorrecht der Träumereyen Newton's, für Glaubens-Artikel zu gelten, während man die meinigen, die um kein Haar schlechter sind, unter den Tisch wirft? Ist die siebengradige Farbenleiter nicht eine apokalyptische Träumerey? Um was sind die Launen und Anwandlungen der Farbenstrahlen besser, als meine Herausfoderungen? meine abklingenden Bilder und Blendungen? Warum soll mir das weiße Mädchen in der Dämmerung nicht schwarz erschienen seyn, da doch die Newtonianer bey'm hellen Tag den gelben Sonnenstrahl weiß sehen? Warum schreyen denn die Poeten nicht gegen Newton, da sie doch einstimmig singen, Phöbus habe goldene Haare, die Sonne vergolde die Berge? Warum erheben die Chemiker nicht ihre Stimme, da sie doch die Sonne zum Sinnbilde ihres Goldes machen? Werden denn palpable Absurditäten wie ungerechtes Gut durch hundertjährigen Besitz als erwiesene Wahrheiten unter der Garantie der Akademien verjährt? Was kann die mathematische Brühe, in der er nur seine Träume auftischt, erweisen, wenn die Versuche, auf die er seine Rechnungen baut, falsch sind?

Alles wahr! aber es ist nicht weniger wahr, daß wir nichts dabey gewinnen, wenn wir Träume gegen Träume umtauschen. Von allen Träumen, die seit Plato über Licht und Farben geträumt worden sind, sind doch die Newtonischen die zusammenhängendsten, die wahrscheinlichsten. Er mag sich irren, aber er spricht seine Meynung deutlich und bestimmt aus. Man versteht, was er sagt; man kann seine Versuche wiederholen, seine Gründe prüfen, wo hingegen des Hr. Göthe Farben-Trias, Farben-Polarität ꝛc. ꝛc. als ein Vacuum bombinans in spatio et comedens secundas intentiones den sinnlichen Physikern erscheint.

Hätte der Recensent, wie so manche Andere, ein Wohlbehagen

an der Auffindung von Fehlern und Mißgriffen, so gäbe ihm der polemische Theil dieser Farbenlehre, aus der nichts Gutes zu lernen ist, zahllose Gelegenheit sein Aristarchen Kitzel zu befriedigen; allein wo in den Ideen weder Bestimmtheit noch Zusammenhang ist, da ist auch keine Berichtigung, keine Widerlegung möglich. Der Rec. beschränkt sich demnach auf die strenge Pflicht, den Lesern en gros anzukündigen, was sie in diesem Buch finden werden. Was er hierüber sagte, wird hinreichen, um den Neuplatonikern zuzusichern, daß diese 95 Bogen ein wahrer Seelenschmauß für sie seyn werden; die sinnlichen Menschen werden aber hieraus abnehmen, daß da keine Weide für sie sey. 1810.

Hr. Göthe erlaube seinem Recensenten, der ihm als Dichter den Zoll des verdienten Lobes eben so wenig als irgend ein deutscher Mann vorenthält, folgende gar nicht unfreundliche Erinnerungen. Wer über mathematische und physische Gegenstände schreiben will, muß sich mit einem heitern und ruhigen Kopfe an seinen Schreibtisch setzen. Wer auf dem Pegasus reitet, und aus den castalischen Quellen trinkt, der mag auf seinem Sattel eine Physik für idealische Welten schreiben. Auf unserer gemeinen prosaischen sublunarischen Welt ist aber ein physikalischer Roman nicht brauchbar. Die wirkliche palpable Welt und die Verhältnisse ihrer Erscheinungen lassen sich ein für alle Mal nicht mit Jamben ausmessen. In der idealistischen Welt mögen die Herren Dichter und Transcendental-Philosophen ihre Rößchen nach Herzenslust herumtummeln.

<u>Neue Oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung. München, 1810, 5. July.</u>

Auszug aus einem Schreiben des Herrn Doctor Mollweide.

Halle, am 5. Juni 1810.

— Man arbeitet jetzt von mehrern Seiten darauf los, die Newtonische Farben-Theorie umzustoßen. Besonders hat Herr von Göthe dies sich recht angelegen seyn lassen, indem die zweyte Abtheilung des ersten Bandes seiner neu erschienenen Farbenlehre ganz auf jenen Zweck gerichtet ist. Sollten Sie das Werk einmal durchgehen, so werden Sie nicht versäumen, bey dem polemischen Theile Newton's Optik selbst zur Seite zu legen. Herr von Göthe verlangt dies ausdrücklich von seinen Lesern, und es ist auch in der That nöthig, weil man sich nicht überall auf die Uebersetzertreue

1810. des Hrn. von Göthe verlassen darf. Hier haben Sie den Beweis davon.

S. 406. Nro. 90 läßt Herr von Göthe Newton sagen: „Die verschiedene Größe der Oeffnung in den Fensterladen und die verschiedene Stärke der Prismen, wodurch die Strahlen hindurch gehen, machen keine merkliche Veränderung in der Länge des Bildes.“ Ich traute meinen Augen kaum, als ich dies las, indem ich mir unmöglich vorstellen konnte, daß Newton behaupten könne, eine Verschiedenheit in dem brechenden Winkel des Prisma — denn nur so und nicht anders kann man den Ausdruck: die verschiedene Stärke der Prismen deuten, und so erklärt ihn Herr von Göthe in dem Folgenden selbst — bringe keine Verschiedenheit in der Länge des Farbenbildes hervor, ein Fehler, den ich kaum einem meiner Schüler in der Mathematik verzeihen würde. — Ich werde nächstens eine ausführliche Prüfung der Götheschen Farbentheorie und eine Vertheidigung der Newton'schen besonders bekannt machen.

F. von Zach, Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Gotha, 1810, Julius, pag. 91—93.

Zur Farbenlehre, Herausgegeben von Göthe. Im Verlag der Cottaischen Buchhandlung in Tübingen 1810. 2 Bde.

Noch wichtigere Gründe, als zur kritischen Würdigung der Farbenkugel vom Maler Hrn. Runge, fordern auch jetzt mich auf, Göthe's: zur Farbenlehre, in Beziehung auf Kunst in seine gehörige Ansicht zu stellen.

Da meine Farbenlehre sammt dessen Farbensystem nun durch manche, theils leicht, theils schwer zu errathende Ursachen später als genanntes Werk öffentlich erscheinen wird, und ich als Schriftsteller von mindrer Zelebrität in der nämlichen Materie, bey unzähligen Stellen meines Werkes als Nachschreiber von Göthe angesehen werden könnte, so ist es nothwendig, daß ich das eigne Kollisionsverhältniß zwischen ihm und mir bekannt mache.

Schon im Jahre 1797 ist im Berliner Archiv der Zeit ein Aufsatz von mir erschienen, unter dem Titel: Aussicht zu einer Farbenlehre, für alle Gewerbe, die ihre Arbeiten mit Farbe verzieren, oder karakterisiren wollen, zur Grund-

lage einer Färbungslehre für die Maler. Dies zeigt schon 1810.
deutlich, daß ich, nachdem ich die einzig wahren Grundlinien eines Farblehrgebäudes in Beziehung auf Kunst und Aesthetik erfunden hatte, sie sogleich auch aus Liebe für die Kunst gerad und treulich mitgetheilt habe, um jeden, der berufen dazu sich fühlt, auch ohne Verbindung mit mir, in die einzig wahre Richtung zu stellen, von welcher aus dem schon so lange ausgesteckten Ziele zugleich mit mir näher zu kommen sey. Ferner, nach schon vieljährigen Arbeiten in diesem Beruf, habe ich im Mai des Jahres 1806. eine kleine Druckschrift: Meldung einer Farbenlehre und eines Farbensystems herausgegeben. Auf einen Brief endlich von Hrn. geheimen Rath Baron von Göthe vom 19. Oktober 1807, der in einer dritten öffentlichen Mittheilung meiner Arbeiten in dieser Materie unter dem Titel: Erklärende Ankündigung einer Farbenlehre und des daraus entstandenen Farbensystems 1810, wörtlich abgedruckt steht: (in welchem Brief der Hr. geheime Rath unter anderem sagt): „daß der Aufsaz im Archiv der Zeit, schon „damals seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hätte, und daß er „wünsche mit mir in einige Verbindung zu kommen. Ferner, da, „wie aus jenem Aufsaz erhellt, und er abermals von H. N. N. „vernahm, ich aus meinen Ansichten eben kein Geheimniß machte; „so wünschte er, daß ich ihm nur kürzlich die Hauptmaximen mit„theile, in welchen meine Ueberzeugung sich konzentrirt." Auf diesen Brief nun war ich eitel genug mich zu freuen, daß ich die Aufmerksamkeit eines so großen Mannes auf mich gezogen habe. In der nämlichen Stunde also, nachdem ich den Brief gelesen hatte, sezte ich mich hin um seinen Wunsch zu erfüllen. Meine Antwort*) enthielt beinah zwei Bogen, in welchen ich so umständlich und deutlich als möglich, mit mühsam aufgebildeten Skalen und Tabellen das ganze Schema meines Werkes vortrug; wozu ich noch die kleine Druckschrift: Meldung einer Farbenlehre beifügte, dessen Empfang er aber mir nicht einmal durch seinen Sekretär notifiziren ließ, daß er jedoch dies Packet erhalten, weiß ich, weil ich zuversichtlich erfahren habe, daß er an einen hier wohnenden, gleichfalls berühmten Gelehrten geschrieben hatte: er verstehe mich nicht ganz. Kurz darauf schickte ich auch ein noch ausführlicheres Schema und eine umständlichere Uebersicht an den Buchhändler Hrn. Cotta,**) als Beitrag zu seinem Morgenblatt, was er mir aber erst nach Verlauf von fünf Wochen unbenuzt zurück sandte. Aus allen diesem, und da auch meine erklärende Ankündigung u. s. w. um mehr als einen Monat früher erschien, als das Werk: zur

1810. Farbenlehre hier ankam, ist klar, daß ohngeachtet ich in so Vielem mit dem Verfasser in Beziehung auf Kunst übereinstimme, ich ihm nicht nachgeschrieben habe.

Bei Gelegenheit dessen, was ich nun von dem: zur Farbenlehre in Beziehung auf Kunst zu sagen nöthig finde, werde ich auch einiges der sogenannten Rezension in der oberdeutschen Litt. Zeitung vom 5. Juli d. J. berühren. Dieser ganze Aufsaz scheint mehr eine unreife Frucht niedrer Parteisucht, als von hinlänglicher Kenntniß der Materie bemeldten Werkes erzeugt zu seyn; denn es wird in demselben auch nicht die kleinste Irrung des Verfassers gründlich angezeigt, viel weniger eine die Irrung ersezende Wahrheit an die Stelle gesezt.

Als Laye in jeder Wissenschaft nach ihrer Schulform, kömmt es mir nicht zu, gemeldtes Werk nach seiner wissenschaftlichen Tendenz zu beurtheilen; aber als erfahrner Farbkundiger habe ich einige Farberscheinungen, ähnlich denen, die der Verfasser in psychologischer Hinsicht mit Farbabklingen und Farbefodern bezeichnet, in meiner Farbenlehre in reiner Beziehung auf Kunst und Aesthetik beschrieben und angewandt; und habe die Richtigkeit dieser Art Phänomene, die der Verfasser so klar und deutlich beschreibt, auch nach meiner Ansicht als richtig und wahr erwiesen. Der Verfasser sezt zum voraus, daß jeder Mensch von höherer Bildung die Naturereignisse kennt, die ihm zu dieser Benennung, in analoger Rücksicht, Anlaß gegeben. Da aber, wie gedachter Rezensent, durch seine äußerst auffallende Rezension es beweißt, dieß nicht vorauszusezen ist, so will ich die zwei Naturereignisse beschreiben, die den Verfasser zu diesen Benennungen mögen veranlaßt haben.

(Folgt längere Abhandlung.)

— Nach allen diesen Bemerkungen bleibt es ausgemacht, daß der Verfasser vorliegenden Werkes den wärmsten Dank von der Kunst sowohl als von der Wissenschaft verdiene. Für die erstere hat er nun mit seiner, auf wahres Verdienst sich gründenden, und allgemein anerkannten Autorität, der gebildetern Welt im Ganzen, und den Künstlern insbesondere erwiesen, daß eine Farbenlehre und deren Farbensystem der Kunst bis jezt noch gänzlich fehlt, ungeachtet sie ihr so wesentlich nothwendig ist. Der Verf. hat so deutlich, wie es noch nie geschehen ist, angezeigt, was für Vortheile der Wissenschaft in allen ihren Abzweigungen aus einer Farbenlehre entstehen. Höchst rühmlich ist die Präzision und Deutlichkeit, mit der er alle die mühsam sich erworbenen Erfahrungen und unzählige

Versuche in Beziehung auf diese Materie vorträgt, wovon selbst das meiste noch ungekannt, oder doch noch nicht nach seinem Werthe gewürdigt war. Eben so lobenswerth und verdienstvoll ist sein Bemühen, womit er alles, was in dieser Angelegenheit von allen uns bekannten Nationen, und in uns bekannten Zeiten geleistet worden ist, sammelte, prüfte und ordnete. Wie sehr ist es zu bewundern, daß ein Mann von so schönem Geiste, dessen Thätigkeit bisher nur gewohnt war, in den freyern Regionen einer dichterischen Phantasie sich herumzutreiben, nun auch aus Liebe zur Wahrheit und Wissenschaft, zur Natur und Kunst, viele Jahre hindurch so abstrakten und großentheils so trockenen Arbeiten mit beinahe beispielloser Beharrlichkeit sich freywillig unterzogen hat. Wer kann so fünffinnig seyn, ihn deßwegen nicht als einen ganz vorzüglichen Menschen zu lieben und zu achten? 1810.

Wenn ich vielleicht aus Empfindlichkeit wegen des eigenen Verhältnisses, in dem ich zum Verfasser stehe, nicht alles Schätzenswerthe, was er in Beziehung auf Kunst in diesem Werke geleistet, hinlänglich erkannt, oder einige Berichtigungen seiner irrigen Sätze in einem zu grellen Tone vorgetragen habe; so bitte ich um Nachsicht, und ersuche Ihn freundlich, das, was er gegen mich versehen, in die andere Wagschale der Aussöhnung zu legen.

Mathias Klotz,
königl. baierischer Hofmaler.

*) In welcher ich ihm meine Mitwirkung zu einer Farbenlehre, auf jede ihm selbstbeliebige Bedingung anbot.

**) Von dem ich nicht wußte, daß er schon mehrere Werke des H. G. R. verlegt, und das schon lange erwartete, jezt erschienene Werk auch als Verlagsartikel aus seiner Buchhandlung kommen werde.

Kritischer Anzeiger für Litteratur und Kunst, München, 1810, 28. Juli, 4., 11. und 18. August.

Göthe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen mit Musik von J. F. Reichardt. Erste Abtheilung: Lieder (S. 50). Zweite Abtheilung: Vermischte Gesänge und Declamationen (S. 63). Dritte Abtheilung: Balladen und Romanzen (S. 29). Leipzig bey Breitkopf und Härtel. (5 Rthlr.)

Wenn ein Meister des Gesanges ein einzelnes Werk der echten Dichtkunst mit seinem Saitenspiele begleitet — was wohl seltner ist, als man gemeinhin glaubt — so lauscht entzückt das Ohr des

1810. Hörers der schönen Vereinigung, und dem aufmerksamen Beurtheiler wird die anziehende Betrachtung über die wechselseitige Beziehung jener verwandten Künste von selbst dargeboten. Noch größere Aufmerksamkeit und Erwartung muß es erregen, wenn ein berühmter Tonkünstler die lyrischen Gesänge eines einzelnen, von Allen gefeyerten Dichters in seine Kunst überzutragen unternimmt, wie dieses Reichardt hier mit einem großen Theile der lyrischen Werke des ersten deutschen Dichters, den wir mit Stolz zu unseren Zeitgenossen zählen, gethan hat. Ein solches Unternehmen entschuldigt nicht nur, sondern verlangt sogar eine umfassendere Betrachtung. Weil aber der Raum und der Zweck dieser Blätter uns hierin eine Beschränkung auflegen, so begnügen wir uns die Reichhaltigkeit und Fülle der sich bey dem vorliegenden Werke darbietenden Untersuchungen bloß anzudeuten, und dann mit der Beurtheilung des Einzelnen zu schließen.

Zuerst drängt sich die Frage auf: welche Gedichte sind musikalisch, besonders im Sinne der Tonkünstler, sowohl ihrem Wesen, als ihrer Form nach? Ist nicht vielleicht das echte Gedicht, schon weil es seiner Natur nach etwas organisch Geschloßenes ist, einer noch höheren Schönheit, weil es selbst schon himmlischer Wohlklang ist, eines höheren Wohlklanges nicht fähig? Was kann man überhaupt dem Gedichte noch geben, das an sich betrachtet selbstständig ist? Ferner, wenn der Tonkünstler dem Dichter, wie am Tage liegt, wenn er ein Werk desselben zur Composition auswählt, folgen soll, in wiefern darf sein noch eigenthümlich genannt werden neben der Originalität des Dichterwerkes, welches er behandelt?

(Folgt ausführliche Beantwortung dieser Fragen.)

Wir gehen nun zur Beurtheilung des Einzelnen. I. Abtheilung: 1) Selbstbetrug, leichtscherzende Melodie, doch leichter für Instrumente z. B. Violine auszuführen, als für den Gesang. 2) Der Musensohn, gefällig und leicht. Man wähle zwischen dieser und der sinnigen Melodie von Wilh. Schneider. 3) Der neue Amadis, kindlich. Vielleicht wäre statt B die Tonart C noch günstiger. 4) Wechsellied zum Tanze, einfach und wahr, vorzüglich die Melodie der Zärtlichen sehr schön gesetzt. Interessant ist es, wie dieses Lied von Verschiedenen verschieden genommen worden ist. S. Wilh. Schneider, und Amad. Wendt's Lieder (b. Breitkopf u. Härtel.) 5) Verschiedene Empfindungen an einem Platze. Eine Reihe lieblicher Gemälde, sehr wahr

empfunden. Kanne's Composition ist reicher, besonders in der 1810.
Begleitung, aber zu opernmäßig. 6) Wechsel, sehr glücklich getroffen und meisterhaft declamirt. 7) Haidenröslein, unnachahmlich naiv. 8) Der Abschied, unschuldig rührend. 9) Weltseele, kräftig dithyrambisch. 10) Nachgefühl, kalt, gewöhnlich, ohne Bedeutung. 11) An die Erwählte, edel. Das Einzige ist zu bemerken, daß, wie in vielen andern Liedern, welche der Componist im Charakter des Basses gesetzt zu haben scheint, die Begleitung hie und da nicht zu hoch in den Discant hinauf gelegt seyn sollte. 12) Die schöne Nacht. Dieses Lied scheint uns von dem Componisten vergriffen zu seyn; es ist zu ernst und schwer genommen, und der höchst naive Schluß des Gedichts gar nicht beachtet worden; übrigens hemmt auch der matte Ausdruck der Worte: „Zephyr meldet ihren Lauf" den Fluß dieser an sich melodischen Composition. 13) Die Erinnerung. Dieser zur Composition kaum geeignete Spruch ist äußerst unbedeutend genommen worden. Die steife Ausweichung, welche den Nachsatz beginnt, trennt das Ganze in zwey Theile. 14) Neue Liebe, neues Leben. Zwey Melodieen. Die ältere bloß declamirt, die neuere fließender. Doch scheint der letzte Vers besonders anzuzeigen, daß das Ganze zu ernst genommen worden. 15) Am Fluße, innig und einfach. 16) Willkommen und Abschied, kalt. Gesang und Begleitung holperig und einförmig. 17) An Belinden, zwey Melodieen. Im Ganzen gefällt uns die ältere (auch in der Tonart), im Einzelnen die neuere besser. 18) Schäfers Klage, einzig schön. 19) Nähe des Geliebten, anspruchslos. Doch möchten wir Himmels Melodie vorziehen. 20) Frühzeitiger Frühling, lebhaft forteilend. 21) Abschied; nicht schalkhaft genug, übrigens muß die Musik in der mittlern, langen Zeile des Gedichts den Worten mühsam nachlaufen. 22) Bundeslied. Zwey Melodieen. Wir geben der ältern den Vorzug, da die zweyte gegen das Ende weniger behaglich fortrücken will. 23) Wonne der Wehmuth, gefühlvoll declamirt. 24) Dauer im Wechsel, frey und gesangvoll. 25) Tischlied, körnig, mit komischem Pathos. 26) Geistesgruß, schauerlich dumpf. 27) Zum neuen Jahr, unbedeutend, mit einem leyernden Basse. 28) Erster Verlust, klagend, monoton, in dem Style wie oben 14, Nro. 1. 29) Wer kauft Liebesgötter, passend. 30) Die glücklichen Gatten, zwey Compositionen, äußerst verschieden genommen. Die erstere scheint uns glücklicher. Bey der zweyten kann die Melodie, welche aus D-dur geht, in den vier ersten Gliedern nicht aus A-dur heraus-

1810. kommen. Für eine Melodie scheint übrigens der Text zu viele Verse und eine zu große Mannigfaltigkeit zu haben. 31) An die Entfernte, kläglich monoton, in der Art wie 28. 32) Trost in Thränen, einfach und entsprechend. 33) Notturno, gesangreich, nach italienischer Weise. 34) Sehnsucht, tiefgefühlt und gesangvoll fortschreitend. 35) Sorge, ganz vergriffen, schwerfällig, kalt, in der Art wie Nro. 13. Uebrigens mußten in dieser leichten spielenden Reflexion des Dichters die Gegensätze glücklich und klug mehr gehoben werden, wenn sie nun einmal componirt werden sollten. 36) Anliegen, leicht, wie 33. 37) Vom Berge. Von diesem Texte gilt wie von einigen vorhergehenden, daß der Reitz, welcher in der Kürze und in dem naiven Gegensatz des leicht ausgesprochenen Gedankens beruht, durch Fixirung in der Composition verloren geht, indem der musikalische Ausdruck alles langsamer und mit größerem Nachdruck sagen muß. 38) An Mignon. Zwey Compositionen, wovon die erstere allzu leer, die zweyte sehr sangbar ist (der Begleitung im 9. und 10. Takte könnte leicht etwas nachgeholfen werden). Wir ziehen die zelter'sche Composition beyden vor. 39) Künstlers Morgenlied und 40) Künstlers Abendlied, kräftig und mit Verstand. Im ersteren Stücke aber ist es unangenehm, den Vers mitten in der Periode musikalisch schließen zu müssen, was im Sprechen nicht so auffällt. 41) An den Mond, ohne Tiefe. Himmels Composition ist ohne Vergleich zarter und gefühlter. 42) Einschränkung, monoton und ohne Leben. Von dem Texte gilt dasselbe, was wir bey 37 erinnert haben. 43) Maylied. Einmal läßt sich wohl diese gar zu einfache Composition singen, mehrere Male aber nicht ohne Mißvergnügen. (Ungleich lebendiger und frischer ist Beethovens Composition, so daß man den Declamationsfehler am Ende wohl verzeihen mag). Dasselbe gilt von 44) Mit einem gemalten Bande. 45) Wandrers Nachtlied. Zwey Compositionen. Wir glauben der letzteren, welche für vier Stimmen gesetzt ist, vor der unbeholfenen und unmelodischen ersten den Vorzug geben zu müssen. 46) Jägers Nachtlied, einzig, und in ihrer Einfachheit und Naivetät der sich äußerst einschmeichelnden Composition Himmel's vorzuziehen. 47) Rettung, komisch, wie es gedacht ward. 48) Vanitas vanitatum, brav, gemächlich lustig. 49) Christel, vielleicht nicht lebhaft genug. 50) Frühlingsorakel, scherzhaft, lieblich. 51) An Lina, glücklich getroffen.

II. Abtheilung: 1) Kophtisches Lied, pathetisch; die Baßstimme, für welche es gesetzt ist, scheint uns ohne Noth zu sehr

herum zu schreiten. 2) Muth, kühn, doch möchten wir nicht für den Satz gutsagen. 3) An Lotte, innig gefühlt. 4) Herbstgefühl. Wer sich dieses lebenswarme Gedicht richtig vorzudeclamiren weiß, der wird bewundern müssen, mit welchem unnachahmlichen Ausdruck R. es musikalisch wiedergegeben hat. 5) Erkanntes Glück, meisterhaft declamirt. 6) Meeresstille und glückliche Fahrt. Nach unserer Einsicht bilden diese beyden verbundenen Momente in R.'s Musik keinen guten Gegensatz. Ja, wir möchten hier dem Componisten den ihm seltenen Vorwurf machen, in die erstere Partie zu viel Melodie gelegt zu haben; sie scheint eher Ruhe als Meeresstille auszudrücken. 7) Rastlose Liebe. Zwey Compositionen; beyde meisterhaft, voll Bewegung und Drang. Die ältere möchten wir, weil sie uns gedrängter erscheint, noch vorziehen. Wir kennen außerdem eine sehr glückliche Composition von Harder. 8) Einsamkeit, bloß declamirt. 9) Auf der See, frisch. Im letzten Satze ist vielleicht die Begleitung zu einförmig, und die Worte: Die beschattete Bucht haben einen falschen Nachdruck erhalten. 10) Süße Sorge, zu schwer. S. oben Nro. 37 I. Abth. 11) Prometheus, riesenkräftig. Hier erscheint R's Declamationskunst in ihrem höchsten Glanze, und kein Tonkünstler unserer Zeit mag sich rühmen, es ihm in dieser Gattung vorthun zu können, er erscheint ein Sänger aus Hellas. 12) Rhapsodie, (aus der Harzreise) meisterhaft declamirt, doch weniger entsprechend. 13) Gott (aus Faust) großartig. S. 11. 14) Ganymed, im Ganzen vortrefflich declamirt, doch fliegt der Text der Musik zuvor. 15) An Lida, unvergleichlich declamirt. 16) Nähe, naiv. 17) Herzog Leopold von Braunschweig; (einstimmig) kräftig und edel. 18) 19) 20) 21) Aus Alexis und Dora. Wir müssen es tadeln, Stücke aus dem Zusammenhang eines Gedichtes auf diese Weise herauszureißen, da nur das Ganze in die gehörige Stimmung versetzen kann; sonst finden wir auch hier eine meisterhafte und edle Declamation, welche Componisten und Sängern zum Studium dienen kann. 22) Felsen stehen gegründet (aus Euphrosyne), vierstimmig. Ein herzerhebender, geisterstimmiger Gesang, welcher für sich steht. Von 23) gilt, was wir bey Nro. 18 ꝛc. bemerkt haben. Wie der bildende Künstler aus dem Gedicht die sprechendsten Momente herausnimmt, so thue dies auch der Tonsetzer, doch muß sein Text auch ein Wortganzes bilden. 24) Lied der Parcen, (aus Iphigenia.) Feyerlich, gewaltig. 25) Aus Proserpina, siehe 23; auch sind die componirten Sätze des Gedichts noch durch Ritornells getrennt und ausgedehnt. 26) 27)

1810.

1810. Aus Lila. Beyde stehen für sich. Das erstere frey und stolz, das letztere (dreystimmig gesetzt) sehr angenehm. 28) Dreystimmiger Gesang mit Fortepiano-Begleitung, aus dem Vorspiele: Was wir bringen. Lustig, zart. 29) Klärchens Lied aus Egmont, herzinnig. 30) Ein anderes aus Egmont, munter und frisch. Aus Wilhelm Meister folgende: 31) Sehnsucht, gegen Beethovens einfachrührende Melodie zu schwer. 32) Der Sänger, einfach prächtig. 33) Italien, mit unerreichtem Ausdruck, besonders am Ende. 34) Klage, scheint uns nicht getroffen zu seyn, auch ist die Melodie nicht anziehend. Mehr ist es 35) Einsamkeit. 36) Die Nacht, leicht hingenommen, wie es seyn mußte. 37) Das Geheimniß, mit Sinn. 38) Mignons letzter Gesang, ein würdiges Seitenstück zu 33. 39) Eine andere Melodie zu dem Text von 31; einfacher und entsprechender. 40) Letztes Lied des Harfenspielers, weit inniger und rührender als das vorhergehende. 50) Philomele, meisterhaft declamirt, und die Schwierigkeit des Hexameters möglichst besiegt. 51) Warnung, schalkhaft, nur die Begleitung vielleicht zu einförmig.

III. Abtheilung: 1) Das Veilchen, unschuldig-froh (mit Waldhornbegleitung). 2) Erlkönig. Unter allen Compositionen dieses Textes, welche uns bekannt geworden sind, die beste, wenn sie gleich unserm Ideale nicht ganz entspricht. 3) Der Fischer. Bey dieser Composition scheint R. in seiner Simplicität zu weit gegangen zu seyn. Wir finden diese Composition gegen andere — z. B. Kanne's gehalten, wirklich unbedeutend und matt, und die Bewegung des Wassers, welche den schauerlichen Hintergrund dieser Romanze macht, nicht einmal angedeutet. 4) Die Spinnerin, volksmäßig naiv. 5) Der Edelknabe und die schöne Müllerin, lebendigspielendes Gespräch, meisterhaft declamirt bis auf den „Mittag". 6) Das Blümlein Wunderschön (durchcomponirt.) Nach unserer Einsicht hat, trotz der meisterlichen Declamation, der Blumenduft, welcher in diesem Text weht, an seiner Lieblichkeit und Zartheit etwas verloren. Der Kenner vergleiche diese mit Zumsteeg's und Wendt's Compositionen. 7) Der untreue Knabe, erzählungsmäßig, erwartungsvoll. 8) Der König von Thule, zu kirchlich, schwer und nach unserer Meinung nicht volksmäßig genug. 9) Der Junggesell und der Mühlbach. Lieblicher und das Gehör ansprechender scheint uns Zelters Melodie, nur daß sie auf alle Verse gesungen werden muß. In letzterer Hinsicht ziehen wir Kannes Composition noch vor. 10) Der Müllerin Verrath, mit komischem Groll. 11) Der Müllerin

Neue. Liebliches Liebesgespräch. Die Melodie der Müllerin S. 26 bis 27 könnte noch etwas bedeutender seyn. 1810.

Wer möchte nicht wünschen, daß R. dieser Sammlung noch eine Fortsetzung folgen lassen, und besonders die Braut von Korinth uns darin geben möge? — Druck und Aeußeres dieser Sammlung ist der Härtel'schen Offizin würdig. A. Wd.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur für Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst, Heidelberg, 1810, 2. Band, 16. Heft, pag. 356–371.

Zur Farbenlehre, von Göthe. Erster Band. Nebst einem Hefte mit sechzehn Kupfertafeln XLVIII u. 654 S. Zweyter Band XXVIII u. 757 S. 8. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1810. (15 fl.)

Selbst hier, bey ganz wissenschaftlicher Untersuchung, sollte er sogar darin im Irrthum seyn, verläßt den Verf. sein Genius nicht. Welche Schönheit, Nettigkeit, Reinlichkeit in Sprache und Darstellung. Wir wollen seiner Lehre selbst folgen und ihre Absicht mit des Verf. eignen Worten nennen.

(Folgt Inhaltsangabe des ersten Bandes.)

So weit der erste Theil. Finden wir hier gleich nicht viel neues; bleibt gleich das gesagte in Einzelheiten auseinander gezogen, so daß der weitläuftigen Lehre Concentration fehlt; ist gleich das meiste anstatt voller Darstellung nur compendienartig angedeutet: so sammeln uns doch diese Andeutungen einen Reichthum von Ansichten für die Farbenlehre, wodurch ein jeder überzeugt werden muß, wie sehr die gleichsam physische Betrachtung der Farbe in unserer Physik neben der mathematisch-optischen Lehre von der Bewegung der Lichtstralen vernachläßigt worden ist. Jeder Kundige aber wird zugeben müssen, daß Newtons Farbenlehre nur das letztere in Anspruch nimmt, und also mit der göthischen nur durch Verwechselungen hat in Streit gerathen können.

Diese Verwechselungen führen nun den Verf. durch die ganze zweyte Hälfte des ersten Bandes in der Irre herum. Er giebt hier eine ausführliche Polemik gegen Newton, indem er dessen Optik fast Satz für Satz folgt. Glücklicherweise haben wir nicht

1810. nöthig, uns auf diese Weitläuftigkeiten einzulassen, denn die eigentliche Streitsache ist so einfach, daß uns das auffallende dabey nur bleibt, wie der Verf. unter allen seinen ihm nachsprechenden naturphilosophischen Freunden nicht einen gefunden, der soviel von Mathematik wußte, um ihm seinen Mißgriff deutlich machen zu können.

(Folgt Inhaltsangabe des zweyten Bandes.)

— Seine Vernachlässigung der Mathematik wird leider wohl manchem deutschen Naturforscher zum Trost gereichen, aber seiner didaktischen Darstellung wird die Wissenschaft eine lebendigere Behandlung der Farbenlehre danken.*)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur, Heidelberg, 1810, 4. Abtheilung. 7. Heft, pag. 289—307.

Pandora von Göthe. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810. Wien und Triest, in der Geistingerschen Buchhandlung. 64 S. Mit 4 Umrissen. (1 Rthl.)

Die alte Fabel ist in diesem Werk hier mehr, hier weniger leise umgeformt und erweitet, und in das Ganze ein durchaus neuer Sinn gelegt worden, größer und schöner, als uns irgend ein neu umgedeuteter Mythus darbietet.

(Folgt Erzählung des Inhalts.)

— So tiefsinnig der allegorische Inhalt erfunden ist, eben so klar und lebendig sind die Charaktere und das Historische, worin diese Bedeutung niedergelegt ist, ausgeführt; ja, das mehr plastische und malerische Talent, wodurch dies bewirkt worden, und unser Interesse an den erscheinenden Gestalten und deren Composition und Bewegung ist so groß, daß sie fast das mehr Poetische zu überwiegen, oder unabhängig von der Allegorie durch sich selbst uns ganz in Anspruch zu nehmen scheinen könnten. Sind die Figuren in einem allegorischen Poem bloße Luftgestalten ohne Charakter und Natur, so können sie uns nur durch den Begriff, nicht durch ihr Seyn ergötzen, sie sind für die Kunst hinfällige Wesen, mehr ein Spiel, worin philosophische Ideen geübt werden. Nur wenn sie durch den Dichter vielbelebtes, gediegenes Wesen und

*) Verfasser: Jacob Friedrich Fries, Professor in Heidelberg.

reiche Individualität erhalten, wird durch sie die Idee eigentlich 1810.
mit Gestalt bekleidet, die sonst ewig nackt und unanschaulich bleibt. Es müssen also nothwendig viele Züge eingemischt werden, die für den allegorischen Sinn entbehrlich, aber für die sinnliche Wahrheit und Schönheit der Personen und der Handlung wesentlich sind, ohne jedoch jenen zu verwirren und zu verletzen; kurz, es darf nicht alles sichtbar in der Allegorie aufgehen, die Natur muß gleichsam ihre Rechte gegen den Geist behaupten, und indem sie sich bald abhängig von ihm zu zeigen scheint, wird sich in dem Gedicht das große Geheimniß der Natur der Dinge, die Einheit in der Verschiedenheit, abspiegeln.

— Die Schönheit und Eigenthümlichkeit der Gestalten, die effectvoll harmonische Gruppirung derselben, das ganze Exoterische der Handlung zu schauen und zu fühlen, überlassen wir billig dem Leser. Wem entginge das Holde der Epimeleia, wie sie z. B. nach der Flucht des Phileros die Vergänglichkeit des Glücks und den schmerzlichen Verlust wohlerworbener Liebe so tief fühlt, daß sie nicht eilen kann, sich vom Verdacht zu befreyen, wie sie ihren Geliebten, der doch eben erst so grausam war, mehr empfindet, als sich, und, was sie auf einmal rechtfertigte, fast noch als Schuld gesteht:

Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich, warum sollt' ich's leugnen?
Unheil überwältigt Scham;

oder der große Charakter der Liebe in Epimetheus, dem

— auf ewig holde Liebesfülle schuf
Zur süßen Lebensfabel jener Augenblick;

oder die heroische Derbheit und der Feuergeist der edlen Jugend in Phileros:

Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um lebendig zu seyn;

oder das süße Bild, die zephyrleichte Erscheinung der Hoffnung, deren Sprache zuletzt so wunderbar im Laute des Echo verklingt, daß es ganz überflüssig war, es darunter anzumerken; oder die milde Götterwürde in den Worten des Eos und die herrliche Pracht in der Rückkehr des Jünglings aus den Wogen?

1810. Wenige von Göthe's Werken eignen sich so sehr, als die Pandora, zum tiefen und lehrreichen Studium, und ziehen so sehr (wenn nicht auf der Bühne, doch in der Literatur) unser Drama herauf, das abgesehen von einem gutgemeinten, schwachen poetischen Anfang, von der Prosa sich losreißend, emporschreiten muß, da das Griechische im Gegentheil von der Höhe des Idealen herabsteigend, allmälig unpoetischer wurde, worüber schon Aristoteles klagt; wenige sind so poetisch in der griechischen Bedeutung des Worts, d. h. nicht, ganz aus der Phantasie geboren und die Natur mehr als einen gewohnten Modeanzug, dem als wesentlich, an sich tragend, sondern in so fern, als sich die höchste Realität mit der höchsten Idealität, die höchste Freyheit mit der größten Treue verbindet, und in der Allgemeinheit eines symbolischen Wesens das sprechende Leben des Individuums durchblickt. Dem hohen poetischen Charakter, worin Pandorens Wiederkehr gedacht und empfunden ist, entspricht natürlich die Form. Dies führt uns dann auf die Erwägung der Gattung, welcher sie angehören möge. Wir können uns darüber kurz erklären, indem wir sie eine Tragödie im griechischen Verstande nennen.

— Auf den Vers hat Göthe vielleicht in keinem seiner Werke mehr Sorgfalt gewandt, als in der Pandora, und sie auch darin der antiken Tragödie so nahe gebracht, als das Gefühl des Wesentlichen erfoderte und der Genius gut heißen wollte. Wer diesem darin recht nachforschen wollte, müßte nicht unterlassen, manche andre Versuche, die alte Tragödie formell zu erneuern, mit der götheschen geistigen Aneignung und originellen Nachbildung derselben zu vergleichen. Was werden, wenn sie anders tief genug einzugehen geneigt sind, zu dieser Erscheinung diejenigen sagen, die eine solche Tragödie in unsern Tagen für nothwendig todt schon in ihrer Geburt zu betrachten pflegen, und die freylich auch Statuen, Basreliefs, wie sie gegenwärtig im eigensten Geiste der Antike mit eignem Kunstgenie gebildet werden, für todt ansehen sollten? — Der Dialog ist durchgängig in reinen griechischen Trimetern mit schöner Mischung von Spondäen, seltnen Anapästen, voll schönen Cäsuren, häufigen gewichtvollen Worten, streng in der Quantität, so daß gegen die vossischen Regeln nur die Kürze der, mit dem Verbum verbundnen Präposition „werkaufregend" und nur Einmal (S. 17) in der vierten Stelle ein Spondäus vorkommt, mit einigen Anomalien, die, von großen Dichtern und Verskünstlern gebraucht, nichts verstoßen, wie Einmal die Brechung eines Worts in zwey Trimeter. In den lyrischen Stellen herrscht die größte Mannig-

faltigkeit der Sylbenmaaße. Da sind daktylische, anapästische, 1810.
trochäische, jambische, choriambische Lieder und Jonici a minore, in kürzeren und längeren Versen. In den letzten kommt häufig statt der zwey Kürzen ein Trochäus vor. — W—k.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur für Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst, Heidelberg, 1810, 2. Band, 13. Heft. pag. 209—223.

Die Wahlverwandtschaften; ein Roman von Göthe. 2 Theile. 8. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1ter Th. 306 S. 2ter Th. 340 S.

Einer unserer vorzüglichsten, leider! aber beynahe schon wieder vergeßnen Roman-Dichter, J. K. Wezel, der Verfasser von Herrmann und Ulrike und Wilhelmine Arend, — zweyer Werke, die mit Fieldings Romanen um den Preiß streiten, — nennt, in seiner dem erstern Werke vorgesetzten Abhandlung, den Roman eine bürgerliche Epopee. Hiemit sind dessen Erfordernisse auf das Bestimmteste angegeben. Die Anlage muß etwas Befremdendes, Verwunderung Erregendes haben, damit sie die Neugierde reize, und die Sittenschilderung muß uns so tiefe Blicke in das Familienleben thun lassen, wie die heroische Epopee in das politische Leben der Völker. Genügt ein Werk diesen Forderungen in ihrem ganzen Umfange, so ist es das vor uns liegende. Man vergleiche es mit dem neuesten Roman von Kotzebue: Philibert, oder die Verhältnisse; der jetzt so allgemein und mit Beyfall gelesen wird. Welcher Unterschied! Wie ungleich größer erscheint Göthe als Dichter! Die Idee, welche Hr. v. Kotzebue ausführte, daß unsere Freundschaften von den Verhältnissen abhängig sind, ist richtig und der Romangattung vollkommen angemessen. Auch sind die Situationen hierzu gut erfunden; mehrere Auftritte, wie besonders die zwischen Philibert und seinem Vater mit ächter dramatischer Kunst dargestellt. Aber die Charaktere sind auf eine widrige Weise den Situationen untergeordnet. Das ganze Gebäude ist, so zu sagen, mit der Holzaxt zugehauen; der Held ein Tropf, über den der Lehrer ungeduldig wird, wie sein Vater: seine Geliebte aber hat keine Individualität, sondern handelt blos so, wie es dem Dichter bequem war, um eine wundersame Geschichte ans Tageslicht zu fördern. Daher sind denn

1810. die Begebenheiten in dem Kotzebueschen Roman gemein und die beyden Hauptpersonen der Geschichte unnatürlich. Gerade umgekehrt ist es in dem Götheschen Roman. Die Personen denken und handeln, wie man Personen ihres Standes tagtäglich denken und handeln sieht; aber die Begebenheiten, in die sie gerathen, sind außerordentlich, und erregen Erstaunen, manche derselben auch wohl Zweifel, über ihre Möglichkeit. Ist es in der Iliade anders?

Herr v. Göthe wollte darauf aufmerksam machen, wie gefährlich es für ein Ehepaar, zumal wenn es nicht in dem Geräusch der Welt, sondern auf einem Landsitze lebt, sey, Personen ins Haus zu nehmen, welche leicht die bisher bestandenen Verhältnisse unter den beyden Ehegatten abändern können. —

(Folgt Erzählung des Inhalts.)

— Den Schluß des Werks müssen wir noch hersetzen:

„So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihre Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab; und welch ein freundlicher Anblick wird es seyn, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“

Herr von Göthe nimmt also — wenigstens im Roman — die Auferstehung der Leiber am jüngsten Tage, gleich dem Wunderglauben, in Schutz. „Warum nicht? Es ist poetisch!“ denkt er vermuthlich. — „Man muß doch den Atheniensern etwas zu reden geben!“ sagte Alcibiades, seinem Hunde den Schwanz abschneidend. Es ist möglich, daß der große Dichter ebenso denkt, und so manches Widersinnige in sein köstliches Werk verwebte, damit die Deutschen endlich einmahl wieder noch von etwas anderm sprächen, als von Politik. — Und es ist ihm gelungen! Seit Werthers Leiden ist wohl von keinem Roman soviel in Gesellschaften gesprochen worden, als von den Wahlverwandtschaften; zumahl der Titel schon zu einem halbstündigen Gespräch Veranlassung giebt. Wir sind auf Menschen gestoßen, die es bedauerten, daß der Dichter nicht Eduards und Charlottens Ehe wirklich getrennt und beyde Gatten zum zweyten mahl, nach ihres Herzens Neigung, verheirathet habe. Ein so platter Gedanke verdient keine Widerlegung. — Ein Litterator soll die wichtige Entdeckung gemacht haben, daß eine Legende — ich weiß nicht, von welcher Maria — Herr v. Göthe den Stoff zu seinem Buche geliefert habe. Jene Maria werde vorgestellt, als fleißig das Haus fegend, (dieß wäre ja wohl eher die geschäftige Martha?) als ein Mädchen, das sehr wenig äße, und das im Besitz

von übernatürlichen Heilkräften sey. Gesetzt, die Entdeckung hätte Grund; so müßten wir dem Dichter danken, daß er bey Lesung dieser Legende empfand, was unsern Damen zu empfehlen Noth thut, nämlich Häuslichkeit und Mäßigkeit im Essen und Trinken. Denn was ist widriger, als ein gefräßiges Weib? Wie selten ist jetzt ein schlanker Wuchs, die größte Zierde an einem Frauenzimmer, weil unsere kleinen Mädchen sich täglich und stündlich so voll stopfen! Ist aber ein dickes Weib kein lieblicher Anblick für die Augen der Männer, so ist ihnen eine Belletristinn doch noch unleidlicher: denn als Rednerinn aufzutreten in der Gemeinde, ist nicht die Bestimmung des Weibes. — So vortrefflich wir aber den Charakter der Ottilie gedacht finden, so glauben wir doch, er sey dem Dichter in der Ausführung verunglückt, und die Widersprüche, die sich in demselben finden, könnten wohl allerdings daher kommen, daß er nicht der Natur nachgebildet, sondern ein poetisches und wohl möglich entlehntes Phantasiestück ist. Alle übrigen Charaktere aber sind der Natur wie aus dem Spiegel gestohlen. Auf Menschen, wie Eduard, stößt man in der großen Welt nur zu häufig. Wir mögten jungen Dichtern eben nicht rathen, sie zum Hauptgegenstand einer Schilderung zu wählen, obschon sie freylich durch ihre Sinnlichkeit und Heftigkeit der Begierden, bey oberflächlichen Kenntnissen und Kunsttalenten, Vorfälle in Menge veranlassen. Da sie unsern Unwillen erregen, so fällt ein Theil dieses Unwillens leicht auf den Schilderer. Selbst hier ist dieß, unserm Gefühl nach, der Fall. Man bewundert zwar die Kunst des Meisters der Schilderey, aber man wünschte doch auch, das Objekt derselben möchte uns nicht widrig zurückstoßen, wie dieß Eduards und Charlottens Beyschlaf, und Eduard und Ottiliens Brust an Brust Liegen thun; obschon Scenen der Art häufig genug iu der Welt vorfallen mögen. Die arme Ottilie, die in jugendlicher Unbefangenheit von Eduards Sinnlichkeit umstrickt wird, jammert uns. Ohne diese Löschpapierseele wäre sie, als Gattinn des Architekten oder ihres liebenswerthen vormaligen Lehrers, ein Muster für Bürgersfrauen geworden; so wie die hochherzige Charlotte ein Muster für Edelfrauen ist. Man macht es ihr zum Vorwurf, daß sie der Wildheit ihrer Tochter nicht Einhalt thut: aber man übersieht bey diesem Tadel die Adelsverhältnisse; man vergißt, daß die Großtante Mutterstelle bey Lucianen vertritt, und daß eine Wildheit wie die ihrige nur durch öftere Wochenbetten gezähmt werden kann. Dieß deutet Charlotte auch sehr fein an. Ein Frauenzimmer, wie Luciane, giebt viel Stoff über sie zu reden und sie zu tadeln: aber jedermann drängt

1810.

1810. sich zu ihrem Umgang; denn sie unterhält. Weislich aber hat der Dichter sie nur Ein mahl bey uns vorüber geführt; gerade wie Lessing in der Minna von Barnhelm den Riccaut de la Marliniere. So wie dieser bestimmt ist, den Tellheim zur Folie zu dienen, so Luciane Ottilien. Jene wird zwar bewundert, aber diese verehrt, und dieß selbst von Lucianens Bräutigam. Alle Männer, obschon sie Lucianen nachziehen, fühlen doch: Ottilie sey die bessere künftige Hausfrau; sie habe den Charakter einer Gattinn, Luciane den einer Mätresse. Welche Kränkung für Lucianen, die auf ihre Cousine, als sie mit ihr in der Pension zusammen war, nur mitleidig herabsah!

Alle Personen, die im zweyten Theil erscheinen und wieder verschwinden, haben doch ihre so wohl berechnete Tendenz, wie in Lessings Minna von Barnhelm die Dame in Trauer. Zu verlangen, daß diese Personen sämmtlich, gleich dem Architekten, am Schlusse der Geschichte wieder auftreten sollen, ist eine drollichte Forderung. Ein Roman ist ja keine Opera buffa, in der alle Personen sich am Schlusse vereinigen, ein Finale gemeinschaftlich zu singen. — — —

Wenn man in eine Bildergallerie tritt, so ist es denn doch die Farbe, welche uns, so wie wir den Blick umher werfen, gleichsam magnetisch nach diesem oder jenem Gemälde hinzieht. Finden wir, daß der Maler zwar seine Figuren leidlich gruppirt und zeichnet, aber sie nicht durch den Ausdruck zu beleben, sondern nur, wie z. B. Franz Solimena, Fleisch und Gewänder zu färben verstand; so verweilen wir freylich nicht lange bey so einem Bilde, und kehren zu demselben nicht leicht zurück. Aber es zog uns doch durch seine Färbung an, dagegen wir zu schlecht colorirten Gemälden, selbst zu mehreren von Raphael, erst hingeführt werden müssen, und sie nur dann bewundern, wenn wir lange mit Aufmerksamkeit sie betrachtet haben, und nicht bloß Kunstfreunde, sondern auch Kunstkenner sind. Jene, wie diese, werden aber bey den Werken großer Coloristen, die zugleich Seelenmaler sind, oder auch nur in Landschaften die Natur mit Geist darstellten, verweilen und jedesmahl z. B., wenn sie die Dresdner Bildergallerie besuchen, auch von neuem vor die Nacht von Correggio hintreten.

Wenden wir dieß auf Werke der Dichtkunst an; so ist es die Sprache, welche ihnen das Anziehende ertheilt, und wegen deren die Menge die Schriften des Herrn von Kotzebue liest, den man den Solimena unter den Dichtern nennen kann. Dagegen finden poetische Werke auch von dem gediegensten Gehalt, wie z. B. die

moralischen Erzählungen des Herrn von Ramdohr, oder die Romane und Lustspiele von J. K. Wezel, in denen der Kenner Anordnung, Haltung der Charaktere und die tiefste und umfassendste Weltkenntniß bewundert, doch nur wenige Leser, weil es ihren Verfassern an Imagination fehlte, die Sprache so zu handhaben, wie Mozart oder Beethoven ihr Saiteninstrument. Nur Dichter, die dieß vermögen, und denen es dabey nicht an Reichthum der Ideen und Wärme des Herzens fehlt, geben uns Werke, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und zugleich bleibenden Werth haben. Man mag sie Stellenweise noch so sehr tadeln; das Fehlerhafte ist mit dem Schönen so innig amalgamirt, daß man sich mit ihm aussöhnt, und es so wenig wegwünschen kann, wie das viele Tadelnswürdige aus Rembrands Gemälden. — Unter diese Klasse schöner Werke setzen wir die Wahlverwandtschaften. Die Entstehung einer pflichtwidrigen Liebe in den Herzen von vier Personen die traulich zusammen leben, und deren bisheriges Wohlseyn dadurch zerstört wird; welch anziehendes und zugleich lehrreiches Gemälde! Und mit welcher Zartheit und Seelenkenntniß ist es entworfen und ausgeführt! Wahrscheinlich sagte sich der Dichter, als er es zu entwerfen unternahm: die Zwey, welche der Leidenschaft unterliegen, müssen durch sie unglücklich werden; die beyden andern aber ihren Geist, auch bey den widrigsten Schicksalen, aufrecht erhalten; ohne das Wie? im voraus, noch ehe er zu arbeiten anfing, zu bestimmen. Hieraus erklären wir uns die gewaltsame Herbeyführung einiger Vorfälle im zweyten Theile der Geschichte. Mögen diese noch so tadelhaft seyn; bleibt das Gemälde der Entstehung der Leidenschaft im ersten Theil nicht deshalb ein Kleinod unserer Litteratur? Aber auch mit dem zweyten Theil wird man sich zum Theil, bey der wiederholten Lesung desselben, aussöhnen; denn welch einen Reichthum herrlicher Reflexionen und wie viele treffliche einzelne Schilderungen enthält er! Der Totaleindruck ist nicht gefällig, das geben wir zu; aber unmoralisch ist die Geschichte nur insofern, als der Dichter Ottiliens und Eduards gegenseitige Liebe durch einen Naturzwang zu bemänteln suchte.*) 1810.

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Leipzig, 1810, 7. Band, 1. Stück, pag. 39—103.

---

*) Verfasser: Karl August Böttiger in Dresden.

1810. **Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1810. Herausgegeben von A. Schreiber. Zweyter Jahrgang. Mannheim, bey Tobias Löffler. 224 Seiten. 16.**

— Es enthält Beyträge von einigen der berühmtesten und beliebtesten Schriftstellern, und auch von minder berühmten nichts, was seiner Stelle völlig unwürdig wäre. Das Gedicht von Göthe, (um auf den besondern Inhalt überzugehen,) Johanna Sebus, zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Jan. 1809 bey dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging, ist ein treffliches Gegenstück zu Bürgers Lied vom braven Manne, und hätte diesem und der Heldinn zu Ehren die Ueberschrift: Das Lied vom braven Mädchen, erhalten sollen.

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Leipzig, 1810, 7. Band, 1. Stück, pag. 175.

Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman von Göthe. I. Thl. 306 S. II. Thl. 340 S. in 8.

Obgleich in Rücksicht auf Sublimirung sowohl des Gefühls als des Ausdrucks dieser Roman von einigen Seiten in das Fach von Marivaux Romanen zu gehören scheint, so ist er hingegen von mancher andern, wie man es von Göthe erwarten durfte, sehr originell. Ueberhaupt ist doch bey'm Deutschen die Darstellung weit anschaulicher als bey'm Franzosen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Endlich fand man ihn todt. „So wie er, sagt der Verf., in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wohl ihn selig nennen. Friede schwebt über der Liebenden Stätte; heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es seyn, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“ Warum aber beschränkte sich der Verfasser nicht auf Erregung von Mitleiden und Schauer? Geht er nicht zu weit, wenn er einen Mann, wie Eduard, der seiner Person und Leidenschaft Alles opfert, gleichsam noch kanonisirt?

Umsonst daß Hr. Mittler noch so kräftig gegen den Ehebruch predigt, wenn das Ehebrechen unter der Märtyrerkrone emporstrebt.

Neue Oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung, München, 1810, 7. und 9. Februar.



1811.

Königliches National-Theater. 1811.

Den 29. Dezember (1810), zum Erstenmal: **Mahomet, Trauerspiel nach Voltaire, von Göthe.**

Wie bei Tankred, hat Göthe hier eine Verdeutschung im edlen Sinne des Wortes vollendet, die Schönheiten des Originals nach den Bedingungen unsrer Spracheigenthümlichkeit wiedergegeben, und was an einer Seite nothwendig verloren ging, an der anderen aufgewogen. Dem anmuthigen Feuer des französischen Dichters stellte der vaterländische einen männlichen, bedeutenden, obwohl ruhigeren Ausdruck entgegen. Mehr hinreissend bleibt Voltaire, was schon seine Alexandriner in ihrem klanghaften Wohllaut begründen, die bezaubernde Wirkung des Augenblicks ließ sich in deutschen Jamben nicht erreichen, doch tiefer rührt Göthe, der Nachhall des treffend und mächtig Gesagten bleibt länger in der Seele zurück. Einer blendet mehr durch helle Farbenspiele, der Andere leuchtet mit seiner Fackel dergestalt auf die Gegenstände hin, daß man sie besonnener zu erkennen vermag. Dem Interesse nach, steht aber Mahomet unter Tankred, denn Voltaire hat den glücklichen Religionsstifter einmal mit seinem gewöhnlichen — nach seinen Zwecken freilich auch zu vertheidigenden — Haß gegen Theosophen gezeichnet, und bei einem so wichtigen Stoff auch den gebotenen Einheitsregeln, welche einen Charakter in den möglichst engen dramatischen Fokus zu bringen aufgeben, zu ängstlich Folge geleistet. —

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1811, 1. Januar.

1811.

Aus Berlin.

Vor kurzem ist auf unserer Bühne zum Erstenmal Voltaire's Mahomet, nach Göthe's Uebertragung, erschienen. Das Trauerspiel machte kein Glück, es fand eine auffallend kalte Aufnahme, die dem Geschmack des Publikums keineswegs zur Schande gereicht, die Tragödie ist nicht tragisch, sondern gräßlich und abscheuerregend. Wer kann wohl einen solchen unnatürlichen, ganz gefühllosen Wütherich, wie Voltaire's Mahomet ist, ertragen? „Er macht zwei unschuldige Geschwister, die ihn als einen Gottgesandten kindlich anbeten, zu unbewußten Vatermördern, und dieß durch die Triebfeder einer blutschänderischen Liebe, worin sie ebenfalls durch seine Zulassung unwissentlich verfallen sind; den Bruder, da er ihm als der verblendete Vollführer seines Gräuelgebots die größte Ergebenheit bewiesen, belohnt er durch Gift, und spart die Schwestern zum Opfer seiner ekeln Lüste auf.“ — Solche unglaubliche Gräßlichkeiten gehören nicht auf die Bühne, und werden sie von der französischen geduldet, so überlasse man ihr allein solche empörende Wuthgemälde, und trage sie nicht auf unser Theater über, das ja überdies schon der peinlichen und qualvollen Spiele anderer Art bis zum Ueberfluß hat.

Und wie unvollkommen ist nicht obendrein solche Verdeutschung eines französischen Trauerspiels! Die epigrammatisirenden, antithesenreichen, sentenziösen, rethorisch prunkenden, feierlich einherschreitenden Alexandriner in zerfließende haltungslose, geschwätzige Jamben aufgelöst, — wie muß da aller Glanz und Schimmer, alle eigenthümliche Kraft und Energie des Originals verbleichen und versiegen! —

— Ein beständiger Widerstreit zwischen innerer und äußerer Form muß sich fühlbar machen, und an harmonischen Eindruck ist da nicht zu denken. Ganz von selbst geht dieser Widerstreit auf die Schauspieler über, weder in Aktion noch in Deklamation kommt völlige Einheit; es ist als zerfiel ihr Spiel in lauter Bruchstücke, und als ständen sie auf einem schwankenden Boden. So war es denn auch nur zu merklich in allen Rollen, so daß der beste Eifer und der angestrengteste Fleiß nicht im Stande war, einen auch nur mäßigen Beifall zu erzwingen. Und doch spielte Herr Beschort den Mahomet, Hr. Iffland den Sopir, und Dem. Beck, — jetzt Mitglied unsers Theaters — die Palmire.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1811, 17. Januar.

Tübingen, b. Cotta. Zur Farbenlehre, von v. Göthe. — Erster Band. XLVIII und 654 S. Zweyter Band. XXVIII und 757 S. 1810. 8. Ein Heft mit XVI illuminirten Kupfertafeln und deren Erklärung. 1811.

Dieses Werk, dessen Absicht nach der vom Vf. selbst gegebenen Anzeige und Uebersicht dahin geht, „die chromatischen Erscheinungen in Verbindung mit allen übrigen physischen Phänomenen zu betrachten, sie besonders mit dem, was uns der Magnet, der Turmalin gelehrt, was Elektricität, Galvanismus, chemischer Proceß uns offenbart, in eine Reihe zu stellen, und so durch Terminologie und Methode eine vollkommnere Einheit des physischen Wissens vorzubereiten", verdankt, sowie die frühern Beyträge zur Optik, seine Entstehung der Beschäftigung des Hrn. v. G. mit der bildenden Kunst. Er gedachte — so erzählt er selbst II. S. 675 — zum behuf der Untersuchung über Colorit und Harmonie der Farben, sich von Seiten der Physik denselben zu nähern, und las deshalb in irgend einem Compendium das Kapitel von den Farben. Da er aus demselben nichts unmittelbar für seinen Zweck entwickeln konnte, wollte er wenigstens die Phänomene selbst sehen, und lieh sich dazu Prismen sammt dem übrigen nöthigen Apparate. Wie er eben im Begriff war, diese wieder abzugeben, ohne sie jedoch gebraucht zu haben, fiel ihm ein, noch einmal durch ein Prisma zu sehen, was er seit seiner frühesten Jugend nicht gethan hatte. Er befand sich gerade in einem völlig geweißten Zimmer, und erwartete nun, als er das Prisma vor die Augen nahm, der Newtonischen Theorie eingedenk, die ganze weiße Wand in verschiedenen Stufen gefärbt zu sehen. Er verwunderte sich sehr, daß dieß nicht der Fall war, sondern nur da auf der Wand, wo ein Dunkles an das Weiße gränzte, sich Farben zeigten, besonders aber daß die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indeß der lichtgraue Himmel keine Spur von Färbung zeigte. Nach einer kurzen Ueberlegung erkannte er, daß eine Gränze nothwendig sey, um Farben hervor zu bringen, und sprach sogleich wie durch einen Instinct das Urtheil aus, daß die Newtonische Lehre falsch sey.

Wir haben diese Erzählung beigebracht, um sofort einen Hauptirrthum vor die Augen zu stellen, mit dem Hr. v. G. das Gebiet der Farbenlehre betrat. Denn daß eine weiße Wand durch's Prisma betrachtet, über und über in Regenbogenfarben erscheinen müsse, ist mit nichten eine Folge der Newtonischen Theorie, obgleich der Rec. der Götheschen Farbenlehre in der Oberdeutschen allgem. Literatur-

1811. zeitung solches ebenfalls behauptete, sondern eine Ausgeburt der übel verstandenen und noch schlechter angewandten Newtonischen Lehre.

Der Grund dieses Mißverständnisses liegt hauptsächlich darin, daß Newtons Optik, um verstanden zu werden, mathematische Einsichten fordert, welche Hn. v. G. nach seinem eigenen Geständnisse (I. §. 723.) abgehn. Hr. v. G. hat daher auch die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten gesucht (I. §. 727.), ja in der Einleitung zum ersten Bande S. XLVI. will er sie ganz dem Gebiete der Mathematik entziehn, aber umsonst. Denn er streift wider seinen Willen so oft in dieß Gebiet über, daß er sogar in der Erklärung der Tafeln S. 19. den Mathematikern vorschreibt, wie sie künftighin das Maß der Refraction nehmen sollen. Wir geben zu, daß man ohne Mathematik manche interessante Beobachtung von den Farben machen, auch viel Wahres und Schönes über die Farben sagen könne, wovon die Farbenlehre des Hn. v. G. selbst den besten Beweis giebt; aber an eine gründliche Ableitung der Farbenerscheinungen in der Natur ist ohne Hülfe der Mathesis nicht zu denken. Den Beweis dieser Behauptung können wir nicht besser führen, als wenn wir die Theorie der prismatischen Farbenerscheinungen, welche Hr. v. G. giebt, vorlegen, und das Unhaltbare derselben zeigen.

(Folgt Inhaltsangabe u. s. w.)

— Bisher hat uns der didaktische Theil des Göthischen Werks fest gehalten. Wir sollten nun zu dem polemischen übergehn; allein es würde zu weitläuftig werden, alle Verirrungen und Mißgriffe, die sich Hr. v. G. in Rücksicht der Newton'schen Theorie hat zu Schulden kommen lassen, aufzudecken; wir behalten uns solches für eine andere Gelegenheit vor, und bemerken nur so viel, daß Hn. v. G. der Fundamentalsatz der ganzen Newton'schen Lehre gar nicht klar geworden ist. Dieß ist der oben von uns berührte mathematische Satz: daß bey gleicher Brechbarkeit alles Lichtes das durch eine kreisförmige Oeffnung einfallende und mit einem Prisma aufgefangene Sonnenlicht bey der vortheilhaftesten Lage des Prisma ein sehr nahe vollkommen rundes Bild, ja vielmehr ein solches, dessen horizontaler Durchmesser den vertikalen übertrifft, geben sollte. Wer Newton's Lehre angreifen will, muß entweder diesen Satz umstoßen, oder, weil dieß unmöglich ist, eine andere Ursache der Verlängerung des Bildes, als die diverse Refrangibilität, nachweisen; aber nur nicht zu Nebelbildern seine Zuflucht nehmen: denn damit reicht man, wie wir gezeigt haben, nicht aus.

Der historische Theil des Werks soll nach des Vfs. eigener 1811.
Erklärung nur Materialien zu einer Geschichte der Farbenlehre liefern. Für die aus den Classikern und aus ältern, zum Theil seltenen, Werken mitgetheilte Auszüge ist man dem Hr. v. G. Dank schuldig. Priestley ist in der ältern Geschichte der Optik überhaupt, und insbesondere in Rücksicht der Farbenlehre, zu dürftig. Den zur Erleichterung der Uebersicht und zur Bezeichnung des Ganges der Wissenschaften eingeschalteten Betrachtungen und Reflexionen folgt man gern, so wie auch die biographischen Notizen und Züge aus dem Leben um die Wissenschaft verdienter Männer willkommen sind, wenn auch die charakteristischen Skizzen mehrer derselben wenig erschöpfend seyn sollten. Bey der Darstellung der Lehren derer, welche in der Farbenlehre gearbeitet haben, wünscht man aber den von seiner Theorie eingenommenen Berichterstatter weniger zu hören, besonders ist dieß der Fall in den Darstellungen von Newton's Zeit an, wo Hr. v. G. fast ununterbrochen polemisirt, und wo ihm sein leidenschaftlicher Eifer gegen Newton und seine Verehrer die Dinge oft ganz anders sehen läßt, als sie sind. Ein Beyspiel aus mehreren stehe hier zum Belege und zur Warnung. S. 591. wird von Klügel gesagt, er habe in seiner Bearbeitung des Priestley'schen Werks bemerkt, daß die Newton'sche Theorie durch die achromatische Erfindung gar wohl aufgehoben seyn könnte. Die wunderliche Art dieser Behauptung abgerechnet, läugnen wir in Klügel's Seele eine solche Bemerkung schlechterdings ab, die eben so herauskommen würde, als wenn Jemand das System des Copernicus, der bekanntlich noch kreisförmige Planetenbahnen annahm, durch Kepler's Entdeckung der Ellipticität jener Bahnen für aufgehoben erklären wollte. Hr. v. G. würde jenem hochverdienten Mathematiker eine so ungereimte Behauptung nicht untergeschoben haben, wenn er die Vorrede zu dessen analytischer Dioptrik, oder in deren Ermangelung in dessen Naturlehre von den Farben gelesen hätte.

Wir glauben diese Anzeige des Göthe'schen Werks nicht besser schließen zu können, als wenn wir den Standpunkt, aus welchen es der Vf. selbst, dem wir hierin völlig beystimmen, betrachtet wissen will, mit dessen eigenen Worten aus dem Schlußworte bezeichnen: „Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft seyn. Denn jedes neue Verhältniß, das

1811. an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum, ist brauchbar, oder aufregend, und für die Folge nicht verloren.“*)

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1811, 29., 30. und 31. Januar.

Miscellen aus Berlin.

— Am 29sten Decbr. (1810) wurde Mahomet von Voltaire nach Göthe auf unserer Bühne gegeben.

(Folgt Kritik der Darstellung.)

Den 4ten Januar war die zweite Vorstellung. Sie war noch vollkommener, als die erste. Das Haus war wegen der plötzlich eingefallenen großen Kälte nicht sehr gefüllt, aber dem Stück wurde mehr Geschmack abgewonnen.

Carl Bertuch, Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1811, Februar, pag. 130, 131.

Der farbige Rand eines durch ein biconvexes Glas entstehenden Bildes untersucht mit Bezug auf Herrn von Göthe's Werk: Zur Farbenlehre, von Friedrich Theodor Poselger, Stadtrath in Berlin.

Ueber die in der Ueberschrift erwähnte, allgemein bekannte Erscheinung, hat auch Herr von Göthe Versuche angestellt, und dazu eine eigene Theorie erdacht, welche nichts Geringeres beabsichtigt, als Newton's Farbenlehre gänzlich zu vernichten. Die hohe Achtung, welche der Verfasser dieses Aufsatzes vor Göthe, dem Dichter, und vor Newton, dem größten aller Naturphilosophen, empfindet, bewog ihn, die Thatsache, wovon die Rede ist, in genauere Erwägung zu ziehen, und er überzeugte sich bald, daß aus der Darstellung, die Herr von Göthe davon in seiner Schrift: Zur Farbenlehre, gemacht hat, sehr wesentliche Bestimmungen des Phänomens weggeblieben sind, und daß es keiner neuen Hypothese

*) Verfasser: Karl Mollweide, Professor in Halle.

bedarf, um sich die Sache in ihrem ganzen Umfange, so wie sie in der Natur sich zeigt, ganz verständlich zu machen. Dieses den Freunden und Kennern der Naturwissenschaft mitzutheilen, ist die Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes. Zuvor aber mögen die Behauptungen, die ihn veranlaßten, entlehnt aus dem Göthe'schen Werke, hier ausführlich ihren Platz einnehmen. 1811.

(Folgt Wiedergabe der §§ 199, 200, 203, 202.)

Wir haben den Versuch, den Herr von Göthe auf eine so ungewöhnliche Art erklärt, mit möglicher Aufmerksamkeit wiederholt.*)

(Folgt Widerlegung nebst Berechnungen und mathematischen Beweisen.)

Nachdem wir so das von dem Herrn von Göthe genannte „Grundphänomen der Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction“ in seiner ganzen Vollständigkeit zu beschreiben und die bei jenem Schriftsteller bemerkten Lücken zu ergänzen gesucht haben, wollen wir nun eine

Theorie

desselben, nach den bisher in der Physik anerkannten Grundsätzen von Strahlenbrechung und Farbenzerstreuung, versuchen. Es ist aber durchaus nicht unsere Absicht, diese Grundsätze von der Verächtlichkeit, mit der Herr von Goethe auf sie herab sieht, zu retten, — das bedürfen sie ohne Zweifel nicht, — oder eine Hypothese gegen die andere in Schutz zu nehmen. Wir wollen nur zeigen, daß Newton's Theorie zur Erklärung der vorhin dargelegten Erscheinungen vollkommen hinreicht, und daher die Obliegenheit jeder Theorie überhaupt erfüllt, die keine andere ist, als dem Verstande den Weg zu zeigen, um den Erscheinungen in der Natur regelmäßig nachzuspüren und sich in deren unendlichen Mannichfaltigkeit zu orientiren. —

(Folgen theoretische Beweise und Berechnungen.)

— Dem Hrn. von Göthe macht die hier vorgetragene Newton'sche Theorie, nach welcher man sich das farbenlose Licht aus unendlich vielen Farben zusammengesetzt denkt, großes Mißvergnügen. Er geräth darüber in den heftigsten Zorn und setzt die verdienstvollen Gelehrten Gren und Wünsch mit den Lacedämonischen Knechten in eine sehr kühne, dem Andenken jener Naturforscher nicht rühmliche Verbindung, weil sie ihm diese Theorie zu erläutern gesucht haben. Die am deutlichsten von ihm ausgesprochene Einwendung gegen diese ihm so verhaßte Vorstellungsart ist:

1811. „weil sich wohl schwerlich ein Newtonisch gesinnter Mahler „finden würde, der aus Zusammenmischung seiner ganzen „Pallette Weiß hervor zu bringen unternähme."

Allein er hat dabei an einen und zwar den größten Mahler, mit dem er selbst als Dichter in so enger Verbindung steht, nicht gedacht. Es ist der Mahler — Helios. Dieser dünkt uns aber mehr Newtonisch gesinnt, als Hrn. von Göthe lieb ist. Und Newton war wirklich der Mann darnach, ihm seinen Kunstgriff abzulernen. —

*) Herr von Göthe hat zwar in seinem Werk keinen Gebrauch von Mathematik gemacht, doch wandelt ihn S. XLVI. eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen, und er wünscht, daß dieser seine neue Farbenlehre mit bearbeiten helfe. P.

Ludwig Wilhelm Gilbert, Annalen der Physik, Leipzig, 1811, 37. Band, 2. Stück, pag. 135—154.

Ihro Maj. die Kaiserinn von Oesterreich haben dem Hn. Geh. Rath von Göthe wegen des im verflossnen Jahre zu Carlsbad im Namen der Brunnengäste auf Sie verfertigten Gedichts eine goldne Dose übersandt, auf welcher in einem Kreise von Brillanten der Name Luise in Brillanten erscheint.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig, 1811, 28. März.

Versuch einer geschichtlichen Darstellung der Fortschritte der Sternkunde im verflossenen Decennio.

— Ungern erwähnen wir einer im vorigen Jahre erschienenen Farbenlehre, deren hauptsächlichster Zweck, Umsturz der Newtonschen Theorie ist. Alles, was hier in Hinsicht von Geschichte, sittlich-sinnlicher Wirkung der Farben, und manchen theils neuen, theils neu bestätigten Versuchen beygebracht wird, ist schön und interessant; allein lebhaft wird jeder Unbefangene wünschen, daß der ganze didactisch-polemische Theil ungeschrieben geblieben sein möchte, da es ein unangenehmes Gefühl giebt, einen Mann, dessen Genialität

die ganze literarische Welt dankbar anerkennt, ein Feld betreten zu 1811.
sehen, wo ungünstiger Erfolg im Voraus zu erwarten war, da hier nur Mathematik vor Irrthum sichern kann.*)

F. von Zach, Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Gotha, 1811, April, pag. 323—324.

Tübingen.

Bey Cotta: Zur Farbenlehre, von **Goethe**. Erster Band 654 S.; Zweyter Band 757 S. in Octav, nebst einem Heft Kupfertafeln mit deren Erklärung. 16 Kupfert. 12 S. Text in Quart. 1810.

Der berühmte Verfasser theilt uns in dieser Schrift Ansichten über Licht und Farben mit, welche sich großen Theils auf Experimental-Untersuchungen gründen, welche er bereits 1792 in seinen Beyträgen zur Optik (Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs) über die Erscheinungen der farbigen Säume oder Ränder an Körpern, welche man durch ein Prisma betrachtet, dem Publicum mitgetheilt hatte, und welche den Freunden der Naturwissenschaft um so willkommener waren, je weniger diese Erscheinungen bis dahin so vollständig und unter so mannigfaltig abgeänderten Umständen entwickelt waren, als es in jenen Beyträgen zur Optik von dem Verfasser geschehen ist. —

(Folgt Inhaltsangabe.)

Göttingische gelehrte Anzeigen, Göttingen, 1811, 22. Junius.

Philipp Hackert, biographische Skizze von Göthe.

Obgleich das Leben dieses Künstlers, weder in dem Gange der Ausbildung seines wahrhaft großen Talents, noch in der Verkettung seiner Schicksale, etwas ganz Außergewöhnliches und vorzüglich Anziehendes aufstellt, so wird es doch theils dadurch interessant, daß der Herausgeber meistens — wie er auch auf dem Titel

*) Verfasser: Bernhard August von Lindenau, Director der Sternwarte auf dem Seeberg bei Gotha.

1811. angegeben hat, — die eigenen Aufsätze des Künstlers benutzt, und durch die geschickte Zusammenstellung derselben ein äußerst lebendiges, sprechendes Bild der Individualität des mit Recht geachteten, und berühmten Mannes entworfen hat, theils aber auch dadurch, daß man eine Menge nicht unbedeutender Anekdoten und Charakterzüge von Menschen findet, von denen man sonst nur wenig gehört hat. Eine der anziehendsten Partieen des Werks bleibt indessen wohl das Tagebuch eines Freundes von Hackert, eines Engländers Knight, welches derselbe auf einer Reise durch Sicilien niedergeschrieben hat. —

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1811, 24. Juni.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Erfurt.

Feyer des Napoleons-Festes.

In der letzten, zur Feyer des Geburtstages des Kaisers und Königs Napoleon, den 15. Aug. veranstalteten öffentlichen Sitzung der Akademie nützlicher Wissenschaften, woran mehrere Mitglieder des Auslandes Theil nahmen, verlas zuerst Hr. Superintendent Beyer aus Sömmern eine kleine Rede, worin er die Beziehung der Akademie zu diesem Tage darstellte, und zugleich in ihrem Namen ihre Glückwünsche vortrug. —

— Der beständige Secretär der Akademie, Hr. Prof. und Finanzrath Dominikus, machte die neuen Mitglieder der Akademie namhaft, die durch freywillig einstimmige Wahl an diesem Tage ernannt waren: 1) S. Excellenz der Hr. Geh. Rath v. Goethe, und 2) S. Excellenz der Hr. Geh. Rath v. Voigt zu Weimar. Der Tag der Aufnahme wird die Vorwürfe, die man der Akademie wegen der verspäteten Aufnahme dieser Männer machen könnte, mindern.

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1811, 14. September.

Tübingen.

Bey Cotta: **Philipp Hackert.** Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen, von **Goethe.** 346 Seiten in Octav. 1811.

Da wir mit Recht voraussetzen dürfen, daß dieß Buch, mit welchem uns die Meisterhand des Hrn. von Goethe beschenkt hat,

in keiner Bibliothek eines gebildeten Künstlers oder Kunstliebhabers 1811.
fehlen wird: so können wir uns hier nur auf eine kurze Anzeige der wichtigsten Lebensumstände Phil. Hackert's einschränken, und den Leser auf die vortrefflichen Zusätze des Herausgebers aufmerksam machen. —

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Wir hoffen, daß die Lectüre dieses Buches allen Liebhabern der Kunst ein großes Vergnügen machen wird, und danken in ihrem Namen dem vortrefflichen Herausgeber.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Göttingen, 1811, 21. October.



1812.

1812. **Aus meinem Leben — Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Erster Theil. Tübingen, bei Cotta, 1811.**

Von diesem merkwürdigen, so lehrreichen als unterhaltenden Werke, auf das die Erwartung aller Gebildeten seit einiger Zeit gespannt gewesen, ist nun der erste Theil erschienen. Zur weiteren Empfehlung darüber etwas sagen zu wollen, wäre wohl etwas sehr Ueberflüssiges; das Werk spricht zu sehr für sich, als daß es mehr als der Anzeige seiner Erscheinung bedürfte. Es scheint uns daher genug, im Allgemeinen zu bemerken, daß die Verehrer des großen Dichters hier mehr finden werden, als sie vielleicht erwarteten; eine eigentliche Biographie haben sie wohl nicht gehofft, schon dem Titel nach, und doch erhalten sie eine solche; des Verfassers Absicht ist keine geringere, als die äußere und innere Geschichte seines Lebens nach dessen Hauptmomenten darzulegen, und er begnügt sich nicht, wie viele vermuthet haben, blos einige Hauptscenen aus demselben und Schilderungen merkwürdiger Charaktere, denen er im Laufe desselben begegnete, mitzutheilen; er stellt seine ganze Individualität dar in den sprechendsten Zügen, und geht oft in das genaueste Detail. Daß alles mit der lebendigsten Anschaulichkeit, mit der treuesten Wahrheit und mit tiefem, immer auf das Wesentliche gerichtetem Sinne dargestellt ist, versteht sich von selbst; was Wahrheit und was Dichtung sey, hiervon kann wohl kaum die Rede seyn; die Wahrheit, wo sie durch das Medium der Dichtung geht, erscheint uns um so vollständiger, klarer und bestimmter.

Dieser erste Theil schildert die Knaben- und ersten Jünglings- 1812.
jahre des Dichters. Welch ein reicher Stoff zu charakterisiren und allgemeinen Bemerkungen bietet sich schon hier da! Vor allem ist es ein ungemein erfreuliches Schauspiel, zu sehen, wie die rastlose, behende, nach allen Seiten sich verbreitende und doch immer einer concentrischen Harmonie zustrebende Thätigkeit des Knaben, unter im Ganzen sehr günstigen Umständen, sich mehr und mehr entwickelt, wie schon so früh der Sinn für das rein Menschliche in allen Gestalten, für das Wunderbare großer Ereignisse, für das Geheimnißvolle der Natur und für die Schönheit der Kunst sich so entschieden äußert. —

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1812, 4. Januar.

Bericht eines französischen Physikers über Herrn von Göthes Werk: Zur Farbenlehre. 2 Bde. Tübingen 1810. 8.*)

Herr von Göthe hat dieses Werk geschrieben, um es an die Stelle von Newton's Optik zu setzen, welche er mit einer alten, noch niemals eingenommenen, doch unbewohnbar gewordenen Burg vergleicht, die an allen Seiten den Einsturz droht und nur noch von einigen Invaliden bewacht wird. Er theilt es in drei Theile. In dem ersten beschreibt er die vornehmsten Erscheinungen der Optik, und trägt seine Theorie der Farben vor; in dem zweiten sucht er die Ungereimtheit der Newton'schen Theorie zu beweisen; in dem dritten giebt er eine Geschichte der Optik, vorzüglich in Beziehung auf die Farben.

Ehe ich das Werk genauer untersuche, will ich mit wenig Worten die Meinung des Verfassers, und worin sie von der Newton'schen abweicht, angeben. —

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Ich folge dem Verfasser nicht in seinen Bemerkungen über das Wesen der Farben, und über ihr Verhältniß zur Philosophie, zur Mathematik, zu den Künsten, zur Physiologie, der Pathologie, der Naturgeschichte, der allgemeinen Physik, und der Akustik. Noch weniger lasse ich mich auf das ein, was er von der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe sagt. In diesen Abtheilungen (der vierten, fünften und sechsten) sind Thatsachen und metaphysisches Rai-

1812. sonnement so mit einander verflochten, daß eine Analyse derselben unmöglich ist.

Dieser erste Theil des Werks enthält, wenn man von der Metaphysik und von den unbestimmten Erklärungen absieht, eine ziemlich vollständige Beschreibung der vornehmsten Phänomene, die Farben betreffend. Man sieht, daß der Verfasser die Versuche gekannt und sie wiederholt hat; sieht aber auch zugleich, daß keine einzige Erscheinung von ihm gemessen worden ist, und daher rührt das Unbestimmte, welches in seiner Theorie herrscht.

Den zweiten Theil des Werks hat Hr. v. Göthe der Kritik der Optik Newtons bestimmt. Die genaue und einfache Art, wie Newton seine Versuche und seine Schlüsse darstellt, steht in einem auffallenden Contraste mit dem emphatischen, vagen und ironischen Tone, mit dem Verfasser die bekanntesten Thatsachen und die evidentesten Folgerungen läugnet. —

(Folgen Citate und Widerlegungen.)

— Ich folge ihm in seiner Kritik von Newton's Farbenlehre nicht weiter. Er beschuldigt Newton bald sich zu irren, bald wirft er ihm bösen Willen vor, mit dem er die Leichtgläubigkeit seiner Leser zum Besten habe, indem er die Hauptumstände bei den Erscheinungen verheimliche; dann schüttet er wieder seinen ganzen Haß und alle Galle der Ironie über die Anhänger Newton's aus. Sein ganzes Raisonnement geht im Allgemeinen auf Folgendes hinaus: Newton hat eine Erklärung der Erscheinungen der Brechung gegeben; ich gebe eine sehr viel einfachere, indem ich sage, daß ein Bild über das andere hingleitet. Es ist genug, gemeinen Menschenverstand zu haben, um zwischen uns nicht zu schwanken, und ich bin überzeugt, daß kein vernünftiger Mensch Newton's Meinung seyn kann. — Der Verfasser begnügt sich nicht, seine Meinungen auseinander zu setzen, er verweist seine Widersacher in das Narrenhaus oder in die Küche der Hexen. Er behandelt die Newtonianer als Cosacken, und ihre Meinungen als unglaubliche Thorheiten. Er verwundert sich, daß es in dem menschlichen Gehirn Organe gebe, welche fähig sind, dergleichen Ideen zu fassen, und er wünscht, der Dr. Gall möge den Hirnschädel eines wahren Newtonianers untersuchen, damit dieses Problem aufgelöst werde.

Man ist erstaunt, Argumente dieser Art in einem physikalischen Werk zu finden; doch nur gar zu häufig wird man gewahr, daß der Verfasser nicht in der Gemüthsstimmung war, welche dem unbefangenen Wahrheitsforscher zukömmt. Auch wird er, ungeachtet

seiner ausnehmenden Intoleranz, nur wenige Proselyten machen. 1812.
Da er alle Meinungen welche Newton in seiner Optik vorträgt, ohne Unterschied verdammt, so wird man nicht aus seinem Werke die Irrthümer kennen zu lernen unternehmen, in welche Newton gerathen seyn kann.**)

*) Wer der Verfasser†) dieses anonymen Berichts sey, den ich aus den Annal. de Chimie Ao. 1811. hierher übertrage, kann einem aufmerksamen Leser der Annalen nicht unbekannt seyn. Er ist einer der wenigen französischen Physiker, die deutsch mit Fertigkeit lesen. Die Aeußerungen des Eindrucks, welchen der Versuch des großen Dichters im wissenschaftlichen Felde der Optik auf ihn gemacht hat, schienen mir für deutsche Leser interessant zu seyn, zumahl da die eignen Entdeckungen des Verfassers dieses Berichts in der Lehre vom Lichte beweisen, daß er nicht zu denen gehört, welche mit trägem Geiste an der alten Lehre hängen.
Gilbert.

**) Von dem zweyten Theile des Werks sagt dieser kritische Bericht nichts. Er enthält Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, und es fehlt darin zu Rügen ähnlicher Art nicht an Stoff. Daß wir indeß, wie es von dem geistreichen Dichter zu erwarten war, für die Wärme, von der er sich hinreißen läßt, — und die zwar im Reiche der Phantasie das Ergreifende. nicht aber, was wir in der Wissenschaft suchen, Ueberzeugung hervorbringt, — bei allem Unhaltbaren seiner wissenschaftlichen Ansicht, doch durch Manches entschädigt werden; diese Ueberzeugung war bei mir so lebhaft, daß das Werk, seines theuren Preises ungeachtet, unter meinen Büchern nicht fehlt.
Gilbert.

Ludwig Wilhelm Gilbert, Annalen der Physik, Leipzig, 1812, 40. Band, 1. Stück, pag. 103—115.

Aus meinem Leben — Dichtung und Wahrheit — von Goethe. Erster Theil. (Tübingen, bei J. G. Cotta. 1811.)

Erstes Buch. — Ruhig und einfach, mit kleinen Begebenheiten und Zügen aus den ersten Kinderjahren beginnt die Geschichte. Diese Erzählungen könnten unbedeutend scheinen, wie vielleicht mancher fragt, wozu denn die genaue Schilderung des väterlichen Hauses, diese Wanderungen durch den Geburtsort? wodurch freylich ein lebendiges Bild jenes Hauses wie der alten freyen Reichsstadt Frankfurt in ihren innern und äußeren Zuständen vor unsere Augen gebracht, aber der Wandrer, der Beschauer fast derselben entzogen wird. — Denn wäre es nicht gleichgültig,

†) Malus.

1812. von wem uns dieses alles erzählt wird? — Uns hat sich diese Frage beym Lesen des ersten Buches nicht aufgedrängt; sey es, daß die Freude sie nicht aufkommen ließ, von einer alten ehrwürdigen Stadt eine so treue und lebendige Schilderung zu finden, zu dem Gedanken gesellt, wie unsere Zeit Männer aus den früheren Jahrhunderten segnen würde, wenn sie der Darstellung ihres Lebens solche ächte Dokumente von ihren nächsten merkwürdigen Umgebungen beygefügt; sey es, daß wir es gar zu behaglich fanden, so allmählig in einem Hause uns eingewohnt zu finden, dessen Bewohner uns anziehen und eine Weile uns beschäftigen werden, und heimisch in einer Stadt, in der ein jugendlich frischer, baldaufstrebender Mann lebt und webt. — Denn mehr als man gewöhnlich denkt, verliert sich der Mensch in den frühern Jahren in seiner Umgebung; der stumpfere, wenig versprechende, brütet in sich beschlossen seine Tage hin, und Geist wird sich aus solchem Wesen nicht entbinden; der kräftige, lebendige beginnt bald, unbewußt und arglos, die Würde darzuthun, zu der er bestimmt ist. Er soll Herr und Haupt der Schöpfung seyn, indem er sich ihrer freut, sie erkennt und nutzt. Und wenn er sich früher mit Herz und Sinne in seiner Umgebung verliert, bald erhebt sich der Geist, und er beherrscht und ordnet, was ihm vertraut worden ist.

So kann man wol eines ausgezeichneten Kindes früheste Jahre nicht besser schildern, als indem man dasselbe mit seiner minder oder mehr bedeutenden Umgebung darstellt. — Und das sollte hier mit wenigen Strichen und Umrissen abgemacht seyn? — Wir unsern Theils mißten in dem Buche nicht gern die Schilderung des alten winklichten Hauses, des Gerämses, wo das lebendige Kind seine Töpfchen in muthwilligem Spiel zerbricht, der Stube mit der ahnungsvollen Aussicht in die Ferne; eben so wenig das ehrwürdige Rathhaus, die Brücken und lebhaften Plätze der Stadt, ihre alten Herkommen, die Brunnen vor dem Thore, von den uralten Linden beschattet. Ist es doch auch, als wenn wir manchen Lieblingsplatz im Werther, im Faust, in Herrmann und Dorothea als frühere Bekannte nun noch vertraulicher begrüßten. — Und wer fände nicht die Menschen, die den Knaben zunächst umgaben, gern in dem Buche geschildert? Wie denn vor allem das Bild des würdigen Großvaters, das so wahr und mit so viel Liebe gemahlt ist, ein interessantes häusliches Gemählde jener Zeit giebt, und unsere herzliche Aufmerksamkeit gewinnt.

Und so sehen wir freylich, wenn wir das erste Buch beendigt, statt einer Eigenthümlichkeit dessen, von dem gehandelt werden

soll, eine große Masse von Gegenständen vor unsern Augen, eine kleine Schöpfung in buntem Gemisch; aber in der Sehnsucht, in der Ahnung, mit der der Knabe aus dem engen Gemache hinaus in die gränzenlose freye Natur blickt, in den frühen dichterischen Versuchen, in dem Streben, durch die Natur sich einen eignen Weg zum Schöpfer zu bahnen, ahnen wir den Geist, der über den Wassern schwebt. 1812.

Zweytes Buch. — Die Stille und Einförmigkeit, in der die frühesten Jahre des Knaben verstrichen, wird gestört. Der siebenjährige Krieg hat, wie auf die Vaterstadt, so auf das väterliche Haus Einfluß mancher Art; und Liebe, Abneigung, Bewunderung und Urtheil des Knaben gewinnen ein weiteres Feld, auf dem sie sich entfalten. Nicht mehr so sehr an das väterliche Haus gebunden, tritt er in Verhältnisse zu Mitschülern; er lernt für sich selbst sehen und seiner Kraft vertrauen; Menschen eigenthümlicher Art, unter ihnen bedeutende, thätige Männer, erregen seine Aufmerksamkeit. Wie aber der Knabe mit mancherley Dingen bekannt, wie zerstreut er werden mag, Eine Richtung seines Sinnes ist entschieden. Die rege Phantasie, wie sie früher an allen Gegenständen haftete, die bedeutendern durch Bewunderung sich aneignend, die geringfügigen mit einem eignen Zauber umgebend, zeigt sich nun thätig und schaffend. Der Knabe erfindet Mährchen, die er den staunenden Gespielen vorträgt; sie bethätigen ihren Reiz, indem sie die Hörer bezaubern, und je wunderbarer desto wahrer erscheinen. Der neue Paris mit seiner Umgebung, und seinen Abenteuern ist in der That mährchenhaft und bunt genug, und das Knabenmährchen mag noch jetzt manchen Erwachsenen belustigen. Aber höchst interessant wird es uns als Beleg zu der beygefügten tiefen Bemerkung, wie in der Lust, mit welcher der Knabe andern Gleichaltigen das Unwahrscheinlichste als wahr, die sonderbarsten Luftgebilde als wirkliche Gestalten darzustellen sich bemüht, sich zuerst die Anmaßung äußert, mit welcher der Dichter für seine Erfindungen gebieterisch Glauben verlangt. — Wir werden hierdurch abermals zu der Betrachtung geführt, wie das Köstlichste und Höchste im Menschen sich in frischer, oft muthwilliger Lust instinktmäßig erzeugt und kundthut, dann, von Verstand und Vernunft empfangen und gepflegt, wie ein edler Fruchtbaum, als zartes Reis auf einen wilden Stamm gepfropft, erscheint.

Sey es vergönnt, eine Bemerkung hier beyzufügen, wozu uns jenes erste Erzeugniß der dichterischen Kraft in Gestalt eines Mährchens veranlaßt. — Wie glücklich Der, dem zu dem Triebe

1812. der Jugend, die so gern in die Weite, nach dem Fremden trachtet, auch die Kraft gegeben ist, selbst dieses Ferne, Fremde festzuhalten und ihm eine Gestalt zu geben! Er wird später um so gewisser das Wirkliche, Wahre zu seinem Eigenthum machen, und zu Andrer Lust und Freude auf irgend eine Weise zu gestalten wissen. — Denn so sind wir in den frühern Jahren des Lebens. Die jugendliche Einbildungskraft trägt uns rasch in die weiteste Ferne; wir bauen aus einem Stoff, der auf Erden nicht zu finden ist. Das ist unsre Dichtung, unsre Welt. Das Nahe, die Sprache der lebendigen Natur achten und verstehen wir nicht. Sie vernehmen wir erst später, wenn wir aus jenen unendlichen Zeiten zurückkehren, und finden, daß der Herr nicht in den unermeßlichen Sphären, sondern in der Abendkühle des Gartens wandelt und zu uns spricht.

Drittes Buch. Der Kriegsschauplatz ist uns näher gebracht, und mancherley Merkwürdiges und Anziehendes im Gefolge des Krieges macht die Scene bunter und lebendiger, auf der der Knabe sich bewegt, der uns so anzog. Die Vaterstadt ist von einem fremden Heere besetzt, das aber die Genüsse des friedlichen Zusammenlebens in's Feld übertragen hat. Doch fällt auch ganz in der Nähe eine Schlacht vor; und dies, wie die Einquartierung, erzeugt unter den ruhigen, an solches nicht gewöhnten Reichsbürgern große Unruhe. Als Repräsentant gleichsam der Stadt und dessen, was in ihr vorgeht, steht das väterliche Haus mit seinen Bewohnern da. Ein bedeutender Mann ist bey dem Besitzer des Hauses als unwillkommener Gast eingekehrt: seine Würde versammelt Menschen aller Art um ihn, und das stille Haus, in welchem es sonst einen Tag zuging wie den andern, ist nun voll von vornehmen Militärpersonen, von Bürgern und Soldaten, die bey dem Einquartirten, klagend oder verklagt, Recht suchen; von Mahlern, die dieser auf mannigfaltige Art beschäftigt. — Draußen geht es nicht weniger lebhaft zu. Paraden, Durchmärsche, vor allem ein Schauspiel erregen die Aufmerksamkeit der Bewohner. — Wie es uns im ersten Buche ergötzte, den zarten Knaben zu betrachten, wie er mit regem Sinne an seinen Umgebungen haftet, so ist es jetzt erfreulich, den Erwachsenern sich unter so mannigfaltigen, neuen, fremdartigen Gegenständen bewegen zu sehn. Sie wirken bildend auf ihn, und der lebhafte, kräftige Sinn faßt leicht und weiß, was ihm angehört, wohl zu erkennen. Er treibt sich im Atelier unter den Mahlern herum, lernt das Technische der Kunst begreifen, und erregt Aufmerksamkeit, in dem er artige Gedanken zur Ausführung gibt. Von seinem Puppenspiele weg, eilt er begierig in das lebendige

Theater; die fremde Sprache ist ihm wunderbar schnell zu eigen 1812
geworden, und er schreibt bald ein französisches Schauspiel, wobey die Kunst und ihre Regeln, die unnatürlichen schon peinlich beschränkend, seine Aufmerksamkeit erregen. Die fremden Menschen sind ihm bald nicht mehr fremd; er gewinnt die Neigung des vornehmen Einquartirten, und mit Gleichaltigen lebt er bald in so engem Verhältnisse, wie es erfordert wird, wenn man Fremde in ihrer Eigenthümlichkeit kennen und von ihnen lernen will. — Der Vater hat in den frühern Jahren diesen Sinn wol nicht gehabt. Er steht, wiefern man aus dem Knaben auf das schließen darf, was einst der Mann seyn wird, mit dem Sohne in sichtbarem Contrast. Unfähig sich in die Zeit zu finden, von einer unüberwindlichen Unbehaglichkeit geplagt, da er der vorigen Ruhe, dem stillen Glück seines Hauses entsagen muß, läßt er alles, was dem gebildeten, braven Manne sonst Interesse und Theilnahme abgenöthigt hätte, ohne diese an sich vorübergehn, nur mit seiner Sorge beschäftigt, und geräth in Fährlichkeit, die leicht zu vermeiden war.

Betrachten wir einen solchen Karakter genauer, wie er denn hier, gleich jenem unbequemen Gast, mit einer anmuthigen Ausführlichkeit dargestellt ist, so müssen wir wiederum Den glücklich preisen, der mit leichtem, gewandten Sinne sich frühe in mannigfaltig verschiedene Lagen des Lebens zu finden weiß. Die Jahre nehmen zu; die Lagen und Ereignisse sind nicht immer gleich bedeutend; aber der Jüngling, der reifere Mann schafft sich die Verhältnisse und sucht das weitzerstreute Bedeutende auf; die Bildung steigert sich; und ist er zum Dichter berufen, so hat er die mannigfaltigsten Dinge und Menschen und Zustände, sie erkennend und beherrschend, zu seinem Eigenthum gemacht. Der Stoff ist da, aus dem der Geist eine neue Welt schöpferisch bildend hervorruft.

Viertes Buch. — Die Jahre, in denen der heranwachsende Knabe Vieles und Ernsteres zu lernen beginnen soll, sind nun da. Neben des Vaters Unterweisung und einem Informator für die gewöhnlichen Gegenstände des Unterrichts, wird ihm ein Zeichenmeister, ein Musiklehrer gehalten; an einem Lehrer für das Englische fehlt es nicht; auch in den Anfängen der Mathematik und Naturlehre wird er unterwiesen. Doch scheint bey allem dem nicht gar viel herauskommen zu wollen; der Lehrling selbst fühlt das Zerstückte und Unzulängliche der damals sich ankündigenden philantropischen Lehrmethode, und macht sich auf seine eigene Weise Luft, indem er Manches Todte und Unerfreuliche, was doch auch gelernt werden muß, an seltsame Schöpfungen seiner Phantasie anknüpft. Der

1812. Leser selbst fühlt ein gewisses Mißbehagen, wohl erkennend, daß dieser Geist noch einer andern Nahrung bedürfe. — Aber dieses Mißbehagen ist bald verschwunden. Eine Darstellung der Patriarchenwelt, auf wenige Blätter zusammengedrängt, gibt uns die angenehmste Beruhigung, und wir fühlen mit dem Knaben, „wie sich sein Geist und seine Gefühle bey dem zerstreuten Leben, bey dem wilden und wunderlichen Treiben um ihn her, bey dem zerstückelten Lernen, dennoch auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung, zu einem lieblichen Frieden versammelt.“

Zeigte sich in jenem Mährchen die Eigenheit des Kindes, dessen rege Phantasie so gern das Ferne, Abenteuerliche und Bunte aufsucht, und für die eigentliche Wahrheit der Dichtung keinen Sinn hat, so sehen wir nun den Knaben das Wahre in der menschlichen Natur, in dem menschlichen Leben gewahr werden. Denn jene heiligen Bücher enthalten ja die ersten natürlichen Zustände des Menschen, die hohen Gedanken und Satzungen, die, so lange Geschichte ist, den Grund des menschlichen Daseyns und Wirkens ausgemacht; diese, dargestellt auf dem herrlichsten Schauplatze, unter den Wundern, der Anmuth des fernen Morgenlands, an hohen ehrwürdigen Menschen, in der einfachsten rührendsten Darstellungsweise. — Wie mußten diese Bücher, zu denen der Knabe auf die wunderlichste äußere Weise kam, auf ihn wirken, bey dem lebendigen, tiefen Sinn und Gefühl! Wie wird ihr Eindruck wiederklingen in der spätesten Zeit! —

Gewiß weit hinaus über die jugendlichen Versuche, heilige Geschichten in einem neuen Gewande ausführlicher darzustellen. Denn was den tiefsten Eindruck auf die Seele macht, bleibt oft eine Zeitlang im Innern verborgen, und bricht dann erst lebendig und mit strebender Kraft hervor; wie das Samenkorn erst einen Keim schlagen muß in der verborgenen Stille. Große dichterische Wahrheit mag der Quartband von Gedichten, den der Knabe dem Vater überreicht, nicht enthalten haben. Aber der Wahrheit kommt er auch dadurch näher auf die Spur, daß durch Beobachtung des Familienwesens jedes Handwerks und der Beschäftigung desselben ihm das eigentliche Wesen menschlicher Zustände deutlicher und anschaulich wird, wie uns die Freude des Knaben bey Betrachtung der köstlichen Steine in dem kaiserlichen Blumenstrauß schon ahnen läßt, mit welchem frischen, heitern Blick der Jüngling und der Mann einst in die Natur, wie in die Kunst schauen werde. — Und daß die Bildung des Mannes vollständig sey, so fehlt es nicht an Uebungen des Leibes. Fechten, Reiten wird ihm mit Ernst beygebracht; dies freylich, wie das meiste Uebrige, nicht auf die Weise, wie wir sie im Tristan, in andern erfundenen Geschichten finden;

sondern unter Bedingungen, wie Menschen und Umstände sie erzeugen 1812.
und nöthig machen. Auch hier wird die gute Natur und der Geist manche Lücke zu füllen haben.

Billig wird am Ende des Buchs der Männer gedacht, die auf den Knaben Einfluß gehabt. Auch sie mögen ihm Dank schuldig seyn; denn diese in ihrer Bedeutsamkeit zum Theil wunderlichen, überhaupt originellen Männer haben sichtbar an ihm Freude gehabt. War es die Lebhaftigkeit, die Lernbegierde des Knaben, die sie ergetzte? oder vielmehr die Gewalt des geahnten Genius, die, ohne sich dessen bewußt zu seyn, auch den fremdartigsten bezwingt? — Das aber mögen sie nicht gewollt haben, noch geahnt, was der Knabe wünscht und hofft, daß diesem Genius der Lorbeerkranz bestimmt sey, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Fünftes Buch. Der Gedanke, wie wichtig und erfreulich es wäre, wenn Jeder, der sein eigenes Leben beschreibt, seine Umgebungen, wie die bedeutenden Begebenheiten, die ihn berührt, in die Beschreibung aufnähme, drängt sich uns von Neuem und stärker auf. Denn hier sehen wir ein altherkömmliches, ehrwürdiges Fest begangen; eine deutsche Kaiserkrönung wird in ihrer Pracht und Herrlichkeit geschildert, den größten Theil des Buchs hindurch. Es war fast die letzte, und diesen Formen ist das Leben entwichen; das sieht man an Allem, deutlich, wie an der alten unförmlichen Burg, deren Winkel und Ecken durch die tausend Lampen hell herausgehoben werden. Um so erfreulicher ist die Schilderung hier, die an Lebendigkeit wol alle frühere hinter sich läßt. Und uns kommt natürlich der Gedanke: wenn alles Historisch-Bedeutende des letzten halben Jahrhunderts, was den berührte, der diese Krönung ansah, von ihm mit seinem Leben dargestellt seyn wird, welch ein reiches, großes Bild, auch der Zeit, wir dann vor Augen haben werden. — Aber wie jene Schilderung uns auch ergetzen mag, lieblicher, anmuthiger ist uns das Bild der ersten Liebe dessen, der die frühern Bücher hindurch unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. O daß wir das Gedicht nicht besitzen, das er, wünschend und hoffend, in der zartesten Liebe, wie aus dem Herzen des geliebten Mädchens, an sie gedichtet hat! das die Geliebte unterschreibt, weil sie das liebebewegte Herz auch wol nicht wahrer auszusprechen wußte. Es wird das erste Gedicht gewesen seyn; denn auch in diesem Fall waltet ja der Gott der Liebe bildend und schaffend über den ungeformten, verworrenen Keimen. — Aber das schönste Denkmal ist diesem ersten Liebesglück gestiftet. — Und wie wir bey den frühern Büchern, deren Inhalt wir, das Zerstreute-

1812. Einzelne sammelnd und zusammendrängend, anzugeben suchten, manchmal fragten, so fragen wir jetzt nachdrücklicher von neuem, ob dies Dichtung sey, oder Wahrheit? — Denn diese Komposition, wie die frische, zarte Liebe sich zwischen jene veralteten, zum Theil wunderlichen Formen drängt, und das Bild des geliebten Mädchens immer nur überall unter den höchsten Personen des heiligen Römischen Reichs und den goldnen Kaiser- und Fürstenmänteln und Pracht-Zügen und Insignien schwebt, ist so lieblich und anmuthig, wie sie nur der große Dichter erfinden konnte. — Das ist wol gewiß, ein minder bedeutender Mensch würde eine Krönung angesehn und zu gleicher Zeit geliebt haben, ohne daß es ihm eingekommen wäre, auch nur in Gedanken, Beydes in Beziehung zu setzen. Das Einzelne, Wirkliche ist Jedem gegeben: es zu verbinden zu einem Ganzen und Schönen vermag nur der höhere Genius; und will man dies Dichtung nennen, so ist in und mit dieser zugleich die höchste Wahrheit, die ja nur vom Geist begriffen wird. —

Und so scheint denn wirklich, was die Astrologen deutend verkündigt, in Erfüllung gehn zu wollen. Jupiter, der die Geburtsstunde dessen, der uns hier unterhalten, freundlich angeblickt, hat ihm den freyen, herrschenden Blick über die Welt gegeben; die Natur wird ihm einst ihre Tiefen aufthun, und er wird das Mannigfaltige, Zerstreute auf Erden mit sicherm Blick überschauen und ordnen; die Herzen der Menschen wenden sich ihm zu, und Venus pflegt schon das Myrtenreis, das sich hold und lieblich in den Lorbeerkranz schlingen soll, der seiner Stirn geflochten ist.

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1812, 28. und 29. Februar.

An

J. W. Göthe.

(Siehe seine Geheimnisse.)

Sie hatte selbst den Schleier ihm gegeben,
Der dämmernd ihren Götterbau umthaut.
Oft flog er, hell und spielend sich zu weben,
Oft ragt' er in die Wolken aufgebaut,
Oft durch sein Dunkel ahnt' ein heilig Leben,
Wenn über weitem Meer' er tief gegraut;
Nie in so reichem Wechsel noch gestaltet
Hat sich der Dichtung Nebelkleid entfaltet.

Ob auch die Schläfe Silberhaar umrage, 1812.
Ihm gönnt die Wahrheit noch des Schleiers Glanz,
Und es gewinnt sich bis zum Sarkophage
Das Alter einen eignen Siegerkranz —
Erzürnt ihn nicht, Genossen seiner Tage!
Ach sonst erlischt sein reines Licht euch ganz,
Er giebt der Gottheit ihren Schleier wieder
Und sehnt sich zu den bessern Schatten nieder.

Denn wo der gleiche Freund ihm vorgegangen,
Ihn grüßt und freudig den Heroen nennt,
Der blinde Bard' ihn lächelnd hält umfangen,
Mit ihm den alten Kranz zu theilen brennt,
Wo ihn Elektra's Sänger, voll Verlangen,
Zugleich der Britt' als Bruder wiederkennt,
Wo Meister ihn der Römer Meister preisen,
Da rühmt ein würd'ger Dank den Sängerweisen.

Auch denen mild sein Zauber der Gesänge
Das Leben hier, dort die Gestalt erneut,
Sie nah'n ihm all' ein freudiges Gedränge:
Iphigenia lauscht ihm hocherfreut,
Der ehrne Ritter liebt die trauten Klänge,
Der Held der Freiheit ihm die Rechte beut,
Der Sänger mit den zwei Unsterblichkeiten
Wählt die, so Göthe's Weisen ihm bereiten.

Zur ätherreinen Höh' der Kunst gestiegen,
Dir kann des Lebens Fackel nie verglühn,
Du gehst hinab mit frischen Jugendzügen,
Der Lorbeer deiner Scheitel ewiggrün,
Selbst wo die luft'gen Schatten Leben trügen
Siehst du befreundet eine Welt dir blühn
Und jeder Zeit entwandelte Geschlechte,
Sie reichen als Genossen dir die Rechte.

J. G. S.*)

Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann, Die Musen, eine norddeutsche Zeitschrift, Berlin, 1812, 1. Quartal, pag. 194—195.

---

*) J. G. Seume.

1812.

Königliche Schauspiele.

Romeo und Julia, nach Shakespeare und W. Schlegel, vom Herrn v. Göthe (zum erstenmal)*).

Nichts spannt die Erwartung höher, als die Veränderung eines Meisterwerks durch einen Meister. Das dadurch erregte Gefühl ist nothwendigerweise, alles Vorurtheil bei Seite gesetzt, ein getheiltes: bald hängt man dem Verfasser an, bald dem Bearbeiter; oft schwankt man ungewiß zwischen beiden. Der Vortheil des ruhig durchdachten Stücks ist für den Verfasser; der Vortheil der Ueberraschung für den Bearbeiter. Alles was den Plan des Verfassers, den Gang des Stückes verändert, erregt bei dem Zuschauer die Frage: Wozu die Neuerung? Die Antwort sogleich anzugeben, fällt um so schwerer, da er mit dem Stücke fortrücken muß, und nicht Zeit zum Vergleichen, zum Untersuchen hat. Also nur das augenblicklich Ueberraschende, und der Endeindruck sind dasjenige, worauf sich, bei dergleichen Bearbeitungen, ein erstes Urtheil gründen läßt.

In Romeo und Julia ist der erste Akt sehr verändert, der letzte sehr abgekürzt, die mittleren drei weichen nur durch Versetzungen, Auslassungen, Zusätze, Veränderungen des Orts ꝛc. vom Original ab. Der erste Akt ist überraschend, obschon der Anfang einem Ballet, einem Singspiel ähnlicher sieht, als einer Tragödie. Bald aber freuen wir uns der humoristischen, echt-shakespeare'schen Rolle des Mercutio, womit Hr. v. G. diesen Akt bereicherte. Mercutio's Laune hebt die entgegengesetzte Stimmung Romeo's. Daß der Prinz auf dem Maskenball erscheint, und sich über die Feindschaften der Häuser Capulet und Montague erklärt, ist fein gedacht; daß Paris, die Maske in der Hand, um Julien beim Vater wirbt, ist es weniger. Oder soll es mit dem Liebesantrag Romeo's an die schöne Unbekannte kontrastiren? Die Rolle der Wärterin, und größtentheils Capulets, so charakteristisch im Original, sind verloren gegangen, und zu gemeinen herabgezogen; doch dient Mercutio (obschon gemein gespielt) zum Ersatz. Daß Hr. v. G. mit der Nachtscene im Garten den Akt schließt, und den 4ten mit der Morgenscene in Juliens Zimmer anheben läßt, ist von treffender Wirkung, und zeigt von großem theatralischen Takt. (Die Abtheilung in Akte ist bei den Shakespeareschen Stücken, wie bekannt, eine spätere Einrichtung.) Eine ganz neue Scene, ebenfalls im

*) Am 9. April d. J.

4ten Akt, ist die auf Romeo's Abschied folgende Liebeserklärung 1812.
des Grafen Paris. Sie wurde größtentheils so leise gesprochen und beantwortet, daß mir vieles verloren ging. Das Gehörte war zart, der Auftritt statt mit dem Vorigen im Gegensatz, mit dem Zorn des Vaters, dem Willen der Mutter, dem Rathe der Wärterin war er gleichwohl in Verbindung, unerwartet und überflüssig. Bei Shakespeare treffen sich beide von Ungefähr in Lorenzo's Zelle. Hier ist der Morgenbesuch ganz unvorbereitet. Unbegreiflicher, weniger zu entschuldigen ist es, daß Hr. v. G. die Scenen übergangen hat, in welcher Julie von den Ihrigen für todt gehalten und beweint wird. Ohne diese Scene ist ja die Wirkung des Schlaftrunkes kaum angedeutet, und wir wissen kaum, daß und wie sie in die Gruft gebracht worden ist. Im Englischen Romeo, mit Garricks Aenderungen, hebt sogar der fünfte Akt mit dem feierlichen Leichenpomp und einem Sterbe-Choral an. Jene Götheſche Auslassung dagegen, und die Abkürzungen im 5ten Akt, wodurch die dreifache Mordscene keinen Zeugen und Theilnehmer erhält, als den einzigen (noch dazu kalten) Lorenzo, stumpfen die Spitze der Schwerte und Dolche, die Schärfe des Gifttranks ab, und bringen den Zuschauer um den so theuer erkauften und erwarteten Eindruck. Der Schluß ist kalt, das Stück stirbt hin. So spreche ich heute, so fühlte ich gestern. Im 5ten Akt ist Balthasar, Romeo's Diener, in einen jungen Pagen verwandelt. Diesem wird der Todesfall Julia's, als schöne Erzählung, in den Mund gelegt, und also das Mangelnde des 4ten Akts ergänzt. Die Erzählung ist von Meisterhand, um so unzeitiger ist das Bild, was im Shakespeare, Garrick, Schlegel und Göthe, Romeo, der untröstliche, giftsuchende Romeo von dem Apotheker entwirft. Ein Federzug, und das unzeitig-empörende Bild mit der kindischen Beschreibung des Innern einer Apotheke, verschwinde! Hat doch Hr. v. G. mit einem solchen Federstrich die originelle Beschreibung der Traumfee Mab weggebannt. G.

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1812, 11. April.

1812. **Nürnberg, b. Schrag: Neues Journal für Chemie und Physik, in Verbindung mit Bernhardi, Bucholz, v. Crell, Gehlen, Hermbstädt, Hildebrandt, Klaproth, Oerstedt, Pfaff, Seebeck, Weiß, herausgegeben von Dr. J. S. C. Schweigger, der Physik und Mathematik Prof. am Christ. Ernest. Colleg. zu Baireuth u. s. w.**

— Heft 1. Von den Farben und dem Verhalten derselben gegen einander, von Dr. Seebeck (welcher diese, von ihm schon vor 5 Jahren entworfenen Farbenlehre, wegen einiger Abweichungen von ähnlichen, hier jetzt mittheilt.) „Die Farben sind Halblichter, Halbschatten" (mit Hinweisung auf Goethe's Farbenlehre Bd. 1. Thl. 1.) „Es giebt nur drey Hauptmomente der Farbenerzeugung, zwey, wo die Elemente in ungleicher Action, und einen, wo sie gleichwirkend sind. Wo das Helle überwiegend ist, da bildet sich Gelb, wo das Dunkele, — Blau. Sie sind beide Elemente, das Helle wie das Dunkele, gleichwirkend: so wird Roth erzeugt. Gelb, Roth und Blau sind primitive Farben, Urfarben." — „Je zwey von diesen geben eine Mittelfarbe, Gelb und Blau geben Grün, Blau und Roth Violet, Roth und Gelb Orange. Von diesen Verbindungen nimmt Grün die erste Stelle ein, und scheint von höherer Bedeutung, als die anderen secundären Farben, da auch in demselben die beiden Gegensätze der primitiven Farben, Gelb und Blau, ins Gleichgewicht treten." u. s. w. Die hierauf folgenden Erläuterungen und Experimente sind eigentlich nur hinreichend, die Meinung zu widerlegen, daß Gelbroth, Grün und Violet einfache Farben, dagegen Gelb, Roth und Blau componirt seyen, indem im Gegentheil jene auf jede Weise, und diese nie eigentlich componirt werden können. Keineswegs aber ist das hier Vorgetragene im Stande, das Princip dieser Farbenlehre, welches sie mit der goetheschen gemein hat, einleuchtender zu machen. Auch in der eigentlich physikalischen Ansicht (der mathematisch-optischen nicht zu gedenken) kann jenes Princip unmöglich genügen, weil darin ein Nebenpunkt der Farbenbildung zum Hauptpunkte gemacht ist. Daß nämlich diese, und insbesondere die der farbigen Strahlen, gleichsam mit Trübung des reineren Lichts verknüpft sey, ist nicht zu leugnen, und eben hierauf stützen sich die vielen einzelnen Wahrheiten (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) jener Farbenlehre; daß aber die Farbenerzeugung in jener Trübung des Lichts (als solcher) besteht, ist der falsche Satz, aus welchem alle Irrthümer jener Lehre entspringen. Denn die Intensität des auf

unseren Sinn wirkenden Lichts, des Leuchtens, in den Farben, geht 1812.
mit dem Qualitativen ihrer Gegensätze durchaus nicht parallel, und der ganz andere Grund jenes Qualitativen ist nicht nur die Hauptsache für die eigentlich physikalische Ansicht der Farben, sondern zugleich auch das einzig Anwendbare in der chemischen Farbentheorie. Möchte man doch nicht übersehen, daß von einem an sich hellen, und an sich dunklen Elemente der Farben schon darum nicht die Rede seyn könne, weil alles Leuchten, — auch das im sogenannten reinsten Lichte, — einen Conflict der beiden (an sich unsichtbaren und nicht leuchtenden) Elemente bereits voraussetzt. m. t. b.

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, 1812, 16. April.

Darstellung von Romeo und Julia, von Göthe, auf dem Theater zu Berlin.

Vor Kurzem wurde Romeo und Julia, nach Shakespeare und A. W. Schlegel, von Göthe zum ersten Male auf hiesiger Bühne gegeben.

Wer hat wohl nicht, von der unendlichen Schönheit dieses Trauerspiels durchdrungen, den sehnlichen Wunsch gehegt, dasselbe einmal würdig dargestellt zu sehen, und wer hätte dabei der Besorgniß Raum geben können, dieses herrliche Drama möchte auf der Bühne nur eine schwache Wirkung hervorbringen? Gleichwohl ist dies in der That der Fall, sogar bei dieser Bearbeitung eines Meisters, der alles, was unserer Art zu empfinden in der Urschrift nicht zusagt, weggelassen oder gemildert, den häufigen Wechsel der Szenen, der unsre Aufmerksamkeit zerstreuen würde, um ein Beträchtliches vermindert, und bei mancher nicht unwichtigen Veränderung doch die Hauptszenen ganz und gar unberührt gelassen und A. W. Schlegels treue Uebertragung beibehalten hat.

An der Darstellung lag die Schuld des auffallend geringen Erfolges wohl nicht; sie war, wenn auch nicht vorzüglich, doch im Ganzen gut zu nennen; ja Demoiselle Maaß stellte die Julia vortrefflich dar, mit tiefem Gefühl, mit Sinnigkeit, mit so zarter Anmuth als würdevoller Kraft — und auch Herr Bethmann befriedigte als Romeo, nur ward die Einheit seines Spiels durch die hin und wieder sich eindrängende, hier nicht anwendbare Nachahmung der Manier der französischen Tragödie, besonders in der Deklamation, etwas gestört.

1812. **Nürnberg, b. Schrag: Neues Journal für Chemie und Physik, in Verbindung mit Bernhardi, Bucholz, v. Crell, Gehlen, Hermbstädt, Hildebrandt, Klaproth, Oerstedt, Pfaff, Seebeck, Weiß, herausgegeben von Dr. J. S. C. Schweigger, der Physik und Mathematik Prof. am Christ. Ernest. Colleg. zu Baireuth u. s. w.**

— Heft 1. Von den Farben und dem Verhalten derselben gegen einander, von Dr. Seebeck (welcher diese, von ihm schon vor 5 Jahren entworfenen Farbenlehre, wegen einiger Abweichungen von ähnlichen, hier jetzt mittheilt.) „Die Farben sind Halblichter, Halbschatten" (mit Hinweisung auf Goethe's Farbenlehre Bd. 1. Thl. 1.) „Es giebt nur drey Hauptmomente der Farbenerzeugung, zwey, wo die Elemente in ungleicher Action, und einen, wo sie gleichwirkend sind. Wo das Helle überwiegend ist, da bildet sich Gelb, wo das Dunkele, — Blau. Sie sind beide Elemente, das Helle wie das Dunkele, gleichwirkend: so wird Roth erzeugt. Gelb, Roth und Blau sind primitive Farben, Urfarben." — „Je zwey von diesen geben eine Mittelfarbe, Gelb und Blau geben Grün, Blau und Roth Violet, Roth und Gelb Orange. Von diesen Verbindungen nimmt Grün die erste Stelle ein, und scheint von höherer Bedeutung, als die anderen secundären Farben, da auch in demselben die beiden Gegensätze der primitiven Farben, Gelb und Blau, ins Gleichgewicht treten." u. s. w. Die hierauf folgenden Erläuterungen und Experimente sind eigentlich nur hinreichend, die Meinung zu widerlegen, daß Gelbroth, Grün und Violet einfache Farben, dagegen Gelb, Roth und Blau componirt seyen, indem im Gegentheil jene auf jede Weise, und diese nie eigentlich componirt werden können. Keineswegs aber ist das hier Vorgetragene im Stande, das Princip dieser Farbenlehre, welches sie mit der goetheschen gemein hat, einleuchtender zu machen. Auch in der eigentlich physikalischen Ansicht (der mathematisch-optischen nicht zu gedenken) kann jenes Princip unmöglich genügen, weil darin ein Nebenpunkt der [illegible]benbildung zum Hauptpunkte gemacht ist. Daß nämlich di[illegible]sondere die der farbigen Strahlen, gleichsam mit [illegible] Lichts [illegible]ft sey, ist nicht zu leugnen [illegible] einzelnen Wahrheiten [illegible] Farbenlehre; daß abe[illegible]ung Lichts (als solcher) b[illegible]lsche Irrthümer jener Leh[illegible] Den[illegible]

unseren Sinn wirkenden Lichts, des Leuchtens, in der Farben, [illegible] mit dem Qualitativen ihrer Gegensätze durchaus nicht [illegible] der ganz andere Grund jenes Qualitativen ist nicht nur die [illegible]sache für die eigentlich physikalische Ansicht der Farben, sondern zugleich auch das einzig Anwendbare in der chemischen [illegible] Möchte man doch nicht übersehen, daß von einem [illegible] und an sich dunklen Elemente der Farben schon [illegible] Rede seyn könne, weil alles Leuchten, — [illegible] reinsten Lichte, — einen Conflict der beiden [illegible] und nicht leuchtenden) Elemente bereits [illegible]

[illegible]

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Jena [illegible]

Darstellung von Romeo und Julia [illegible] Theater zu Berlin.

Vor Kurzem wurde Romeo und [illegible] und A. W. Schlegel, von Göthe [illegible] Bühne gegeben.

Wer hat wohl nicht, von der [illegible] Trauerspiels durchdrungen, [illegible] einmal würdig dargestellt zu sehen, [illegible] sorgniß Raum geben können, [illegible] der Bühne nur eine schwache [illegible] ist dies in der That der Fall, [illegible] Meisters, der alles, was [illegible] nicht zusagt, weggelassen [illegible] Szenen, der unsre [illegible] trächtliches vermindert, [illegible] änderung doch die [illegible] und A. W. Schlegels [illegible]

An der [illegible] Erfolges wohl [illegible] Ganzen gut [illegible] vortrefflich [illegible]



1812. Die unerwartete Erscheinung kann zunächst nur in dem Drama selbst oder, zum Theil wenigstens, in der Bearbeitung ihren Grund haben. Der erste und zweite Akt, in jenem vornehmlich das so bezaubernd schöne Liebesgespräch im Garten, und in diesem die Duellszene zwischen Tybald und Mercutio (wiewohl Herr Unzelmann die letztere Rolle zu materiell nahm), machten einen seltenen, ja man kann sagen wunderbaren Eindruck und viel Zuschauer äußerten darüber lebhaftesten Beifall. Hier zeigt sich die Meisterschaft des Bearbeiters ganz unverkennbar — zuvörderst ist alles auf dem Tanzsaal concentrirt, und daß jenes Liebesgespräch den ersten Akt schließt, kann man in aller Hinsicht als eine Verbesserung ansehen; vielleicht hatte es Shakespear auch so angeordnet, denn bekanntlich ist die Abtheilung der Akte, wie wir sie jetzt haben, nicht von ihm. — Beim dritten Akt fing die Theilnahme schon an merklich abzunehmen; dem folgenden hörte man nur mit gewöhnlicher Aufmerksamkeit zu, der letzte Akt aber ward mit auffallender Gleichgültigkeit aufgenommen, und der Schluß zumal ließ völlig kalt. — Daß die Darstellung nicht die Schuld des auffallend schwachen Eindrucks trägt, beweist auch der Umstand, daß dies Trauerspiel, wie man hier aus sicherer Quelle weiß, auf der Weimarschen Bühne gleichfalls kein Glück gemacht hat; nach dem Aufsatze über die Aufführung in Weimar, der sich im vorletzten Stück des Journals des Luxus und der Moden befindet, sollte man freilich das Gegentheil glauben. Wer aber diesen schwerfälligen, in der neumodisch tiefsinnigen Manier geschriebenen Aufsatz durchzulesen sich überwinden kann, wird leicht an dem alles preisenden Ton gewahr werden, daß er blos eine gutgemeinte Lobschrift ist, die von einem günstigen Vorurtheile ausgehend überall lauter Vollkommenheit entdeckt.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1812, 20. April.

Schöne Künste.

Die k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien hat von dem Monarchen neue Statuten erhalten. Diese wurden am 12. Feb. d. J., an dem Geburtstage des Kaisers, publicirt, und damit eine öffentliche Preisertheilung verbunden. Die Erzherzöge Karl, Anton, Johann, Rainer, Ludwig und Rudolph, so wie der Herzog Albert von Sachsen-Teschen,

wohnten dieser Feyerlichkeit bey, an der sehr Viele aus den höchsten 1812
und gebildetsten Stände Theil nahmen. —

— Hr. Ellmaurer verlas den wesentlichsten Theil der Statuten und hielt im Namen der Akademie eine kurze Rede. Der Präses derselben, Hr. v. Sonnenfels, machte darauf bekannt, daß die Kaiserin den Titel eines schützenden Mitgliedes der Akademie angenommen habe, und proclamirte dann folgende neu erwählte Ehren- und Kunstmitglieder derselben:

I. Inländische Mitglieder: die Erzherzöge Johann, Palatin von Ungarn, und Ludwig; die Fürsten v. Trautmannsdorf, Joh. v. Lichtenstein u. s. w.

II. Auswärtige Mitglieder: In Weimar: Hr. v. Goethe, Geh. Rath und Minister.

Hr. v. Sonnenfels hielt hierauf eine kurze Rede, und der Curator der Akademie beschloß die Feyerlichkeit mit der Vertheilung mehrerer Preise.

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1812, 30. Junius.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Erster Theil. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. **Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.** 1811. XII u. 515 S. kl. 8.

Je anspruchsloser unser berühmter Dichter Goethe hier als Selbstbeschreiber seines Lebens erscheint, um so mehr verdient er bey der Merkwürdigkeit dessen, was er uns von sich ankündigt, und was sich ihm als Zuthat und Einfassung seines Lebensromans historisch zudrängte, Lob und Dank für ein so schönes, anziehendes, trefflich lebendiges Buch, das den besten Erzeugnissen seiner Muse an die Seite gesetzt, und manchen derselben vorgezogen werden darf. Wenn die Dichtkunst einen mächtigen Zauber besitzt, so übt die Wahrheit noch einen stärkeren aus; und wie sollte nicht ein fühlendes Gemüth von Vergnügen hingerissen werden, wenn ihm bedeutende, mannigfaltige Wahrheit aus den Schicksalen eines großen Mannes, aus den Begebenheiten des besondern und öffentlichen Lebens, treu umrissen, dichterisch beseelt und gefärbt, und mit eingewebten eigentlichen Poesieen, von einem Meister der Kunst vorgeführt wird.

1812. Ohne jenen Lobrednern gleichen zu wollen, welche nicht Worte für ihren Gegenstand finden können, weil sie zu viele und hohe suchen, und im Grunde mehr durch fremde Größe selber zu glänzen, als was an der Sache ist, zu erzählen begehren, gestehen wir dennoch, daß wir uns in Verlegenheit befinden, die verschiedenen interessanten Seiten dieses Buches aufzuzählen, an denen Göthe's Geschick eben so viel Antheil als seine Behandlungsgabe, und natürlich den frühern hat. Wir versichern daher einfach, daß kein Künstler, kein Historiker, kein Psycholog, kein Mensch überhaupt von Verstand und Geschmack diesen Anfang von Göthe's Biographie kalt und ganz unbefriedigt aus den Händen legen werde; aber Einzelnen muß das Werk noch besonders zusagen, je nachdem das allgemein Interessante, das jede Lebensbeschreibung eines bedeutenden Menschen enthält, sie durch die Kette der Verhältnisse, durch wirkliche Theilnahme der Gegenwart, oder nahe Erinnerungen in stärkerm Grade berührt. Viele Leser haben die schöne Periode Deutschlands, in welche Göthe's frühere Lebenszeit fiel, gekannt und genossen; sie sahen hier viele Umstände dieser Zeit von einem Manne wieder hervorgerufen, der sie zu kennen, aufzufassen, und jetzt darzustellen von innen und außen besonders befähigt war; sie finden den Schriftsteller selbst, wie er in diese Zeit von seiner Seite einzugreifen die erste Aufforderungen erhielt, und die ersten Wahrzeichen seiner künftigen Einwirkung an den Tag legte. Wem aber dieser erste Theil sich am innigsten empfehlen muß, das sind die Mitbürger in Göthe's Vaterstadt und ihren Umgebungen, denen der geschätzte Landsmann sich, wie er war, und wie er wurde, in dem ganzen stillreizenden und großen Gefolge der vaterstädtischen Besonderheiten darstellt, und ihnen ihre Heimath mittelst örtlicher und geschichtlicher Malereyen wo möglich noch bekannter und noch lieblicher macht, als sie, in aller Hinsicht eine der wichtigsten Städte, ihren heimathlustigen, und bey aller Bescheidenheit heimathstolzen Einwohnern jederzeit vorkam. Und dieses in dem vergnüglichen Tone der Unterhaltung, und mit der einfach natürlichen, doch wohlverstandenen Bildnerey, denen auch der Weltfremde gerne zuhört und zusieht, und wobey er das fremde Vaterland wenigstens auf den Augenblick sich gern als das seinige träumen mag.

Was dem Kenner von Göthe's Schriften und Wirksamkeit schon nach Lesung dieses ersten Theils ganz vorzüglich auffallen und manchen wundern möchte, der ungebührlich viel der natürlichen Natur zutraut, ist das, was das Griechische Motto auf dem Titel mit in sich schließt, nämlich: Die große Begünstigung,

welche Göthe's glücklicher Anlage durch die Fügung der 1812.
Umstände zu Theil geworden. So ausgezeichnet jene ist, so auserlesen waren unstreitig auch diese, um den Verf. von Kindheit auf zu dem zu machen, was er werden durfte. Edle bürgerliche und Familienverhältnisse, eine aufmerksame, die meisten Gegenstände der Wissenschaften, Künste und sonstiger Bildung (freylich nicht mit immer gleichem Verdienst) umfassende Erziehung, der frühe Umgang mit den geschicktesten und geistreichsten Männern, die frühe Bekanntschaft mit dem Besten in allen Fächern, das Zusammentreffen einheimischer und fremder Köpfe und Erscheinungen von Wichtigkeit, Ruhe und Unruhe des Orts und der Welt, Bequemes und Widerwärtiges, mußten beytragen, um dieses Talent, an sich frühreif, kraftvoll und zu Allem aufgeweckt, schon so bald zu seiner entschiedenen Größe und Vielseitigkeit zu entwickeln. Seit Göthe uns die Verhältnisse seines ersten Alters aufgeschlossen hat, sehen wir ein, daß ein Anderer an seiner Stelle zwar nicht Er geworden wäre (denn kein Mensch wird doppelt hervorgebracht) aber doch unsern ganzen Tadel tragen würde, wenn er Nichts geworden wäre.

Daß bey einem Manne von des Verf. Geist und Erfahrungen die philosophischen Reflexionen über sich und die Außenwelt eine besondere Würze zu dem schmackhaften Ganzen hinzuthun, wenn er sein Leben beschreibt, und daß er dadurch sehr lehrreich und nützlich, seine Erzählung doppelt belebt und sinnvoll wird, versteht sich beynahe von selbst; gleich manchem andern, dessen wir nur darum nicht gedenken, um nicht als unwürdige Beurtheiler eines Schriftstellers zu erscheinen, der auch bey seinen Lesern Vieles voraussetzt, ohne welches sie nicht seine Leser wären. Weil daher in solchen Fällen beyde Theile zusammen verstanden seyn müssen, man dem Autor wenig Gefallen durch ein secirendes Lob erweist, und dem Leser besser die gute Kost zu genießen überläßt, als vorzeigt, wie er den Löffel einzutauchen und zum Mnnd zu führen habe; überdem an einer wahren Geschichte nichts zu recensiren ist, als wenn man mit dem einäugigen Mentor fände, daß die Vorsehung es besser hätte machen können: so wird die richtigste Art der Anzeige ein leichter Abriß des Inhalts seyn: ein einladender Speisezettel für die wohlgezierte Tafel.

In der Vorrede macht der Verf. mit der nähern Veranlassung zu diesem Werke bekannt. Er theilt die Aufforderung eines Freundes mit, daß der Dichter seine Freunde mit einem Entwurf der Geschichte seiner Werke und seiner Bildung zur Unterstützung in

1812. ihren darüber angestellten Betrachtungen beschenken möge, zeigt dann die Art an, wie er dieses Verlangen zu erfüllen nöthig gefunden, woraus diese Schilderung seines Gangs und der gleichzeitigen, auf ihn einfließenden Weltbegebenheiten und Menschencharaktere entsprungen sey.

Dieser erste Band zerfällt in fünf Bücher. —

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Wir haben dem Verf. unsere Hochachtung und unsern Dank an den Tag gelegt: wir werden jetzt auch das Recensentenrecht des Tadelns ausüben dürfen. Wir bemerken daher zuerst einige kleine Unrichtigkeiten, die uns zum Theil von Andern bemerkt worden sind. S. 26. wird der Denkspruch Altdeutscher Gerechtigkeit im vormaligen Rechtszimmer zu Frankfurt so angeführt:

Eines Manns Rede
Ist keines Manns Rede
Man soll sie billig hören Beede.

Diese, wie wir vernehmen, öfter falsch überlieferten Verse heißen eigentlich:

Eines Manns Rede, eine halbe Rede;
Man soll sie billig hören Beede.

Oder, wie sie uns ein Freund von der Fracturschrift des Originals diplomatisch copirt hat:

Eyns. mans. redde. ein. halbe. redde.
Man. sal. sie. billich. verhoren. bede.

S. 223 sey, glaubt man, nicht Liebfrauenkloster, sondern Weißfrauenkloster zu lesen. Eben so S. 375 ff. mehrmals nicht von Malapart, sondern von Malapert. (Hinten ein E.) Als Grund der höchsten Ehrfurcht vor dem Großvater wird S. 75. seine oben bemerkte Weissagungsgabe (gleichsam nach antiken Begriffen) angegeben, da es doch bekannt ist, daß dieses Talent in seiner Art oft sehr zufällig, nämlich ohne Verhältniß zur übrigen Würde eines Menschen erscheint, wie einzelne Kunsttalente, oder äußere Geschicklichkeiten. Wir bemerken dieses für Leser, welche der Sache, wie sie verdient, Glauben beymessen, aber sie unrichtig schätzen könnten; der Verf. nimmt freylich die Wendung: „Was die Ehrfurcht, die wir empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung be-

sitze.“ Dann wird S. 78 hinzugesetzt: „Aber auf keines seiner 1812.
Kinder und Enkel hat sich eine solche Gabe fortgeerbt: vielmehr waren sie meistentheils rüstige Personen; lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.“ Inzwischen will man sichere Nachricht haben, daß jenes in der menschlichen Natur gegründete Phänomen sich eben an der im folgenden geschilderten lebhaftesten der Tanten häufig geäußert habe.

Noch einen wichtigern Punct müssen wir in Anregung bringen, worüber der Verf. uns nicht zürnen darf, weil wir ihn selbst darin behaglicher und heimischer sehen möchten; weßhalb er unser Thun auch nicht mit der Unart vermengen wird, welche er am Schluß der 68. Seite rügt. Es ist der Punct der Religion. Wenn irgendwo in Göthes Schriften, so äußert sich in dieser bey einem deutlichen tiefen Herzensbedürfniß ein nur beschwichtigter, oft aufflammender Herzensstreit, und ein Zankapfel zweyer Naturen. Die äußere, nämlich die mit den zärtesten und stärksten Bildern der Sinnenwelt, oder ihren phantastischen Ableitungen reich angefüllte Imagination scheint bey diesem schon vieljährigen Dichter allmälig so fest geworden, hat ihn so fest an sinnliches Ideal gebunden, und so zerschlagen in die Liebe der Vielheit und Allheit der Erscheinungen, daß bey der größten Universalität des Gemüths doch der wahre Centralsinn sich nirgend bey ihm frey geöffnet zeigt, sondern bloß grabende Gefühle, die diesem kämpfenden geistlichen Sinn, der allein ohne Illusion den Menschen bleibend beglückt, zur Freyheit helfen wollen. Der Dichter ist mit ihm nicht unbekannt; die Bekanntschaft, welche ihm sein Leben auch bey andern damit verschafft hat, hat sich in seinen Werken hin und wieder abgespiegelt; aber er betrachtet ihn wieder nur als individuelle Erscheinung, oder abgezogene generische Form, verachtet ihn demnach im Grunde eben so sehr, als er ihn hochhält. Durch das Medium der erzwungenen Gleichgültigkeit, oder ästhetischen Unparteylichkeit, die aber nur ein ästhetischer Riegel für den Geist ist, wird auch dieses Einzelne im bunten Gewühl des Ganzen beschaut; steht es durch sich selbst höher, so erfährt es doch keine viel nähere Freundschaft vom Herzen des Dichters, als das edle Sinnliche, und wird, wie es ihm hiernach nothwendigerweise fremdartig ist, dadurch oft weit ins Schauerliche hinein, oder gar ins Steinerne und Farbige herausgearbeitet. Nicht als wenn wir diese Formen verkennten, oder in der poetischen Erscheinung unzulässig fänden, sondern weil wir zwischen ihnen so wenig die rechte gefunden haben, hingegen viel Widerspruch mit der rechten, folglich der Mißgriff auf jener Seite liegen muß. Wir

1812. vermischen auch nicht über die Gebühr den Dichter und sein Werk; dennoch müssen wir sagen: wenn jene Centralform in der schönen Seele der Lehrjahre manchmal in reiner Würde stralt, so scheint ihr Licht seitdem bey dem Dichter trüber denn ehedem geworden, und Schattenschläge andrer, verwandter Gebilde, mehr der Phantasie, als der einfältigen, doch unendlich reichen Wahrheit angehörig, darüber hingeworfen zu seyn. Gleichwohl kostet es nur die kindliche Einfalt, den starren Riegel entzwey zu schlagen (Töpferwaare zu zerbrechen), um sich in dasjenige zu versetzen, dessen Eingang und Thorweg die Einfalt selbst, das Innerste aber die höchste Vollkommenheit ist. Dieses Kosten scheint freylich theuer zu seyn. Denn die Vernunft hält es für Erniedrigung, und zieht vor, sich stolz in die Allgemeinheit der Ahnung zu zerstieben, wo sich doch kein Halt und kein Trost und nichts als eine negative Lüge findet. Wir glauben einem Mann wie Göthe verständlich zu reden: denn hier reden wir wirklich mit ihm selbst, und keineswegs mit geringfügigern Menschen. Dieser treffliche Meister der Phantasie hat sich auch als Schriftsteller von Seiten gezeigt, welche zugleich große Realität des Willens in ihm beurkunden; aber man bedauerte, daß er sich auch wohl in Wege verstieg, auf denen Irrlichter und Sümpfe ihn bedrohten, letztere ihm wohl schon die Füße netzten, und wo er nie dazu gelangen konnte, zu beherrschen, was ihn so wunderreich umflog. — Wenn wir S. 52. 53. den zornigen Gott des alten Testaments und die Verlegenheit des Knaben, sich in ihm zurecht zu finden, als isolirte Falte, die keiner weitern Fortführung fähig ist, übergehen; wenn wir uns S. 83. der Ansprache freuen, welche die wärmere Sinnesart abgesonderter christlichen Secten in dem Herzen des Knaben und des Mannes findet: so thut es uns leid, letztern auf den folgenden Blättern nicht ohne Behagen den Deismus des ersten entwickeln, und (über das Sagar S. 172 hinaus) den Lucianischen D. Albrecht S. 296 ff. zu des Lehrers und Schülers Lust in dogmatische Verlegenheiten gesetzt zu sehen. Der folgende lange Auszug aus der Genesis ist offenbar keines Christen Werk, sondern ein menschlich verbildetes Conterfey, etwa von der Hand eines alten Classikers, zu welchem Palästinas Ruhm und die Urgeschichte der Einwohner gedrungen, der daher auch von dunkeln Göttern spricht, aber das Wesen des nahgewordenen Gottes der Götter wenig ahnet. Gleichwohl würde die nähere Vertrautheit mit diesem ihm S. 351. über das auserwählte Volk Gottes und über das: „wie es mochte gekommen seyn", ein hoch und tief stralendes Licht angezündet haben. — Christenthum war

von Frühem her die Seele der deutschen Kunst; sie konnte ihr nicht 1812.
ausgehn durch veränderte Ritus, oder gereinigte Dogmen: denn die biblische Schatzkammer blieb, nämlich bey der Dogmen Reinigung und Wiederherstellung, freylich nicht bey ihrer Ausklärung und Verjagung. Herz und Phantasie stehen in unmittelbarer Berührung mit dem Himmel, und es ist die Aufgabe des Künstlers, diese Berührung inniger zu knüpfen, lebhafter zu begeistern. Nur als geistlicher Christ (wir wollen beyspielsweise sagen, in Klopstock's Charakter) vermag er dieses wahrhaft; als Phantast wird er uns kirchliche Steine für lebendiges Brod geben, aber als Zweifler und logischer Kritiker wird er gar aufhören, Künstler zu seyn. Er wähne nicht, alsdann ein Reinmenschliches und ein Reingöttliches an die Stelle des Zernichteten für sich oder Andre aufzurichten; in demjenigen, was er zu zernichten, oder bey Seite zu schieben versucht, ist es göttlich gegeben, ohne mögliche Aenderung oder Stellvertretung. Aber es will tief kennen gelernt, es will auch an Seele und Verstand erfahren, und nicht bloß darüber hingefragt seyn. Möchten doch wahre Künstler (denn wir reden in Göthe zu allen) auch nun noch eine thörichte Weisheit umfassen, die der Geist des Verstandes selber ist, und die allein vermag, ihren Werken sogar über die Erscheinungswelt hinaus Unsterblichkeit zu verleihen! Wie schön leitet der Verf. sich selbst hiezu an, und wie bestätigt er unsre Behauptung, von der ihm innig beywohnenden Religiosität durch die Bemerkung S. 480. „Eine politisch religiöse Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht, aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beyder vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet." JMO.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur, Heidelberg, 1812, N. 15, pag. 225—238.

Die Verdienste, welche sich Hr. Dr. Leonhard zu Hanau, großherzogl. Frankfurt'scher General-Inspector der Domänen und Correspondent der hiesigen Königl. Societät der Wissenschaften, um das Studium der Mineralogie durch Herausgabe nützlicher Schriften erwirbt, haben bereits in unsern Anzeigen Anerkennung gefunden,

1812. indem von uns die systematisch-tabellarische Uebersicht der Mineralkörper der Herren Leonhard, Merz nnd Kopp das Leonhard'sche Taschenbuch für die gesammte Mineralogie, mit gebührendem Lobe angezeigt wurde. Wir glauben es nur aber dem Eifer und dem Fleiße des Hrn. Leonhard schuldig zu seyn, hier auch eine kurze Notiz von seinen fortgesetzten Bemühungen für die Beförderung des mineralogischen Studiums, mitzutheilen, wenn dieses gleich nicht zum Zwecke haben kann, das mineralogische Publicum auf die Schriften des Herrn L. aufmerksam zu machen, indem sich diese gewiß schon in den Händen eines jeden wahren Freundes der Mineralogie befinde. Wir wollen mit der Fortsetzung des Taschenbuchs beginnen, dessen Hauptzweck ist, eine gedrängte, vollständige Uebersicht von den Fortschritten der gesammten Mineralogie in dem Verlaufe eines Jahres, zugleich aber auch eigene neue Beyträge für die verschiedenen Zweige der Wissenschaft zu liefern.

Taschenbuch für die gesammte Mineralogie, mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen, Herausgegeben von C. C. Leonhard. Zweyter Jahrgang (1808), mit Kupfern u. Karten. 406 S. in Octav. — I. Abhandlungen. Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert vom Hrn. geh. Rath v. Göthe in Weimar. Dieser Aufsatz, welcher zunächst als Commentar zu den Gebirgsarten-Sammlungen dienen soll, welche der Wappen- und Edelsteinschneider Müller in Karlsbad ausgibt, war zuvor besonders abgedruckt in Karlsbad erschienen, aber nicht in den Buchhandel gekommen. —

Dritter Jahrgang (1809). 408 S. mit 4 Kupfern und Hauy's Bildniß. I. Abhandlungen. 1) Der Kammerberg bey Eger, beschrieben von Hrn. geh. Rath v. Göthe. —

Göttingische gelehrte Anzeigen, Göttingen, 1812, 26. September.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit von Göthe. Erster Theil. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. **Tübingen 1811.**

Wer nur hin und wieder etwas von Göthe's Leben und Art gehört hatte, der mußte wohl sonderbar überrascht werden, als es hieß: Göthe schreibe sein Leben, eine Arbeit, die schon in der Nachrede zur Farbenlehre bestimmt angedeutet wurde. Man vermuthete

nicht ohne Grund eine große Zurückhaltung, und der Zusatz auf 1812.
dem Titel schien sogar das Recht in Anspruch zu nehmen, an die Stelle des wirklichen Lebens, so oft es bequem dünkte, ein solches zu setzen, das einer großen Einbildungskraft als möglich erscheinen mochte.

Nun sehn wir mit freudigem Erstaunen, welchem die tiefste Rührung zur Seite geht, den weisen Dichter mit unschuldigem Sinn seine eigenste, wahrste Geschichte, ja sich selbst mit allem Innern, ohne Rückhalt einem Publikum hingeben, das er bisher nicht sehr zu achten schien, in welchem er zwar die lauteste Verehrung gefunden, das aber auch oft mit bösem Willen und stumpfer Einsicht ihm entgegen war. Der dreiundsechzigjährige Dichter, als ein Fürst der Sänger weit und breit erkannt, belastet mit der Verehrung zweier Jahrhunderte, von Kaisern und Königen mit Ordenszeichen beschenkt, Exzellenz und Minister, der sich von jeher darin gefiel, sich von dem Pöbel jeder Art auf jede Art abzusondern, der geht jetzt aus innerem Drang anspruchslos in das beschränkte Dasein der Kindheit zurück, verweilt, von uns allen gesehn, aufs neue in den dürftigen Kreisen der Jugend, und enthüllt mit liebevoller Unbefangenheit die Wege, auf welchen er das geworden, was er zu unserer Freude jetzt ist!

Die Ursachen, die er selbst in der Vorrede für sein Beginnen angiebt, können wir, so schön sie gesagt sind, für unnöthig halten, es ist genug, daß es ihm so gefiel, und sein Talent, bisher so glücklich im Dichten der Wahrheit, braucht keine Entschuldigung, wenn es einen Gegenstand wählte, dessen Behandlung gewissermaßen ein Bewahrheiten der Dichtung heißen kann. Diese Vorrede abgerechnet, die etwas gezwungen scheint durch den doch wohl nur vorgeblichen Brief eines Freundes, der wie Göthe schreibt, ist das ganze Buch so rein, so klar, so frei und heiter, daß es alle Beziehung auf die Leser wieder verliert, weder um ihren Beifall buhlt, noch selbstgefällig lächelt, wie durch einen göttlichen Geist ist ihm jede irdische Befangenheit von der Stirne gehaucht. Da es so ist, so bleibt wohl unausgemacht, ob Göthe's Beginnen eine Freundlichkeit zu dem Publikum sei, oder eine neue Verachtung, der es nur nicht der Mühe werth dünkte, um der elenden Menschen willen einem süßen Triebe, den er in sich fühlte, nicht zu willfahren. Doch wir wollen nicht auf einem Gegenstand verweilen, den Göthe selbst in dem Buche sanft und versöhnend berührt.

Die einfache, stille Weise, in welcher hier erzählt wird, mag den Unverständigen, die auf Prunk und Glanz des Genies gefaßt

1812. waren, ein allzuwohlfeiles Fest dünken, wozu dies Buch uns einladet. Sie ahnden nicht, daß alle Reichthümer der Welt, alle Kunst des Dichters und alle Weisheit des Zeitalters hier in dem bescheidenen Gewande gegenwärtig sind. Wo fände sich wie hier, ein Abbild des wahren, bestimmten Lebens einer großen Zeit, eines ganzen Geschlechts, der Zustände einer Stadt, eines Hauses, das Wirken und Regen menschlicher Kräfte, das innere Heiligthum einer ahndungsvollen Seele, so lebendig, wahr und groß aufgefaßt, so besonnen als ein Glied der Geschichte dargestellt? Wie der siebenjährige Krieg und Friedrich der Große hier auf eine Familie, auf eine Reichsstadt wirken, nur aus der Ferne zwar, aber dennoch heftig und bedeutend, wie der preußische Gesandte späterhin bei der Kaiserkrönung erscheint, und hundert andere Züge dieser Art, ist dies alles nicht erschöpfender für die Kenntniß der damaligen Zeit, als tausend weitläuftige Bücher, die nur davon handeln, und dennoch keinen freien Blick in das Wesen der Geschichte zulassen? Die Gärten um Frankfurt, die Häuser in der Stadt, der Bau, die Einquartierung, das französische Theater, alles ist hier ein Glied in dem großen Lebenskörper eines ganzen Geschlechts, und an jenen Gegenständen werden die Triebfedern und Werkzeuge des Lebens sichtbar. Wie das Leben selbst, so kräftig und lauter ist das Buch auf jedem Punkte, und daher wird es auch vielen Leuten, wie das Leben, armselig und unbedeutend dünken. Man denkt vielleicht an Rousseau, an Stilling, von denen der erstere seine gespannte Natur mit Beredsamkeit, der andere seine weichliche mit dichterischem Zusatz behandelt hat, und tadelt an Göthe, von dem man zugestehen muß, daß er beides gekannt hätte, vielleicht die schlichte, einfache Wahrhaftigkeit am meisten, die grade sein höchster Triumph ist. Er übernimmt sich nie in einem Stoff, die Behandlung ist diesem stets gemäß; die Hand, die den Faust und Egmont schuf, den Tasso und Iphigenie bildete, die führt mit anmuthiger Leichtigkeit jetzt den Knaben in das Leben hinauf. Und doch, wie bedeutend, wie inhaltschwer ist jeder Satz! wie tiefsinnig und weise jede Betrachtung! Maaß und Ordnung sind überall die Anzeiger, wie hoch und übersehend der Dichter über seinem Werke stehe, und wie herrlich die ganze Kraft der Jugend in dem lebensreichen Manne sich als Geist wiedergeboren hat.

Wenn diese Wahrhaftigkeit im allgemeinen uns so rein entgegen leuchtet, so können wir nicht begreifen, wie man der Ueberzeugung nur entgehen kann, daß auch das Persönliche eben so treu, eben so wahr erzählt sei, als die größeren Umgebungen der Welt

geschildert worden. Wir verschmähen die hundertfältigen Bestätigungen und Zeugnisse, die Mitwissende dem Dichter zur Beglaubigung der erzählten Thatsachen geben mögen, und halten uns an das innere Kennzeichen der Wahrheit. Sie kann nicht Folge einer vorsätzlichen Gewissenhaftigkeit sein, es fehlt jene Aengstlichkeit, die jede Wahrheit, sobald sie Vorhaben ist, begleitet; der freie, edle Trieb der Natur hat es so geschaffen. 1812

(Folgt Erzählung des Inhalts der fünf Bücher.)

Es würde zu weit führen, in die Zergliederung des Gesagten einzugehn, oder die vielen farbigen Lichter einzeln aufzufassen, die aus den reichhaltigen Episoden, von denen die Kaiserkrönung ein wahrhaft vaterländisches Prachtbild, die Erzählung der biblischen Geschichten eine schöne Idylle der frömmsten Unschuld ist, in unzählichen Strahlen auf das Gemüth des werdenden Dichters treffen: allein wir dürfen einen andern Vorwurf, der bei dieser Gelegenheit verlauten will, nicht unerörtert lassen. Das wunderliebliche Mährchen, das der Knabe erzählt, wird manchen schwer überreden, daß es so ganz in dieser Gestalt aus der jungen Einbildung hervorgegangen sei. In der That ist der Gehalt dieses Mährchens verwandt mit dem Gang und Stoff jenes andern, das die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten beschließt, und leicht dürfte sich die Meinung einfinden, daß dem jugendlichen Erzeugnisse beim Niederschreiben etwas von der Reife gespendet worden, die dem bewährten Meister nicht versagt. Ohne jeden Antheil an der Vermuthung ganz von uns abzulehnen, müssen wir jedoch einwenden, daß der Verlust, welchen die frühen Traumbilder einer Zauberwelt, die nicht gespielt, die gelebt wurde, und das Gemüth des forschenden Knaben in Bewegung brachte, immer dadurch erleiden, daß sie von späteren Augen betrachtet werden, einen anderweitigen Ersatz finden muß, und daß alles beym Niederschreiben angewandte Ordnen, Bilden und Mäßigen auf keine Weise hinreicht, die Gluth und Innigkeit der ersten Vorstellung zu ersetzen, und jenes Lebendige des Eindrucks zu geben, das sich im Schreiben nicht erreichen läßt. So wird selbst durch das scheinbar Ungetreue die Treue bewährt, und aus der Beschuldigung entsteht eine neue Bewunderung der weisen Wahrhaftigkeit des Dichters.*)

Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann, Die Musen, Berlin, 1812, 3. Quartal, pag. 201—212.

*) Verfasser: K. A. Varnhagen von Ense.

1812. Paris, 21. Juny.

— Wollen Sie wissen, wie Goethe's „Dichtung und Wahrheit" in Frankreich beurtheilt wird, so müssen Sie den Mercure de France Nr. 570 lesen; dort steht eine ziemlich herbe Recension desselben, die von dem Hrn. Censor Vanderburg herzurühren scheint. Der Rezensent gesteht, daß Goethe's Styl das Muster der Vollkommenheit in der deutschen Prosa ist, und daß seine Schreibart in dem letzten Werke noch vollkommner ist, als in den vorigen. Allein er begreift nicht, wie ein Mann, wie Goethe, solche Dinge schreiben kann, und er beschließt mit folgendem Ausruf: Quel dommage qu'un homme de Génie se plaise à fair un pareil usage de son Génie et de ses talens!

Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen, 1812, 6. Juli.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Zweiter Theil. Tübingen, bei Cotta 1812.

Der mit so viel Sehnsucht erwartete zweite Theil von Göthe's Leben ist endlich erschienen. Er übertrifft, wie es nicht anders seyn kann, den ersten, so genuß- und lehrreich dieser auch ist, an tief geschöpften Reflexionen, an mannigfaltigen und umfassenden Lebensansichten, an interessanten Charakterschilderungen, und an Aufschlüssen über des großen Dichters fortschreitende Selbstentwicklung unter den vielfachen Einflüssen des Zeitgeistes, der bedeutenderen Erscheinungen in der literarischen Welt, der unmittelbaren und mittelbaren Lebenserfahrungen und unter diesen vorzüglich der Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern aller Art. Die Fülle von vielseitigen Ansichten der Welt und der Menschen, die sich hier wie aus dem Horn des Ueberflusses ausschüttet, reißt zur Bewunderung hin, und in allen diesen mannigfaltigen Darstellungen, oft nur mit wenigen lebendigen Worten aufs anschaulichste angedeutet, offenbart sich der wahre Lebensgeist, welcher durch die ganze Natur waltet: wie in dieser, hat hier alles und jedes sein besonderes Leben in sich und zugleich im Ganzen. Da ist nichts Willkührliches, nichts mit einseitiger Vorliebe Hervorgehobenes; jedem widerfährt sein Recht, jedem ist die Stelle angewiesen, die ihm zukommt — und wenn gleich der Hauptgegenstand die Charakteri-

sirung eines Individuums ist, wenn gleich, vermöge der Natur der Sache, Alles zunächst in Bezug auf den besonderen Dichter erscheint, so wird doch der Blick immer zugleich auf das rein Menschliche, auf das Wesentliche, Allgemeingültige hingerichtet: aus dem Ganzen spricht, um mit des Dichters eigenen Worten zu reden, jene ironische Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt. Und aus diesem Gesichtspunkte sind Dichtung und Wahrheit innigst mit einander verschmolzen. 1812.

Zeitung für die elegante Welt, Leipzig, 1812, 17. November.

Berichtigung.

pag. 193 Z. 3. v. u. statt: Ardinghello, oder — lies: Ardinghello und.

Druck von Friedrich Luckhardt, Berlin SW., Königgrätzer Straße 41.